

Freiburger Diözesan-Archiv

Zeitschrift des Kirchengeschichtlichen Vereins
für Geschichte, christliche Kunst, Altertums- und Literaturkunde
des Erzbistums Freiburg mit Berücksichtigung
der angrenzenden Bistümer

136. Band

2016

VERLAG HERDER FREIBURG

Schriftleitung: Dr. Christoph Schmider

ISBN-Nr. 978-3-451-27148-9

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Milan Media
Heidelberger Straße 16, 76344 Eggenstein-Leopoldshafen
2016

Umschlag nach: Das Erzbistum Freiburg 1827–1977, S. 13
(Karte: J. Hof, Konstanz)

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier
gemäß DIN ISO 9706

INHALTSVERZEICHNIS

„Klag über Klag – 77 Jahre in einem Grab!“ Kleindenkmale erinnern an die Pest in der Erzdiözese Freiburg und Diözese Rottenburg-Stuttgart Von Konrad M. Müller . . . . .	.5–62
Die Reformation in St. Georgen/Schwarzwald Abt Johannes V. Kern (in St. Georgen) und das Konzil in Trient Von Karl Volk . . . . .	.63–86
Caspar Fuchs (1671–1741) – ein Maler aus Saulgau Zusammenfassung des bisher bekannten Werkes Von Klaus Meyer † . . . . .	.87–132
Grundkurs in katholischer Aufklärung: Andreas Benedikt Feilmoser, seine Lehrer und die Bildungswelt der Benediktiner in Villingen Von Michael Tocha . . . . .	.133–158
Die Erlebnisse der Fürstin Katharina von Hohenzollern im Kloster Sant’Ambrogio Von Gregor Patt . . . . .	.159–240
„Halb Kloster, halb Palast“ – Das Herderhaus in Freiburg Von Johannes Werner . . . . .	.241–248
(Kein) Ende der Debatte? – Erzbischof Conrad Gröber und sein Verhältnis zum Nationalsozialismus Von Christoph Schmider . . . . .	.249–274
Dr. Conrad Gröber als förderndes Mitglied der SS Von Wolfgang Proske . . . . .	.275–286
Ein prophetischer Christ: Alfons Beil (1896–1997). Bausteine zu seiner Biografie Von Egbert Seng † . . . . .	.287–364
Jahresbericht 2015 . . . . .	.365–366
Kassenbericht 2015 . . . . .	.367

VERZEICHNIS DER MITARBEITER

Emrich-Seng, Marie-Sophie
Alpenerstraße 14b
50825 Köln

Tocha, Michael
Langes Gewann 33
78052 Villingen-Schwenningen

Meyer, Felicitas
Werderstraße 15
76530 Baden-Baden

Volk, Karl
Untertal 19
78098 Triberg-Gremmelsbach

Müller, Konrad
Marchstraße 5
79106 Freiburg

Werner, Dr. Johannes
Steinstraße 21
76477 Elchesheim

Patt, Dr. Gregor
Archivschule Marburg
Hochschule für
Archivwissenschaft
Bismarckstraße 32
35037 Marburg

Proske, Dr. Wolfgang
Goethestraße 34
89547 Gerstetten

Schmider, Dr. Christoph
Erzb. Archiv Freiburg
Schoferstraße 3
79098 Freiburg

„Klag über Klag – 77 in einem Grab!“
**Kleindenkmale erinnern an die Pest in der Erzdiözese Freiburg
und Diözese Rottenburg-Stuttgart**

Von Konrad M. Müller

Bildzeugen der Pest, die an vielen Orten gesehen werden können, sind Pestkreuze, Bildstöcke und Pestsäulen. Aber auch Grabsteine von Personen, die an der Pest gestorben sind, Friedhöfe und nicht sehr häufig Pestsärge. Allerdings muss festgestellt werden, dass viele dieser Denkmale verschwunden sind. Um auf die Überschrift einzugehen, muss zu diesem Vers gesagt werden, dass es solche Grabsteine mit diesem oder ähnlichem Text gibt, trotzdem wird es sich meistens um eine Wandersage handeln. Das Gegenteil beweist das Grabkreuz von Berg bei Ravensburg. Im alten Friedhof um die Peter-und-Paul-Kirche steht ein Pestkreuz, das einem gewohnten Grabkreuz gleicht. Aber an diesem lässt sich ein Gehäuse öffnen. Im Innern steht an der Rückwand der Spruch geschrieben: „*ACH, DASS GOTT ERBARM, 70 IN EINEM GRAB † 1628.*“ Am 23. Juni dieses Jahres starb in Berg das erste Pestopfer (Abb. 1 und Abb. 2, siehe Bilder auf Seite 33).

In Schwäbisch Gmünd wird seit langer Zeit in den Geschichtsbüchern der Stadt wiederholt, dass oft an einem Tage 30–40 Personen gestorben seien, und alle Verstorbenen eines Tages wurden in eine Grube gelegt; auf einem Grabstein aus jener Zeit war zu lesen: „*Ist das nicht eine harte Plag: 77 in einem Grab?*“ Der Grabstein soll auf dem Friedhof St. Leonhard gestanden haben, bis er spurlos verschwand.

In Taldorf bei Ravensburg wurden auch siebzig in ein Grab gelegt. Bis vor vielen Jahrzehnten waren links beim Aufgang des Schulhauses noch zwei Grabsteine zu sehen mit der Inschrift: „*Ach, daß Gott erbarm, 70 in einem Grab!*“

In Sipplingen ist es nicht anders: 400 Tote, angeblich in einem Grab, die Grabinschrift „*Klag über Klag – 400 in einem Grab*“ soll Anfang des

20. Jahrhunderts noch gesehen worden sein. In Veringenstadt lag der ausgestorbene Ort Deutstetten (oder Dillstetten) beim jetzigen Friedhof. Dort soll ein Gedenkstein gestanden haben mit der Inschrift: „*Klag über Klag, siebenzig in einem Grab.*“ Diese Siebzig sollen in einer Nacht gestorben sein. Der Stein in der unteren Ecke der Pfarrkirche soll dieser Gedenkstein sein.

1. Pestkreuz

Andachtskreuz

Das Gabelkreuz von St. Maria im Kapitol in Köln wird von den Kunsthistorikern als Pestkreuz gedeutet. Der Körper des Gekreuzigten ist übersät von blutenden Wunden, das Antlitz ist durch den unsagbaren Schmerz geprägt. So findet sich der Pestkranke in diesem Leidenden wieder, und in der Verehrung des Kreuzes hofft er auf Erlösung. Es ist nun nicht sinnvoll, alle Kreuze, die einen besonders grausamen Anblick bieten, als Pestkreuz zu bezeichnen. Aber wenn die Überlieferung oder der Volksmund einen Zusammenhang zur Pest kennt, dann soll das Kreuz auch hier genannt sein.

Bad Schussenried

Durch die Seitentüre der ehemaligen Klosterkirche gelangt der Kirchenbesucher ins Klostermuseum. Dort hängt ein Pestkreuz, der Gekreuzigte ist mit einem pestkranken Körper sehr naturalistisch vor Augen geführt (Abb. 3 und Abb. 4, siehe Bilder auf Seite 34). Mit dem ausdrucksvollen Leidensgesicht, dem gestockten Blut, den geschundenen Füßen, Knien und Schienbeinen sind die Eigenschaften des Pestkreuzes erfüllt. Ein überlebensgroßes Kruzifix hängt beim Eingang des früheren S. Emericus- oder Weberhauses im Ortsteil Kleinwinnaden.

Baindt

In die Regierungszeit der Äbtissin Hiltrudis von Königsegg (1349 bis 1350) fielen die Jahre des Schwarzen Todes. Sie hat wahrscheinlich das erhalten gebliebene Baindter Pestkreuz in Auftrag gegeben. Es hängt im Seitenschiff der ehemaligen Klosterkirche.

Nach dem Kölner Vorbild gibt es in folgenden Orten Kreuze der beschriebenen Art:

Bötzingen (in der Pestkapelle St. Alban), **Dettingen a. d. I.** (Pfarrkirche von Oberdettingen), **Dellmensingen** (Erbach a. d. Donau, in der Vorhalle der St.-Sebastians-Kirche), **Erolzheim** (in der Bergkapelle), **Kirchheim i. R.** (in der ehemaligen Klosterkirche), **Scheer** (in der Sakristei der Nikolauskirche), **Schwäbisch Gmünd** (An der Südseite des Hauses Bocksgasse 39 hing bis zum Abbruch ein Pestkreuz, datiert 1637, jetzt im Prediger), **Sipplingen** (im Rathaussaal), **Staufen** (in der Pfarrkirche).

Abwehrkreuz

Ein Kreuz, dem die Eigenschaft zu schützen zugesprochen wird, kann in allen Größen, aus verschiedenen Materialien, kunstvoll oder schlicht sein. Es kann am Ortsrand oder an der Gemarkungsgrenze stehen. Es gibt Kreuze, die ein Haus oder eine Person schützen. Tragbare Kreuze werden auf Prozessionen oder Wallfahrten mitgenommen. Die wenigsten haben eine Inschrift, aber das hat auf den zu gewährenden Schutz keinen Einfluss. Manchmal hat das Kreuz einen doppelten Querbalken, für diese war das Caravacakreuz das Vorbild. Kreuze können auch in einer Gruppe zusammenstehen. Unter den Inschriften auf Kreuzen ist auch der Zachariassegen zu finden.

Erzdiözese Freiburg

Angeltürn (Boxberg)

Zwei Doppelbalkenkreuze wehren nach zwei Himmelsrichtungen am Ortsanfang der Pest.

Emmingen-Liptingen

Mündlicher Überlieferung nach stammen die Pestkreuze aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, als 1629–1635 die Pest wütete und von 300 Dorfbewohnern nur acht am Leben blieben. Die Gemeinde ließ bei Ausbruch der Pest an den vier Zugängen des Ortes Kreuzgruppen aufstellen, dazu noch je einen Holzbildstock, der die Inschrift trug: *„Wanderer fliehe diesen Ort, hier herrscht die Pest!“* (Oder: *„Hier herrscht die Pest, flieh‘, Wanderer, flieh‘!“*) Sie stehen an den vier Hauptwegen nach Aach, Liptingen, Hattingen und Tuttlingen in geringer Entfernung vom Ortsrand (Abb. 5 und Abb. 6, siehe Bilder auf Seite 35). Bis auf eines sind die Kreuze fast gleich, fünf sind Caravacakreuze, bei den anderen endet der Kreuzbalken in ein Kleeblatt. Zur Gruppe in Richtung Tutt-

lingen gehört eines nach Art der Arma-Christi-Kreuze mit Inschrift INRI und IHS, Hammer und Zange, dazu die Kopfbedeckung des Hohen Priesters, drei Nägel, der Kelch, der nahtlose Rock, der Hahn, die verfinsterte Sonne und die Jahreszahl 1813. Traditionsgemäß werden die Kreuze, wenn sie morsch werden, erneuert.

Glottertal

Im Bernethausenhof wird ein Kreuzberg, den man hier auch als Hexenkreuz bezeichnete, aufbewahrt. Früher stand er zur Abwehr allen Unheils, auch der Pest, an der Hausecke zusammen mit dem hl. Sebastian und dem hl. Rochus, der hl. Agatha und dem hl. Johannes Nepomuk.

Heudorf (Meßkirch)

Drei Pestkreuze stehen in Richtung Tuttlingen am Ortsrand, sie werden sowohl als Abwehrkreuze als auch zur Erinnerung an die Pestzeiten des 16. Jahrhunderts und (oder) des Dreißigjährigen Krieges bezeichnet.

Hüngheim (Ravenstein)

Das Doppelbalkenkreuz soll der mündlichen Überlieferung nach vom Gutsherrn von Hochschwärz errichtet worden sein, dessen Hof im Schwedenkrieg niedergebrannt wurde.

Mühlhausen-Ehingen

Das hölzerne Kreuz auf dem Mägdeberg südlich des Duchtlinger Weges auf dem Kamm des Bergrückens kann als Abwehrkreuz gedeutet werden. Aber vermutlich ist es der Nachfolger eines alten Wetterkreuzes, das noch um 1800 hier gestanden ist.

Murg

Beim Totenbühl steht ein steinernes Kreuz. Als die Pest herrschte, haben die Bewohner von Murg den Nachbarn in Oberhof nicht erlaubt, ihre Pesttoten bei der Murger Kirche zu beerdigen. Sie mussten die Leichen beim danach genannten Totenbühl ins Massengrab werfen.

Ringingen (Burladingen)

Als Vortragekreuz wird das sogenannte „schwarzes Kreuzle“, das in der Kirche zu sehen ist, benutzt. Im Volksmund ist es das Pestkreuz.

Rohrbach (Furtwangen)

Die Kreuze bei der Fuchsfalle werden als Pestkreuze in der Überlieferung der Bewohner der nächsten Umgebung bezeichnet.

Rotzel (Laufenburg)

Der an der heutigen Gemarkungsgrenze von Hottingen, Hänner und Rotzel stehende „Süßhof“, soll ein Überbleibsel der Rotzelwihlhöfe sein. Diese an der Pest ausgestorbenen Höfe lagen in einer kleinen Entfernung jenseits des Waldes südlich vom heutigen „Süßhof“. Dort führte der sogenannte „Totenweg“ vorbei in Richtung Rotzel. Mitten im Wald am Rand dieses Weges steht das „Rote Kreuz“.

Villingen-Schwenningen

Über die Pest während des Dreißigjährigen Krieges, über die in Villingen fast nichts berichtet wird, gibt es eine Art Legende vom Nägelinskreuz im Münster. Als 1635 die Pest überall herrschte, haben die Bürger beim Nägelinskreuz Zuflucht genommen. Wenn auch andere Versprechungen daran geknüpft sind – erstens werde die Stadt nie vom Feinde erobert werden, zweitens werde sich keine Ketzerei in Villingen ausbreiten und drittens werde die Stadt keiner Feuersbrunst mehr zum Opfer fallen –, wurden diese Versprechungen von den Villingern auch auf die Verhütung von Seuchen, besonders der Pest ausgedehnt. Die legendäre Wunderwirkung des Kreuzes geht auf eine Zusage an den Bauer Andreas Nägelin Anfang des 15. Jahrhunderts zurück. Daher glaubten die Bewohner, dass das Nägelinskreuz Villingen im Dreißigjährigen Krieg vor der Pest bewahrte.

Waldstetten (Höpfingen)

Ein Steinkreuz mit Doppelquerbalken besitzt eine Höhe von 4,70 m und steht auf der Waldstettener Gemarkungsgrenze neben der Straße nach Altheim am Waldrand. Auf seinem Schaft ist die Jahreszahl 1730 eingemeißelt (Abb. 7, siehe Bild auf Seite 36).

Wolterdingen (Donaueschingen)

Das „Spanische Kreuz“ steht im Ochsenburger Wald. Das Renovationsurbar von 1792 nennt die Felder und den Wald in der Umgebung dieses Kreuzes „*beim spanischen Kreuz*“. Ob dieses Kreuz an die Wirren des Spanischen Erbfolgekrieges, der von 1701 bis 1714 dauerte, erinnern

soll oder tiefer in die Geschichte zurückreicht, ist nicht mehr feststellbar.

Diözese Rottenburg

Altkrautheim (Krautheim)

Benachbart zur Pestkapelle in Altkrautheim ist an dem Haus in den Eckbalken ein Pestkreuz geschnitzt, es wurde von Jacob Bin gestiftet (Abb. 8, siehe Bild auf Seite 36). Bei der Ausgrabung für den Erweiterungsbau der Kirche von Altkrautheim ist ein kleines Pestkreuz nach der Art eines Caravacakreuzes von 1596 gefunden worden.

Bad Wurzach

An der Gabelung der Straßen nach Ziegelbach und nach Haidgau steht das sogenannte „Schwarze Kreuz“, ein hohes Holzkreuz. Weiter als bis zu dieser Stelle ist die Pest nicht vorgedrungen, so blieb Wurzach bei der großen Pestepidemie von 1348 bis 1350 verschont.

Herbertingen

Drei schlichte Holzkreuze stehen an der Bahnhofstraße, wo der Beerdigungsplatz für die Pesttoten vermutet wird, sie gelten als Pestkreuze.

Neuhausen ob Eck

Im Wald an der Straße von Liptingen nach Schwandorf stehen auf der Gemarkung Neuhausen drei Holzkreuze, die als Pestkreuze angesehen werden können (Abb. 9, siehe Bild auf Seite 37).

Röttingen (Lauchheim)

Zur Wendelinskapelle ist die Wallfahrt bekannt. In der Kapelle wird ein Vortragekreuz aufbewahrt, das vielleicht als Pestkreuz gelten könnte, aber als solches nicht mehr bezeichnet wird.

Schwäbisch Gmünd

Die Anwohner der Bocksgasse waren von der Pest besonders stark betroffen. Daher ist es nicht verwunderlich, dass diese Leute sich bei der Pestprozession am Rochustag (16. August) auf den Salvator hervortaten. Verständlich ist auch daher, dass sie Kreuze trugen, die heute als Pestkreuze bezeichnet werden. Von diesen Kreuzen haben sich noch einige erhalten. Das eine hing im Traubengäßle. Als es aber beschädigt worden

war, ließ es der Hausbesitzer auf der Rückseite des Gebäudes anbringen. Schließlich kam es ins Museum. Das zweite Kreuz, das jedes Jahr der Prozession vorgetragen wird, hing im Treppenhaus des Gebäudes Bocksgasse 36. Das Haus ist abgerissen worden, und das Kreuz kam ins Museum. Das dritte, das schönste dieser Kreuze, befand sich in einem Dachzimmer der Bocksgasse 18 und kam auch ins Museum (Abb. 10, siehe Bild auf Seite 37).

Wenn hier behauptet wird, dass alle Kreuze ins Museum kamen, dann stimmt dies nicht, denn eines steht jetzt vor dem Altar in der Hauskapelle von St. Anna, Katharinenstr. 34; welches der erhalten gebliebenen dieses ist, lässt sich vielleicht nicht mehr (oder nur mit Mühe) feststellen.

Erinnerungskreuz

Steinkreuze werden oft als Pestkreuze angesehen und sollen die Grenze bezeichnen, bis zu der die Pestkranken sich dem Ort nähern durften, oder die Stelle, zu der den Pestkranken oder auch während der Pestzeit den Anwohnern die Speisen gebracht werden durften. Meistens sind es Sagen oder volkstümliche Überlieferungen, die bestimmte Kreuze zu Pestkreuzen stempeln.

Auch gibt es in den Erzählungen, die an einem Ort lebendig blieben, den Fall, dass behauptet wird: Dort, wo das Steinkreuz steht, wurde jemand oder mehrere, der/die an der Pest starb(en), beerdigt. Meist sind diese zum Teil niederen Steinkreuze Sühnekreuze, die wegen irgendeiner Untat, beispielsweise von einem Mörder, aufgestellt werden mussten.

Erzdiözese Freiburg

Berghaupten

Steinkreuz, von der Ortsmitte Richtung Gengenbach gegenüber einem Bildstock in einem Grünstreifen, wegen der Straßenverbreiterung an den jetzigen Standort gebracht. In der Sage ist dieses zusammen mit einer Hexenverbrennung genannt. Diese Hexe soll die Pest nach Berghaupten gebracht haben.

Breisach

Ein Kreuz aus weißen Kieselsteinen, im Pflaster eingelassen, fast am Ende der Straße, die auf den Münsterberg führt. Es heißt: Entweder hörte hier die Pest auf oder hier endete eine Prozession.

Bruchsal

Auf dem Friedhof ist hinter der Peterskirche in die Mauer ein Pestkreuz von 1514 eingelassen. Die Inschrift beweist eindeutig, dass das ein Pestkreuz ist: „*Bittent gott fur luft geschlecht und fur die arme sel.*“ Die Bitte um „*luft*“ bedeutet, dass die Pest herrscht, nämlich böse Luft, also braucht es wieder gute Luft (Abb. 11, siehe Bild auf Seite 38).

Buchen

Pestkreuze: links und rechts der Besselkapelle an der Walldürner Straße. (Abt Johann Franz Bessel, 30. Dezember 1683 – 24. Mai 1724 ließ zum Andenken an seine Eltern eine Kapelle bauen. Sein Vater starb am 8. März 1712 und seine Mutter am 3. September 1706.) Die Kreuze sollen von den Bewohnern Buchens und der umliegenden Dörfer versprochen worden sein, als die Pest wütete. Wenn auch das genaue Aufstellungsjahr nicht bekannt ist (es wird vom Jahre 1525 immer wieder geschrieben), so handelt es sich hier um zwei Steinkreuze, die zu den ältesten Kleindenkmalen der Gegend zählen. Zu erkennen ist auf dem einen Kreuz ein Rad mit sechs Speichen. In dem zweiten Kreuz ist ein Gegenstand eingemeißelt, dessen Deutung unklar ist. Er ähnelt einer Büchse oder einem Topf mit spitzem Deckel und Knopf oder vielleicht auch einem Handschuh. Die Rochusprozession führt ja heute noch an der Besselkapelle vorbei. Das Feldkreuz am „Runden Tisch“ (steinerner Tisch) wurde 1935 durch die katholische Kirchengemeinde errichtet aus Anlass des 300-jährigen Bestehens des Rochusgelübdes mit der Inschrift: „*Blick gnädig hernieder! Wend' Hunger und Pest! Leit', Herr, deine Diener, die du sterbend erlöst!*“ So lautet die Übersetzung einer lateinischen Anrufung, die seit Einführung der Rochusprozession beim zweiten Altar jeweils dreimal gesungen wird. Dieses Kreuz musste beim Ausbau der Bundesstraße 27 ein wenig umgesetzt werden.

Ebringen

Ein im Volksmund als „Pestkreuz“ bezeichnetes Kruzifix befindet sich vor dem Haus Schönbergstraße 87 nahe der Pfarrkirche.

Elzach

Im Zusammenhang mit dem Pestfriedhof soll das Steinkreuz bei der Garage an der Hauptstraße 113 stehen, daher wird es Pestkreuz genannt.

Ettenheim

Ein sogenanntes Pestkreuz steht bei der Marienkapelle auf dem Kahlenberg, gestiftet 1752.

Falkensteig (Buchenbach)

Um 1700 bei einem Pestfall (wahrscheinlich eine andere Seuche) soll ein Gelübde Anlass gewesen sein, den Heiland von Falkensteig als Dankeszeichen zu schnitzen. Seit über hundert Jahren hängt das Kreuz an dem kleinen Haus an der Straße.

Faulenfürst

Ein Steinkreuz zwischen Faulenfürst und Dürrenbühl soll, nach dem Volksmund zu reden, ein Pestkreuz sein.

Fützen

Das Gickelekreuz an der alten Straße nach Grimmelshofen ist ein Doppelbalkenkreuz mit den Leidenswerkzeugen. Es soll ungefähr 200 Jahre alt sein. Ob es wegen der Ähnlichkeit mit anderen Kreuzen dieser Art als Pestkreuz bezeichnet werden kann, ist nicht zu entscheiden.

Gottersdorf (Walldürn)

Vor der Kirche wurde 1975 ein Steinkreuz, das ursprünglich am Totenweg Richtung Reichartshausen stand, neu aufgestellt. Ursprünglich gab es drei Kreuze, sie standen am Ortsausgang an drei Wegen und sollen die Stellen bezeichnen, bis zu denen die Müller bei der Pestzeit fuhr, um dort das Mehl für Gottersdorf abzuladen. Eines von diesen ist vielleicht das vom Totenweg.

Griesheim (Offenburg)

Das Barockkruzifix im Garten an einer Seitenstraße sei zum Dank für gnädige Verschonung vor der Pest errichtet worden. Tatsächlich fielen einer Krankheit 1761 neun Personen zum Opfer. Was für eine Krankheit es war? – im Volksmund die Pest!

Hemsbach

Als im Jahre 1635 Pest und Hungersnot die Bergstraße furchtbar heimsuchten, zogen Prozessionen hinter Prozessionen zum Kreuzberg, um den Himmel um Hilfe anzurufen. Der Ursprung der Wallfahrt liegt

nicht in der Pestzeit. Ein Jäger, der eine Hirschkuh auf dem Berg erlegen wollte, erblindete daraufhin. Erst als die Hirschkuh durch Scharren auf ein vergrabenes Kreuz aufmerksam machte und daraufhin eine Quelle aufsprang, wurde er durch das Quellwasser wieder sehend (Abb. 12, siehe Bild auf Seite 38).

Herbolzheim (Neudenaу)

Historisch wertvoll ist das aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges (1637) stammende Kreuz auf der südlichen Friedhofsmauer. Weil unter den Dorfbewohnern gegen Ende des Krieges vermutlich keine schreibkundige Person mehr im Ort war – alle waren wahrscheinlich an der Pest gestorben – ist dieses Kreuz das Einzige, was an die Zeit erinnert.

Krauchenwies

An der Straße in Richtung Ostrach steht an der Kreuzung nach Rulfingen bzw. Hausen am Andelsbach ein sogenanntes „Weißes Kreuz“, das als Pestkreuz bezeichnet wird.

Malsch

Steinkreuze zur Erinnerung an eine Seuchenzeit: Erstens: In einer Vorgartenmauer Ecke Friedrich- und Kreuzstraße. Teile der Arme und der Kopf ragen über die Mauer hinaus. Das Kreuz wurde 1949 eingemauert. Zweitens: Vor einer Gartenmauer, Sulzbacher Straße.

Michelbach (Gaggenau)

Pestkreuz von 1689 (geschrieben 168IX), hier soll vorher ein Holzkreuz aus der Pestzeit gestanden haben. Um 1580 raffte die Pest ein Achtel der Bevölkerung hinweg. Außerdem soll in den Jahren 1680 und 1768 die Pest aufgetreten sein, wahrscheinlich waren das pestähnliche Fieberseuchen. Vielleicht dient zur Identifizierung der Krankheit ein Zeitungsbericht, der im Stadtarchiv Gernsbach aufbewahrt wird, dort wird für das Jahr 1769 von „*Febris catharalis magis vel minus maligna pro varietate subjektorum*“ berichtet. Zum Krankheitsbild: „*Es ist eine merkwürdige Krankheit, die mit Frost und Hitze und Erbrechen anfängt, zu schweren Atemnöten führt und an den Körpern der Kranken große rote Flecken hervorbringt.*“

Oberhausen

Wallfahrtswege nach Waghäusel oder Speyer sind gesäumt mit Kreuzen und Kreuzwegstationen (Abb. 13, siehe Bild auf Seite 39). Ob diese im Zusammenhang mit der Pest zu sehen sind, kann aus der Überlieferung nicht genau nachgewiesen werden. Eher ist der Flurname „Im schwarzen Kreuz“ auf eine Pest zurückzuführen, und auch das Flurkreuz am „Schwarzen Weg“ gehört in die Überlegung mit der Pest, die im Dreißigjährigen Krieg im Ort herrschte.

Östringen

Als es noch kein Neubaugebiet und keine Mozartstraße gab, stand südwestlich des Dorfes am Wegrain des „steckigter Feldes“ ein Steinkreuz, es ist auffallend klein und schmucklos, ohne Zeichen. Hier soll die Grenze gewesen sein, bis zu der sich die aus dem Ort vertriebenen Pestkranken dem Dorfe nähern durften, um hier ihre Nahrung abzuholen. Jetzt ziert das Kreuz den Vorgarten in der Mozartstraße 5.

Sinzheim

Südlich der Antoniuskapelle liegt das Gewann „Beim Taubenacker“. Dieser Name hat nichts mit Tauben zu tun, sondern mit Toten. Der Name kommt von „töuwen“ und bedeutet sterben und „towt“ heißt tot. Der genannte Bereich war einmal der Friedhof der Aussätzigen, der Totenacker, in Pestzeiten wurden die Pestleichen hierher gebracht. Die Steinkreuze an der Kapelle stammen wahrscheinlich von dem genannten Friedhof.

Siplingen

1671 am Johannistag wurde eine Kapelle in der Spraithe für die Pestkranken eingeweiht. An der Stelle der abgebrochenen Kapelle steht jetzt ein Feldkreuz.

Steißlingen

Kreuz am Frohnholz. Die obere Inschrift lautet: *„Kreuze, die am Wege steh'n, um den Pfad zu weisen, Pilger, die zum Kreuze geh'n, werden sicher reisen. Gestiftet von Josef Zwick.“* Auf der Rückseite befindet sich die Jahreszahl: 1963. Zum heutigen Standort im Gewann Frohnholz heißt es: *„Das älteste bekannte Feldkreuz ist das Schniderlinskreuz (Fieberkreuz), das auf der Fronsteig, also am Postweg Steißlingen – Friedin-*

gen steht. Gestiftet wurde es von Hans Georg Chorherr zur Erinnerung an die Pest, der in den Jahren 1635/36 in der Pfarrei Steißlingen über eintausend Menschen zum Opfer fielen.“

Stettfeld (Ubstadt-Weiher)

Drei Pestkreuze sind in einer Mauer an der Durchgangsstraße ziemlich unscheinbar eingemauert.

Tautenbronn (Pfullendorf)

Die Steinkreuze von Tautenbronn geben ein Rätsel auf. In der Nähe des ehemaligen Galgenbühls von Pfullendorf könnten Sühnekreuze aufgestellt worden sein, dagegen spricht, dass die Kreuze auf hohenzollerischem Gebiet stehen. Es gibt auch die Meinung, sie zu römischen Wegweisern zu machen. Der Volksmund vereinfacht solche Überlegungen und nennt sie Pestkreuze.

Ulm (Renchen)

An der Ecke Mauritiusstraße/Oberkircher Straße steht unter einem Hochkreuz ein kleines Steinkreuz. Am Kopfteil ist die Jahreszahl 1477 eingraviert. Die eingemeißelte Pflugschar deutet auf einen Diebstahl einer solchen hin, und aus diesem Grund wurde das Kreuz zur Sühne gesetzt. Es wird aber auch erzählt, dass sich hier drei Betrunkene erschlagen hätten. Vielleicht ist aber auch die Bezeichnung Schweden- oder Pestkreuz richtig, wie es noch von älteren Einwohnern genannt wird.

Unadingen

Die Pestkreuze an den Wegen zu den Nachbarorten sind jetzt unter anderen Namen bekannt und können nur als Nachfolgekreuze angesprochen werden. Aber die Erinnerung an die Pest bei ihrem Anblick mag nachwirken. Das Stehlinskreuz, bereits 1587 nach einem nicht weiter bekannten Stählin aus Unadingen oder Muchen benannt, steht am Weg zur Grünburg. Johann Koßbiels Erben stifteten 1886 das jetzige Steinkreuz. In Sichtweite findet sich das rote Kreuz von 1776 am Weg Richtung Neuenburg. Am sogenannten „weißen Rain“, Richtung Dittishausen, steht das weiße Kreuz von 1762.

Waldshut-Tiengen

Die Familie des Schultheißen Johann Jakob Straubhaar stiftete 1650 ein steinernes Flurkreuz, welches heute noch über dem Hochaltar der später gebauten Wallfahrtskapelle auf dem Kalvarienberg steht und den Namen des Stifters trägt.

Wiechs (Steißlingen)

Auf dem Gelände des Golfplatzes steht ein sehr hohes Holzkreuz. In den Jahren um 1640, als die Pest wütete und fast zum Aussterben der Bevölkerung in Wiechs führte, sollen die vielen Toten bei diesem Kreuz beerdigt worden sein. In der Steißlinger Pfarrchronik steht unter dem Datum von 31. August 1924 folgender Eintrag: „*Heute wurde das neue Feldkreuz des Herrn Baron in Wiechs eingeweiht.*“ Das jetzige Kreuz ist wieder ein erneuertes.

Zell am Harmersbach

Vor einem Haus in der Unterentersbacher Straße steht ein Schwedenkreuz von 1646 (Abb. 14, siehe Bild auf Seite 39). Es wird als Sühnekreuz für einen dort vom jähen Tod ereilten Bauern bezeichnet. Auch wenn in früheren Jahrhunderten der jähe Tod die Pest bezeichnete, ist es fraglich, ob das auch hier zutrifft.

*Diözese Rottenburg***Böbingen an der Rems**

Volkstümliche Überlieferung: Das Pestkreuz wurde aufgestellt, weil in Oberböbingen die Pest nicht wie in Möggingen ausbrach.

Donzdorf

An der Straße von Donzdorf nach Reichenbach steht ein Steinkreuz. Das Kreuz zeigt eine stilisierte Pflugschar. Darunter steht die Jahreszahl 1569. Nach einer volkstümlichen Deutung soll es sich um ein Pestkreuz handeln. Hier dürfte ein Bauer erschlagen worden sein, allerdings wurde das Kreuz von dem Platz des Mordes auf dem Feld an die Böschung versetzt.

Ellwangen (Rot an der Rot)

Die legendäre Überlieferung kennt die Steinkreuze als Schweden- oder Pestkreuze, die bis 1966 auf einem Rasenstück am Straßendreieck

gegen Ortsausgang Richtung Norden standen. Seither haben sie einen neuen Platz neben dem Rathaus gefunden. Ob der Pestfriedhof am früheren Platz der Kreuze lag, wird nicht zu beantworten sein.

Erbach

Der Standort des Pestkreuzes, das jetzt nordwestlich der Kirche am Abhang des Schlossberges neben dem Pfarrhaus steht, hatte ursprünglich seinen Standort auf dem „Käppelesberg“, auch „Kachla- oder Ziegelberg“ genannt, nördlich von Erbach. Das Kreuz ist sehr beschädigt, so dass es kaum als Kreuz erkannt wird (Abb. 15, siehe Bild auf Seite 40). Das Schwarze Kreuz am Parkeingang der Schlossmauer erinnert an die Pest nach der Schlacht bei Nördlingen.

Fellbach

Eine Kreuzigungsgruppe im alten Friedhof wurde nach der Pest von 1611 aufgestellt, jetzt in der Vorhalle der Lutherkirche. Der Kreuzestamm wächst aus der Gestalt des Adams empor.

Hausen ob Urspring (Schelklingen)

Pestkreuz ca. 500 m südöstlich vom Ort an der Straße nach Schelklingen, an der Gemarkungsgrenze.

Honhardt (Frankenhardt)

Ein Pestkreuz soll das Kreuz im Sobachtal auf der Wiese sein (Abb. 16, siehe Bild auf Seite 40). Wahrscheinlich im Dreißigjährigen Krieg aufgestellt. Die Entfernung vom Ort ist so groß, dass Zweifel an einem Zusammenhang mit der Pest bestehen.

Horb

In der Altheimer Straße oberhalb des Gasthauses „Germania“ steht ein Pestkreuz mit der Inschrift: „*Hier hat die Pest 1611 halt gemacht.*“ Dieses Hochkreuz wurde zuletzt im Jahre 1963 erneuert und wieder aufgestellt.

Kirchberg (Renfrizhausen)

Die schmiedeeisernen Kreuze auf dem Friedhof mit ihren zwei Kreuzbalken werden als Pestkreuze gedeutet.

Lichtel (Creglingen)

Neben dem zerstörten Bildstock ist ein Steinkreuz geblieben, beide sollen aus der Pestzeit sein.

Lindenhof (Unterbettringen, Stadtteil von Schwäbisch Gmünd)

Vor der Feldkapelle zum hl. Felix von Cantalice und Sebastian steht an der Westseite ein Pestkreuz oder Schwedenkreuz.

Mönsheim

Zwei Pestkreuze in der Leonberger Straße; das eine Kreuz in einer kleinen, zum Kirchplatz gehörenden Anlage, das zweite in der Stützmauer des Kirchplatzes. Weil um die Kirche herum der Pestfriedhof lag, nahm man an, dass diese Steinkreuze Pestkreuze seien, zumal hier auch ein Pestmassengrab entdeckt wurde.

Nasgenstadt (Ehingen)

Die beiden beschädigten Kreuze sind der Rest einer Gruppe von ursprünglich 3 Steinkreuzen. Die Kreuzgruppe wurde früher als „Malefizkreuze“ bezeichnet, aber im Volksmund werden sie auch als Pestkreuze bezeichnet.

Obersontheim

Ins Reich der Fantasie gehört es, die beiden Steinkreuze auf dem Hohenkreuz als Pestkreuze zu bezeichnen. Weder lag hier ein Pestfriedhof, noch gab es hier Soldatengräber, sondern die Wahrscheinlichkeit ist groß, dass es Sühnekreuze sind, zumal ein Totschlagsühnevertrag von 1448 vorliegt.

Röttingen (Lauchheim)

Außerhalb des Dorfes steht ein Pestkreuz, das nach dem Volksmund über 700 Jahre alt sein soll, es sind aber nur fast 400 Jahre. Vermutlich geht es in den Dreißigjährigen Krieg, in das Pestjahr 1634 zurück. Als im Jahr 1634 die Pest in dieser Gegend wütete, blieben alle, die an diesen Platz flüchteten, von der Seuche verschont. Zum Andenken ließ die Gemeinde das Kreuz errichten.

Stuttgart

Das Postmichelkreuz ist der Sage nach vermutlich ein ehemaliges Sühne- oder Pestkreuz. Einst auf der Esslinger Steige, ist es jetzt links vor dem Eingang zu einer Villa in der Diemershaldenstraße eingemauert.

Tomerdingen (Dornstadt)

Pestkreuz etwa 700 m südwestlich der Ortsmitte an der Straße nach Bollingen zwischen zwei alten Linden.

Unterjesingen (Tübingen)

Sogenanntes Pestkreuz im Wald auf dem Härtlesberg, daher auch Härtleskreuz genannt. Rechts vom Weg zum Schloss Hohenentringen unter den Bäumen im Wald (Abb. 17, siehe Bild auf Seite 41).

Wolketsweiler (Horgenzell)

Ein Pestkreuz, von dem die Herkunft nicht exakt festzustellen ist, steht ca. 500 m außerhalb vom Ort an der Straße nach Tepfenhardt.

Zwiefaltendorf (Riedlingen)

Für das Kreuz in der Nähe der Burgkapelle gibt es die volkstümliche Überlieferung, es sei ein Pestkreuz, datiert wird es ins 15. Jahrhundert.

2. Bildstock

Als die Zeit zu Ende ging, in der es Brauch war, Pestkreuze in der Flur aufzustellen, nahmen die Bildstöcke diesen Platz ein. Das hat sich auch zum Teil daraus entwickelt, dass sich der Strafvollzug geändert hat. Diese Bildstöcke haben vielfache Aufgaben übernommen: Gedenkzeichen für Verunglückte, Errettung aus drohender Gefahr, Gelöbnis bei Krankheiten in Familie und Stall, vor allem in Krieg und Heimsuchungen. Es ist durchaus möglich, dass in Pestzeiten die Errichtung von Bildstöcken gelobt wurden. Möglich ist auch, dass Bildstöcke an Begräbnisplätzen errichtet wurden.

Außer dem Bildstock als Erinnerung wurden auch Pestsäulen errichtet. Vorbild für die Ausstattung ist die Pestsäule in Wien am Graben. Solche kunstvollen Pestsäulen sind außerhalb Österreichs selten zu finden.

*Erzdiözese Freiburg***Altheim** (Walldürn)

Drei Bildstöcke erinnern im Ort an die Pest. 1. Zu den ältesten Bildstöcken Altheims zählt das sogenannte Pestbild auf dem Berg bei der alten Römerstraße. Es trägt die Inschrift „*Sime Emert*“. Wahrscheinlich ist dies der Name des Stifters: Simeon Emert. 2. Pestsäule als Tafelbildstock mit Georg und Corpus Christi als Hauptmotiv sowie Valentin und Sebastian als Nebenmotiv (Abb. 18 und Abb. 19, siehe Bilder auf den Seiten 41/42). 3. Nischenbildstock vom Pestjahr 1631.

Dittwar (Tauberbischofsheim)

Bildstock mit Darstellung des hl. Sebastian, in der Nähe des Bahnhofes.

Freiburg-St. Georgen

Bildstock mit einem Doppelbalkenkreuz.

Frickingen

Die Pestsäule mit Sebastian und Rochus steht am Ortsausgang Richtung Altheim.

Gamburg (Werbach)

Bildstock (1735) auf dem Weg zur Mühle mit Inschrift im Sockel: Santa Sebastianus.

Gernsbach

Eine Bildsäule ist zu Ehren der Mutter Anna bei einer Pestepidemie gelobt worden und steht in der Nähe des Marktplatzes.

Gütenbach

Eine Hofsaage, bei der auch die Pest eine Rolle spielt, wird vom Oberen Fallengrund-Hof erzählt. Beim Bildstöckle seien um die 30 Tote, als eine Seuche ausgebrochen war, in einem Massengrab beerdigt worden.

Hainstadt (Buchen)

Blutbildstock aus dem Jahre 1744. Das Heilige Blut auf der Vorderseite des Kapitells mit Inschrift: „*HEILICH PLVT ZV*

WALTTVRN IN CORPAL IST“ ist flankiert von den heiligen Wendelin und Sebastian.

Hardheim

Der Bildstock bei der Neumühle ist eine Säule, gekrönt mit einem Sebastianrelief.

Haslach im Kinzigtal

Die Zahlen am Bildstock auf dem Sandhaasplatz, der früher Sebastiansplatz hieß, auf der rechten Seite sind vielleicht als 16 und 08 zu lesen. Aus der Inschrift F. J. G. und M. C. H. auf dem Schildchen am Stamm sind die Abkürzungen der Stifternamen zu entnehmen. Hier hatte der Kupferschmied Franz Joseph Gröber, der 1766 Maria Catharina Hanlin, die Witwe des Bürgermeisters Joseph Sandhaas, heiratete, einen Garten. Ein F. Sandhaas sollte für einen schwer kranken (an der Pest kranken) Haslacher, der in Bayern lebte, einen Bildstock Anfang des 17. Jahrhunderts errichten.

Hettingen (Buchen)

Ein Vesperbild von 1742 mit Nebenfigur des hl. Sebastian.

Hubertshofen

An der Straße nach Bräunlingen, bald nach den letzten Häusern, steht ein Bildstock, in dessen Nische die Figur des hl. Sebastian steht.

Jöhlingen (Walzbachtal)

Nach Art der Pestsäulen in Wien oder Wallerstein ist die Kreuzigungsgruppe an der Langentaler Straße errichtet. Links steht der hl. Wendelin und rechts der hl. Rochus. Auf der Inschriftenkartusche steht Vers 16 aus dem 4. Kapitel des Hebräerbriefes: „*Lasset uns mit Vertrauen / zu dem Gnaden Throne hinzugehen / damit wir Barmherzigkeit erlangen / und zur Zeit der Noth Gnade / finden mögen / ad Hebr IV c v 16 / 1799.*“

Kuppenheim

Ein Bildstock stand ehemals am Weg von Kuppenheim nach Oberndorf beim Gewann Essigwiesen am Siegenberg (Siechenberg). Der Kuppenheimer Volksmund nennt diesen Bildstock Peststein. 1997 wurde er wieder aufgestellt. Er steht nicht weit von seiner ursprünglichen Stelle

entfernt. Die auf dem Bildstock eingehauene Jahreszahl kann nicht mehr entziffert werden. Es gibt verschiedene Lesarten 1626, 1636 oder 1676, eventuell gar 1436. Hier sollen vier Schweden beerdigt sein, oder der Bildstock steht zur Erinnerung an das Leprosorium am Sieberg.

Lauf (Baden)

Das Dreifaltigkeits-Bildstöckchen wird durch mehrere Entstehungsgeschichten erklärt (Abb. 20, siehe Bild auf Seite 42). Weil das „Schelmenböschle“ – der Ort, wo die Pestleichen ins Massengrab kamen – in der Nähe ist, wird angenommen, dass auch das Bildstöckchen an die Pest erinnert.

Neckarwimmersbach (Eberbach)

Ein Bildstock, den eine Muttergottesstatue ziert, steht ein wenig versteckt. Trotz des Fehlens einer Inschrift konnte der Grund für die Erstellung im Dreißigjährigen Krieg herausgefunden werden. Während in der Stadt Eberbach in einem der Kriegsjahre 700 Menschen an der Pest starben, holte diese sich auf der Neckarwimmersbacher Seite wenige Opfer. Als Dank und als Fürbitte zugleich wurde damals der Bildstock erstellt.

Oberharmersbach

Ein Bildstock am Limrain unterhalb der Trafostation stand früher an der Brücke. Die Inschrift lautet: „1649 *Mathias Walter Maurer im Harmersbach*“ (Abb. 21, siehe Bild auf Seite 43). Es wird vermutet, dass der Bildstock wegen der Verschonung im Krieg oder vor der Pest errichtet wurde. Ein anderer Bildstock am Engelberg (Richtung Hermersberg) beim Engelbur stand früher beim Sägewerk. Der Bildstock soll wegen einer Seuche errichtet worden sein.

Oberspitzenbach (Winden)

Der Pestbildstock an der Straße ist völlig schmucklos.

Östringen

Das sogenannte Mingolsheimer Bild steht am Mingolsheimer Weg. Der Bildstock ist ein offenes Kapellchen mit Marienfigur, darunter ist ein Grabstein eingemauert, der die Inschrift „*O Maria hilf ... vor Pest ...*“ tragen soll.

Riedöschingen (Blumberg)

Zur Gemarkung Riedöschingen gehört das vermutlich im 15. Jahrhundert zur Wüstung gewordene Aitlingen, eventuell war eine Seuche dafür der Grund. Der Ort wurde aufgegeben, weil das Dorf im Schweizer Krieg zerstört wurde. Auf der Inschrifttafel steht in Versalien: „*Schmerzhafte Muttergottes von Aitlingen – bitte für uns – zur Erinnerung an das 1499 zerstörte Dorf Aitlingen.*“

Seckach

Vor der Kirche steht ein Bildstock mit der Darstellung der heiligen Sebastian und Rochus: „*Dieses Bild hatte zur Ehre Gottes aufrichten lassen Andres Neninger und Sabina seine ehbar Hausfrau von Seckag 1826.*“ Das Säulenkapitell zeigt vorne den an den Baum gebundenen Seckacher Kirchenpatron Sebastian, links Wendelinus als Schäfer und rechts Rochus in Pilgertracht mit Stab und dem an der Pestwunde leckenden Hund.

Steinbach bei Mudau und **Steinbach** bei Wertheim

Beide Orte, die nicht weit auseinanderliegen, haben jeder einen Bildstock mit dem hl. Sebastian.

Steinhilben (Trochtelfingen)

Am Ortsausgang nach Trochtelfingen, am sogenannten Totenweg, steht ein Bildstock aus dem 18. Jahrhundert mit dem Bild der „Armen Seelen“. Hier wurden die Toten nach Trochtelfingen geführt. Es gab in Steinhilben um jene Zeit aber einen Gottesacker, der allerdings nicht geweiht und wohl nur vorübergehend in Gebrauch war. Wahrscheinlich handelt es sich dabei um einen Pestfriedhof. Ob damit das Arme-Seelen-Bild zusammenhängt, kann nur vermutet werden. Die Armen Seelen wurden früher in allen Notlagen angerufen.

Tauberbischofsheim

Zwei Bildstöcke sind jenseits der Tauber zu finden. 1. Der sogenannte Pestbildstock wurde als Kopie am Eingang der Laurentiusbergstraße wieder aufgestellt (Abb. 22, siehe Bild auf Seite 43): Christus am Kreuz, am Kopfbalken die Inschrift INRI, beiderseits an den Füßen Maria und Johannes. Ein Stifter ist nicht erwähnt. In der Dachtraufe des Kreuzes erkennt man die lateinische Inschrift „*Per miserere mei – tollitur ira dei*“

(„Durch mein Elend erdulde ich den Zorn Gottes“). Links und rechts vom Körper des Herrn erkennt man die Zeichen „PS“ und „51“. Der Sockel schließlich trägt die deutsche Widmung „*Jesus Christus warer Gott und Mensch mein Erlöser und Seligmacher – 1578* –“ PS 51 wird als Psalm 51 zu deuten sein. 1572 wurde das Leprosenhaus, das in Pestzeiten auch für Pestkranke genutzt wurde, gebaut. 1578 entstand der Bildstock. So weist der Bildstock auch auf die Pestzeit hin. 2. Der Bildstock am Ende der Laurentiusbergstraße hat den „neuen und alten Adam“ zum Hauptmotiv. Im Volksmund wird er auch als „Adam-und-Eva-Bildstock“ bezeichnet. Im Mittelpunkt des Hauptfeldes befindet sich der gekreuzigte Christus als der neue Adam. Der Schaft des Kreuzes ruht auf dem liegenden „alten Adam“. Die Inschrift lautet: „*Anno 1687 hat Vitus Larenz Spolein und Anna Maria seine Hausfrau zu Eren Gottes dises Bild mahen lassen.*“ Es war üblich, auf den Seitenflächen des Bildstocks die Namenspatrone der Stifter abzubilden. Auf der linken Seite befindet sich daher der hl. Laurentius zur Erinnerung an den Stifter Vitus Larenz Spolein. Auf der rechten Seite dagegen ist der heilige Sebastian abgebildet. Auf dem Zürner'schen Stadtplan von 1747 ist an dieser Stelle ein Kreuz eingezeichnet, daher kann vermutet werden, dass in diesem Bereich der Pestfriedhof von Tauberbischofsheim zu suchen ist.

Uissigheim (Külsheim)

Ein Bildstock mit dem hl. Sebastian steht an der Straße nach Eiersheim. Es soll sich um ein Pestbild handeln.

Veringendorf (Veringenstadt)

Am Nepomukturm neben der Lauchertbrücke am Felsen ist ein Blechschild angebracht, auf dem eine Pietà gemalt ist, mit der Inschrift: „*Um das Jahr 1640 starb das ganze Oberdorf infolge einer Pestepidemie bis zur Canalbrücke neben diesem Türmchen aus J. P.*“

Wiesental (Waghäusel)

Nach der Überlieferung wurde ein Bildstock im Dreißigjährigen Krieg aufgrund eines Gelübdes durch die von der Pest verschonten Wiesentaler Einwohner errichtet (Abb. 23, siehe Bild auf Seite 44). Ob bereits 1638 die Pietà auf dem Bildstock gestanden hat, kann nicht nachgewiesen werden.

Wittichen (Schenkenzell)

Sebastian-Bildstock im Brestental, von Sebastian Armbruster gewidmet.

Zell-Weierbach (Offenburg)

Zum Pestbildstock am Lerchenbergweg ist eine Legende bekannt, die auch an anderen Orten erzählt wird. Hier soll die Geschichte aber tatsächlich stattgefunden haben. Der Bildstock steht an der Stelle, an der laut Überlieferung die Leiche eines der Opfer der Seuche vom Karren fiel, als die Totengräber sie aus dem Dorf schaffen wollten. Nachdem sich herausgestellt hatte, dass dieser Tote das letzte Pestopfer war, stifteten die Bewohner aus Dankbarkeit diesem Bildstock. Meist endet die Legende damit, dass der Totengräber die Leiche liegen lässt, um sie am nächsten Tag mitzunehmen, aber das erlebt er nicht mehr, weil er selber stirbt.

*Diözese Rottenburg***Bad Mergentheim**

Weil an vielen Orten zur Erinnerung an die Pest sogenannte Pestsäulen errichtet wurden, ist die Meinung entstanden, dass auch die Mariensäule in der Mühlwehrstraße, deren Bewohner alle starben, als Erinnerung an das Pestjahr 1541/42 errichtet worden sei. Sie ist aber zwei Jahrhunderte später im Rokokostil im Jahre 1744 errichtet worden, wie aus der Inschrift hervorgeht, allerdings nicht streng nach der Regel des Chronogramms: *„SanCta DeJ genItriX MIhI soLa sit aVXILLIatriX in omni periculo.“*

Bad Waldsee

Nach fast einjähriger Dauer der Pest ließ die Seuche im März 1629 nach. Noch im selben Monat wollten zwei Wirte, Christoph Bruoder und Joachim Beckelhaub *„Gott dem Allmächtigen zu Lob und Ehre“* vom Ravensburger Tor bis zur Frauenbergkirche einen Stationenweg (Kreuzwegstationen) errichten. Da sich keine Gelegenheit bot, die Bilder malen zu lassen, statteten die beiden Gastwirte ihren Dank dadurch ab, dass sie unterhalb der Kapelle auf dem Frauenberg einen auffällig großen Bildstock errichten ließen.

Bernsfelden (Igersheim)

Ein Bildstock, der ungefähr einen Kilometer nach dem Ortsausgang rechts der Straße nach Oesfeld steht, hat auf der rechten Seite eine Darstellung des hl. Sebastian (Abb. 24, siehe Bild auf Seite 44). Er wurde 1817 zu Ehren des Namenspatrons gestiftet, wie die Inschrift zu deuten ist: *„Zu Ehren des hl. Kreuzes und der / 14 HL hat Sebastian / Prüfer / und dessen Ehefrau Ana Margarete dieses Bild errichten lassen.“*

Gundelsheim

Sebastiansbildstock unterhalb der Weinberge von 1759.

Lautrach

Die Pestsäule aus dem 17. Jahrhundert steht wieder am Kirchberg, denn nachdem sie 1953 abgebrochen wurde, ist sie 1988 von Gottfried Schedel erneut errichtet worden.

Pfronstetten

Ein eigenartiges Aussehen hat die Pestsäule mit Marienfigur, so wie sie an der Straße steht. Sie wird auch als Pestkreuz bezeichnet. Allerdings musste das Original geschützt untergebracht werden, an der Hauptstraße ist eine Kopie von 1730 zu sehen (Abb. 25, siehe Bild auf Seite 45).

Zeil (Leutkirch)

Vor Schloss Zeil bei dem einzelnen Hof, wo sich die Straße teilt, ist die Sebastianssaul. Anlass für die Errichtung eines zunächst eichenen Bildstocks mit der Figur des hl. Sebastian war die Pestepidemie von 1628. 1674 wurde der Eichenstamm durch einen steinernen Bildstock ersetzt. Graf Johann Jakob und seine Gemahlin Gräfin von Wolkenstein ließen schließlich 1693 einen großen Bildstock mit Sebastiansdarstellung unter einem Dach mit Dachreiter für ein Glöckchen errichten. Der bisherige Bildstock wurde einige Meter weiter versetzt. Die alte Sebastianssaul, ein verwitterter Stein-Bildstock, befindet sich östlich des Weilers Sebastianssaul.

3. Grabstein

Es ist vielleicht erstaunlich, dass es Grabsteine (Epitaphien) gibt, die Auskunft über die Todesart geben. Denn wie bekannt kamen die Pestleichen meist ins Massengrab und an den Einzelnen erinnert nichts. Meist sind es Adelige, Pfarrer, aber auch Leute ganz anderer Herkunft; selbst an Kinder erinnert mal der eine oder andere Stein.

Erzdiözese Freiburg

Bad Krozingen

Der Grabstein in der Kirche St. Alban – zu erwähnen ist, dass Alban in Basel als Pestheiliger gilt – wurde für den Bauern Christen (Christian) Enderlin und seine sieben Söhne und acht Töchter, die alle an der Pest starben, errichtet. Aus den Texten des Grabsteins sei Folgender wiedergegeben.

„Im Jor 1616 den 9 Tag Augst monat ist in Got / verscheiden der Erbar Cristen Enderli All hie ver Gr / ben Der Sel vnd All Crist Gleibigen selen Der All / mechtige Gott Gnedig vnd Barmhertzig Sein / wel Amenn.“

Baden-Baden

Markgraf Karl I. starb am 24. Februar 1475 an der Pest, seine Grabplatte ist in den Boden des Chores der Stiftskirche eingelassen.

Britzingen

Im Querschiff der Kirche ist das Grabmal für Vogt Peter Kaltenbach, der am 22. September 1636 starb, zu sehen. Aus dem Grabsteintext kann entnommen werden, dass der Sohn von Martin Kaltenbach, Peter, bereits am 10. Oktober 1629 an der Pest starb. Auch der Grabstein für Vogt Martin Kaltenbach (1531–1603), der die Pestzeiten vor dem Dreißigjährigen Krieg erlebte, ist erhalten geblieben.

Distelhausen (Tauberbischofsheim)

Der Grabstein des Stifters der Wolfgangskapelle, die zur Erinnerung an die Pestzeit von 1452 errichtet wurde, Hans Klinger von Hall, befindet sich an der Innenwand: Er enthält das roh gearbeitete Bildnis des Stifters und die Umschrift: *„Anno domini 1484 jar am Donnerstag nach Ostern starb der ersam Hans Klinger von Hall, anheber diß goczhausß, dem got gnad.“* Die Kapelle wurde laut Inschrift 1472 errichtet.

Engen

Die Stadtpfarrkirche Maria Himmelfahrt besitzt das Grabmal der Gräfin Maximiliane zu Fürstenberg, geb. von Pappenheim, und eines Sohnes (Abb. 26, siehe Bild auf Seite 45). Beide starben 1635 an der Pest. Es befindet sich unter der Empore beim nördlichen Seitenausgang. Ein Sohn der Verstorbenen, Graf Maximilian Franz zu Fürstenberg, ließ es 1666 anfertigen.

Gommersdorf (Krautheim)

Der Volksmund erzählt in einer Legende, dass das Epitaph auf die Pest zwischen 1626 und 1630 zurückzuführen sei. Dargestellt ist der damalige Gommersdorfer Schultheiß, Melchior Lurtz, mit seiner Frau Maria und seinen insgesamt zehn Kindern, fünf Knaben und fünf Mädchen.

Konstanz

Im südlichen Seitenschiff des Münsters, in der fünften Kapelle von hinten, der St. Katharinenkapelle, hängt an der Westwand ein Epitaph mit stehendem Christus, Kreuz und Kelch des am 25. August 1635 an der Pest verstorbenen Domdekans Abraham Werner (Abb. 27, siehe Bild auf Seite 46).

Neuenburg

Als 1953 das Fundament für die neue Kirche gelegt wurde, ist ein Massengrab aus der Pestzeit zum Vorschein gekommen. Die durcheinander aufgeschichteten Gebeine wurden auf den jetzigen Friedhof umgebettet, und das neue Sammelgrab erhielt einen Gedenkstein: „*Hier ruhen die am Kirchenneubau ausgegrabenen Gebeine unserer Verstorbenen R I P.*“

Schopfheim

Unter der Orgelempore kann ein Epitaph eines Kindes, J. M. Desler, zu bedenken geben, ob die Erwähnung des Schwarzen Todes, an dem das Kind 1669 gestorben sei, die Pest gewesen sein kann. Der Text des Grabsteins lässt daran zweifeln, ob dieses Kind tatsächlich an der Pest, dem Schwarzen Tod, starb. Vielmehr kann angenommen werden, dass der frühe Tod des Kindes von den Eltern und Verwandten besonders schwarz gesehen wurde. Ein Satz sei ein Hinweis: „*Aber weil wir alle müssen durch des finstre Todtengrabe Adams böse Bissen büßen hat es [das Kind] gleich wie alle Menschen der Natur die Schuld bezahlt.*“

Sickingen (Oberderdingen)

Grabdenkmal der Eheleute Franz d. J. von Sickingen und Anna Maria von Venningen sowie ihres Sohnes Schweikhart von Sickingen und dessen Frau Maria Magdalena von Kronberg. Nach Aussage der Grabinschrift war er (wer?) auf der Flucht vor der 1596 im Kraichgau herrschenden Pest in Amlishagen (Ortsteil von Gerabronn) verstorben.

Steinen

Auf einer Grabplatte an der Kirche steht: „*Anno domini 1564 uff den tag starb die Edel tugendreich Jungfrau Maria Reichin von Reichenstein – deren der Herr gnädig sein wölle.*“ Der Basler Arzt Felix Platter beschreibt, dass er Ende 1563 zu den beiden Frauen nach Steinen gerufen wurde, und bestätigt 1564 den Pesttod.

Unterschüpf (Boxberg)

In der Kirche Grabmal von Eberhard von Rosenberg, er fiel im Jahre 1519 der Pest zum Opfer.

Diözese Rottenburg

Aidlingen

In der evangelischen Kirche hängt an der Chornordseite ein Epitaph von Philipp Günckhiner (Genkinger, Günckinger). Aus der Inschrift geht hervor, dass der Stein im Jahr M DC XXVI: XVII OCTOBR(IS) errichtet wurde. Gestorben ist Günckhiner vor 1614 an der Pest.

Aulendorf

Ein Grabstein für Balthasar III. von Hornstein zu Zollenreute und Eichen steht im linken Seitenschiff. Er starb im Jahre 1630 nach lang ausgestandener Krankheit auf seinem Schloss in Zollenreute südlich von Aulendorf. Der Text des Grabsteins lässt die Frage offen, ob es die Pest war, das kann nur vermutet werden. Möglicherweise ergriff ihn die Seuche auf seinen Besitzungen in Stafflangen, wo die Pest hauste.

Bad Liebenzell

An der Kirchhofsmauer sind einige Grabplatten angebracht, eine davon erinnert an die Ehefrau des Pfarrers Johann Jakob Cless und an Valentin Cless. Die Platte ist aus rotem Sandstein und leicht zu erkennen. Sie bezeugt das Pestjahr 1631 in Bad Liebenzell.

Beinstein (Waiblingen)

Innen an der Südwand der Turmhalle der evangelischen Pfarrkirche St. Stephanus hängt die Grabplatte des Simon Dochtermann, Verwalter des Herzogs im Stuttgarter Stadtteil Münster. Ob er 1635 tatsächlich an der Pest starb, geht aus den Resten der Inschrift nicht mehr eindeutig hervor.

Bietigheim

Außen an der Südseite des Langhauses der evangelischen Kirche in Bissingen befindet sich die Grabplatte des Kindes Daniel Machtolff, dort heißt es gekürzt: „...*BÖSEN LVFTS WEGEN ...DE(N) / XXIII NOVEMBRIS ANNO / DOMINI 1 5 9 7 IN CHRISTO SELIGLICH ENTSCHLAF/EN ...*“ (Abb. 28, siehe Bild auf Seite 46.) Die „böse Luft“ ist eine Umschreibung für die Pest.

Dornstetten

Bis vor einigen Jahren stand an der Martinskirche der Grabstein (jetzt im Museum-Magazin) eines Offiziers, der an der Pest im Dreißigjährigen Krieg starb. Über ihn steht im Kirchenbuch: „...*der wohledle u. gestr. Jakob Dixon von Laudin in Sohn Alen deß gelben der Cron Schwede gehöriges regiments wol bestalter obrist Leutenant welche hie zu Dornstetten als gefang von Haslang Bavaro ist ufgehalten.*“

Elpersheim (Weikersheim)

Epitaph des Matthäus Lilienfein (Jilgenfein) am nördlichen Chorbogen. Den Versinschriften ist zu entnehmen, dass Matthäus Lilienfein, seit 1566 Stadtpfarrer von Öhringen, im Pestjahr 1584 den erkrankten Sohn, Arnold, in der Elpersheimer Pfarrei vertrat. Offenbar fiel er am 21. Juli 1584 selbst der Pest zum Opfer, während sein Sohn überlebte.

Entringen (Ammerbuch)

Zweimal erinnert ein Grabmal an Johan Conrad Machtolf und seine Ehefrau Agnes geb. Demler und Tochter Berbele. Die Grabplatte außen an der Kirche enthält Angaben zur Familie. Das Epitaph im Innern der Kirche nennt den Todestag „*ANNO 1596 Den 6 Novembris*“. Aus Tübingen vor der Pest geflohen, erlagen sie hier der Pest.

Esslingen

Totenschild des Apothekers Marcus Rohr in der Frauenkirche im Chor oben an der Nordwand: „Vff sonntag vor des hailigen Creitz erhebungstag im großen sterbent anno domini 1542 starb der wirdig und hochgeschetzt marx Ror beider Artznei Doctor (sic) dem got gnedig vnd barmherzig sy.“

Fellbach

Hängeepitaph des Pfarrers Georg Konrad Maickhler, innen an der Nordwand des Kirchenschiffs: „Donnerstag denn . 27. Maij Anno. 1647. vormit=/=tag umb. 10. Uhren, ist in seinem Erlöser Jesu Christo sellig ein=/=geschlaffen, weilund der Ehrwürdig, Hochgelehrte Herr, / M[agister] Georgius Cunradus Maicler [...] Hat nach / ausgedaurten [...] Hauptsterben alhie, vnnnd anderm / Unglückh auff obiggemelten tag sein leben / Seeliglich geEndet.“ Mit „Hauptsterben“ ist die Pest gemeint.

Jebenhause(n) (Göppingen)

In der alten evangelischen Pfarrkirche, jetzt Jüdisches Museum, Epitaph zur Erinnerung an Dorothea von Liebenstein geborene von Gemmingen, die an der Pest starb. Aus dem Grabsteintext: „...Der Edlen vnd Tugendreichen Frawen. Dorothea von Liebenstein, geborne / von Gemmingen, des Edlen vnd Vesten Rabani von Liebenstein, Fürstlichen Württembergisch = / = en Raths vnd Hoffgerichts Assessoris, ehelicher Gemählin so den 10. Septemb (ris) Anno 1597 Jhres alters 33. seliglich abgestorben.“

Maulbronn

Epitaph des Friedlich Besthlin in der zweiten Chorkapelle der Nordseite. Aus dem übersetzten Grabsteintext: „...1597 [...] Du bist dahingesunken, ach Friedrich, niedergestreckt hat dich der Vorabend von St. Georg (April, 22), mit der Pest, während diese allerorten wüetet.“

Möckmühl

Von den Grabsteinen, die außerhalb der Friedhofskapelle angebracht sind, erinnern zwei an das Pestjahr 1635. An der Westseite der Kapelle ist ein Stein zum Gedächtnis der Frau und der beiden Söhne des Zehntschultheißen Bernhard Plitz angebracht, die in diesem Jahr starben. An der Friedhofsmauer erinnert ein schwer lesbarer Stein an den 1635 ver-

Abb. 1:
Berg: Friedhofskreuz.



Abb. 2:
Berg: Friedhofskreuz
(Detail).



Abb. 3:
Bad Schussenried:
Andachtskreuz.



Abb. 4: Kleinwinnaden:
„Emericus“-Kreuz.



Abb. 5: Emmingen: Pestkreuze Richtung Engen.



Abb. 6: Emmingen: Pestkreuze Richtung Hattingen.

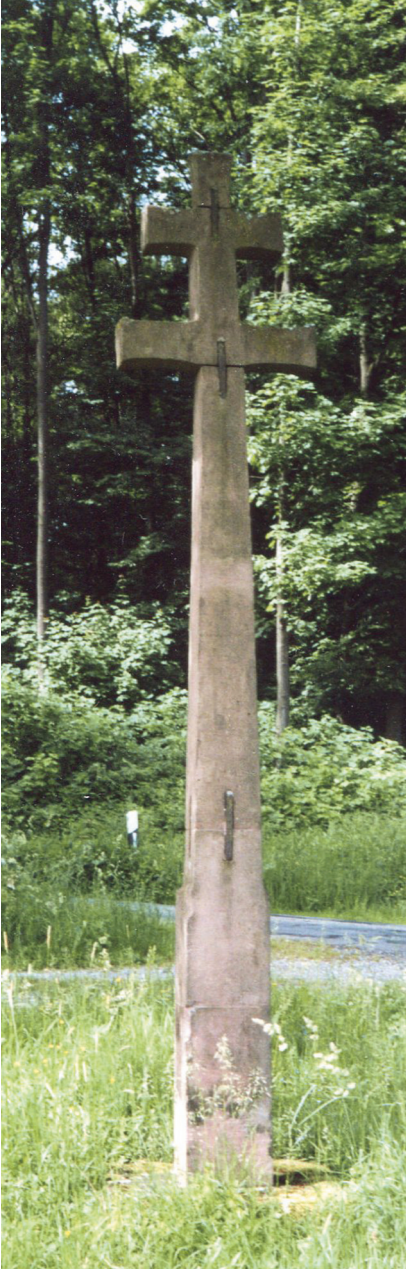


Abb. 7: Waldstetten: Abwehrkreuz.



Abb. 8: Altkrautheim: Abwehrkreuz.



Abb. 9: Neuhausen o.E.:
Abwehrkreuze.



Abb. 10: Schwäbisch Gmünd:
Abwehrkreuz.



Abb. 11:
Bruchsal: Steinkreuz.



Abb. 12: Hemsbach:
Steinkreuz.



Abb. 13:
Oberhausen: Kreuzwegstation.



Abb. 14: Zell a. H.:
Steinkreuz.



Abb. 15:
Erbach: Steinkreuz.



Abb. 16: Honhardt:
Steinkreuz.



Abb. 17:
Unterjesingen:
Steinkreuz.



Abb. 18: Altheim:
Tafelbildstock.



Abb. 19:
Altheim: Nischenbildstock.



Abb. 20: Lauf:
Bildstock.



Abb. 21: Oberharmersbach:
Bildstock.



Abb. 22: Tauberbischofsheim:
Bildstock.



Abb. 23: Wiesental:
Bildstock.



Abb. 24: Bernsfelden:
Bildstock.



Abb. 25:
Pfronstetten: Pestsäule.



Abb. 26: Engen:
Grabstein.



Abb. 27: Konstanz:
Grabstein.



Abb. 28: Bissingen:
Grabstein.



Abb. 29: Ravensburg:
Grabstein.



Abb. 30: Westernhausen:
Grabstein.



Abb. 31: Haisterkirch: Pestfriedhof.



Abb. 32: Mittelbiberach: Pestfriedhof.



Abb. 33: Seibranz:
Pestfriedhof.



Abb. 34: Bad Saulgau: Sparsarg.



Abb. 35: Eigenzell: Pestsarg.

storbenen Bürger Marx Eyttelwein, mit ihm starb seine Ehefrau und der kleine Sohn.

Möglingen

Außen an der Nordseite der Kirche ist der Grabstein für Pfarrer Georg Lechner und seine Frau Ursula, sowie seinen Sohn Joseph mit Frau Catharina befestigt. Georg Lechner und Frau starben 1613 im hohen Alter und deren Sohn Joseph ließ den Grabstein 1623 aufstellen. In der Inschrift ließ er bereits seinen und seiner Frau Namen, allerdings ohne Todesjahr – das auch tatsächlich fehlt – einmeißeln. Beide starben vermutlich 1626 an der Pest.

Münklingen (Weil der Stadt)

In der evangelischen Pfarrkirche (St. Jakob) hängt an der Chorsüdwand die Grabplatte des Pfarrers Heinrich Leitgeb und seiner Gemahlin Ursula Maria. Er starb am 7. Dezember 1626 und sie am 28. desselben Monats an der Pest.

Niefern-Öschelbronn

Grabstein von Pfarrer Peter Waltz aus Rastatt seit 1631 in Niefern. Er ist am 3. Mai 1635 an der Pest gestorben, seine Kinder starben im selben Jahr ebenfalls an der Pest, wie dem Grabstein zu entnehmen ist.

Nußdorf (Eberdingen)

Epitaph der Anna Rosina Gall zum Rudolfsegg, geborene von Reischach zu Reichenstein, verstorben am 3. August 1610 im Alter von 23 Jahren. Aus dem nicht gut erhaltenen Grabsteintext geht nicht hervor, dass sie an der Pest starb.

Rohrdorf (Isny)

Abt Johannes Rauch starb am 17. September 15 Tage nach der Wahl noch vor der Amtseinführung an der Pest auf dem Herrenberg. Er ist in der Kirche St. Remigius und Cyriak zu Rohrdorf begraben. Sein Grabstein hängt an der Wand des rechten Seitenschiffes.

Ravensburg

In der Umfassungsmauer des ehemaligen Friedhofs im Pfannenstiel ist das Wandgrab des Apothekers Elias Beitler und seiner Frau Marga-

rete, geborene Lechler, die im Jahre 1628 an der Pest gestorben sind (Abb. 29, siehe Bild auf Seite 47).

Schwieberdingen

Grabdenkmal von Reinhart von Rüppurr (Rieppur), seiner Frau Rosa geborene von Gültlingen und ihrer Söhne Caspar, Sebastian, Philipp Jacob und Balthasar „...*WEGEN EINGERISSENS STERBENS: ALHER* [...] *am 28. September 1572 an der Pest gestorben*“.

Tübingen

Für Pfalzgraf Georg Otto von Pfalz-Lützelstein, einen Verwandten des württembergischen Herzogshauses, der am 30. August 1635 an der Pest in Tübingen starb und in der Stiftskirche begraben liegt, gibt es ein Steinepitaph mit zwei großen Wappenreihen am westlichen Teil der Südwand des Chores. Bereits 1961 war bei der Renovierung des Chores eine Gruft oder Krypta entdeckt worden. Der zweite (von drei) Särgen birgt den Leichnam des Neffen der Herzogin Ursula, der zweiten Gattin des 1593 verstorbenen Herzogs Ludwig III. und Enkelin König Gustavs I. von Schweden, des im gleichen Jahre verstorbenen jungen Pfalzgrafen Georg Otto. Prinzessin Anna ist im Alter von 17 Jahren 1530 an der damals grassierenden Pest gestorben. Zunächst fand sie ihr Grab in der alten fürstlichen Grablege, der Karthause Güterstein bei Urach. Nachdem Güterstein aufgegeben wurde, ist sie im Jahre 1554 nach Tübingen überführt worden. Im Chor der Stiftskirche wurde für sie ein Hochgrab errichtet.

Wangen im Allgäu

Außen an der Südwand der Stadtpfarrkirche hängt das Grabmal des Mesners Simon Stehele, er starb am 29. August 1628 an der Pest mit seiner Frau Lucia, geb. Leib.

Westernhausen (Schöntal)

An der Westwand der Kirche ist ein Grabstein für drei Pfarrer, nämlich Johann Adam, Walter und Georg, eingemauert (Abb. 30, siehe Bild auf Seite 47). Die Pfarrer sind im Relief dargestellt, wie sie vor einem Altar knien. Einer von ihnen ist 1634 wahrscheinlich an der Pest gestorben.

4. Pestfriedhof

Die üblichen Begräbnisplätze lagen im Mittelalter inmitten der bewohnten Ortschaften. Für die Beerdigung war der Kirchhof, der zu meist ummauerte Platz um die Kirche, vorgesehen. Adelige und Geistliche fanden in der Vorhalle ihren Platz, einige wenige in der Kirche. Frühchristliche Beerdigungen fanden außerhalb des Ortes statt, wie bei den Römern an der Straße, die aufs Land führte, oder in Katakomben.

Unter Androhung der Strafe des Galgens wurde die Regierungs-Verordnung erlassen, die Leichen auf eigene Pestfriedhöfe (Leute-Acker, Pestacker, Pestilenzlöcher, Pestanger) zu bringen. Diese auszustecken war eine der ersten Aufgaben der Gemeinden. Dann wurden große, tiefe Gruben gegraben. Diese nicht geweihten Begräbnisplätze hieß man auch Eselsgräber – daher gibt es die Sage von einem Manne, der die Leichen auf einem Esel zum Pestfriedhof hinaus schaffte.

Erzdiözese Freiburg

Benzingen (Winterlingen)

Beim Steinkreuz zwischen Katzensteig und Kugelberg – in der Nähe einer Grotte in eine Mauer eingepasst – sollen 40 Pesttote beerdigt sein.

Beuren (Hechingen)

Schon immer hatten die Bewohner von Beuren ihre Verstorbenen auf dem Hechinger Gottesacker beerdigt. Aber als die Pest grassierte, wollte Hechingen nicht länger, dass die Beurener hierher zur Beerdigung kamen. So war die Pest Anlass, dass in ihrem eigenen Dorf um die Kapelle herum ein Friedhof angelegt wurde. Im 19. Jahrhundert wurde der Friedhof aus dem Dorf hinaus an den jetzigen Platz verlegt.

Breisach

Der Bereich um den Turm der St. Josefskirche, insbesondere im Nordwesten, wurde bald nach Anlage der Unterstadt als Friedhof genutzt. Wenig später dürfte hier eine kleine „Gotteskapelle“ gebaut worden sein. Bei Ausgrabungen 1939 stieß man auf die Skelette von Pestopfern des 14. Jahrhunderts.

Buchen

Der alte Friedhof an der Kreuzkapelle war mit der Einweihung des neuen im Jahr 1846 geschlossen worden. Der überwiegende Teil der Pesttoten des Jahres 1635 hatte bei der Kreuzkapelle die letzte Ruhe gefunden. Sowohl an der Kreuzkapelle als auch auf dem neuen Friedhof erinnert eine Tafel bzw. ein Gedenkstein daran. Jetzt ist der Platz von einer Hecke umzäunt, mit Gras bewachsenen, und in der Mitte ist ein überdachtes Holzkreuz errichtet.

Dillendorf (Bonndorf)

Das Massengrab von mindestens hundert Pesttoten aus dem Jahr 1635 wurde bei Ausschachtungsarbeiten auf dem Kirchenbuck angeschnitten.

Elzach

Bei der ehemaligen Wendelskapelle lag ein Pestfriedhof. An der Stelle der Kapelle, jetzt bei einer Garage an der Hauptstraße, steht noch ein Steinkreuz.

Oberharmersbach

In Zuwald gibt es im Wald des Gallushofes einen Bereich, der die Bezeichnung „Kirchhof“ trägt. Dort sollen die Pesttoten begraben sein. Ob die „Totenfichte“ in Zuwald damit in Verbindung gebracht werden kann, ist nicht sicher.

Odenheim (Östringen)

Als der alte Friedhof vor dem Bau der neuen Kirche im Jahre 1909 aufgegeben wurde, kamen zwei Höhlen mit Gebeinen aus dem Pestjahr 1349 zum Vorschein. Auch auf dem jüdischen Friedhof wurde ein Massengrab aus derselben Zeit entdeckt.

Öhningen

Oberhalb der letzten Häuser in einem Taleinschnitt gibt es das „Siechenhölzle“ in Richtung zum Elmenhof, wo die von der Pestseuche dahingerafftten und auch die am Aussatz verstorbenen Bewohner einst bestattet worden sein sollen. Vielleicht erklärt den Namen auch die Vermutung, dass das Siechenhaus hier seinen Holzbedarf deckte.

Salem

Die Volksmeinung behauptet, dass im Hardtwald an der Kreuzung Salem-Altenbeuren und Weildorf-Neufrach mehrere Pestgräberhügel angelegt wurden.

Scherzheim (Lichtenau)

Infolge vermehrten Sterbens erwarb das Gericht zu Lichtenau 1623 im sogenannten Abtsgarten zu Scherzheim einen Platz zur Erweiterung des *„Kirchhoffs wegen eingefallener beschwerlicher Krieg und Sterbens Läuften uf ein halb Tagen Matten gross um 100fl.“*

Schopfheim

Der heutige Schopfheimer Friedhof Ecke Wiechserstraße/Hauptstraße wurde auf dem ehemaligen Pestfriedhof angelegt. Auf diesem neuen Friedhof stand allem Anschein nach die damals bereits existierenden St. Katharinenkapelle.

Untergrombach (Bruchsal)

Vor dem Weingartner Tor, abseits der Landstraße, wies man den Pesttoten einen ummauerten Bezirk zu. Der Zugang erfolgte über die Allmendgasse, dieser Platz war um 1800 noch als „Aussetzungswiese“ bekannt.

Diözese Rottenburg

Altshausen

Als Pestfriedhof wurde der Platz auf der Anhöhe zwischen Altweiher und der Straße nach Hirshegg im 16. Jahrhundert geschaffen. Dorthin verlegte man auch die beiden Sonderfriedhöfe aus dem Schlossbezirk.

Biberach an der Riß

Wegen der Pest erweiterte Biberach 1574 den außerhalb der Stadt gelegenen alten Siechenfriedhof bei der Magdalenenkapelle.

Dettingen unter Teck

Bei der Nikolauskapelle, die 1539/40 abgebrochen wurde, lag der Pestfriedhof. Das wurde festgestellt, als 1938 hier ein Haus gebaut wurde. Die Grundmauern der Kapelle wurden gefunden. Der Friedhof von 1597 konnte im Garten nachgewiesen werden. Der heutige Fried-

hof, der nur wenige Schritte entfernt ist, hat nichts mit dem ehemaligen Pestfriedhof zu tun.

Eglofs (Argenbühl)

Auf dem Pestfriedhof von 1628, östlich auf einer Anhöhe vor dem Ort, liegen 53 Pesttote aus drei Pestzeiten: 1628/29, 1634/35 und 1647.

Ehingen

Bei Grabarbeiten (1966) zu einem Neubau am Stadtrand ist man auf eine drei- bis vierhundert Jahre alte Grablege gestoßen, in der mehrere Tote beigesetzt waren. Obwohl die hinzugezogenen Fachleute außer dem ungefähren Alter der Gebeine bis jetzt keine Einzelheiten herausfanden, wird vermutet, dass es sich um Pestgräber während des Dreißigjährigen Krieges handle. Dafür spricht schon der Fundort, die sogenannte „Kathreine“, wie das Gelände des ehemaligen Siechenhauses St. Kathrein noch heute im Volksmund genannt wird.

Erpfingen (Sonnenbühl)

Als die Erpfinger Höhle („Bärenhöhle“) am 30. Mai 1834 entdeckt wurde, lagen in einiger Tiefe ganze menschliche Gerippe. Mit einiger Sicherheit kann angenommen werden, dass jene zerschlagenen Menschenskelette von Pestleichen stammten. Es kann sein, dass die Pesttoten aus dem Dreißigjährigen Krieg in die Höhle geworfen wurden.

Friedrichshafen

Buchhorn und das Kloster Hofen hatten beim Schloss einen gemeinsamen Friedhof bei der sogenannten „unteren Kirche“ St. Andreas. Als in den Jahren 1625 und 1629 die Pest mehr Einwohner hinraffte, entstand ein Streit zwischen dem Kloster Hofen und der Reichsstadt Buchhorn, weil die vielen Beerdigungen während der „*sich begebenden Stebensläufe beschwer- und gefährlich gefallen*“ überhandnahmen. Das war der Anlass, dass Hofen einen eigenen Friedhof bekam. Ein Gelände beim heutigen Musikpavillon wurde zur „*Auffgerichtung eines Gefeythoffs zu Buchhorn*“ angekauft. Seit 1812 besteht er nicht mehr.

Friesenhofen (Leutkirch)

In Friesenhofen weist die Bezeichnung „Totensteige“ für den Hohlweg nördlich der Kirche und des Friedhofs hinauf zur „Ebnet“ darauf

hin, dass vielleicht hier, an der Halde dieses Hohlweges, die Pesttoten begraben wurden. Jetzt ist diese Halde mit Bäumen bewachsen.

Grötzingen (Aichtal)

1572 wurde wegen der Pest der Untere (erste Pest-)Friedhof an der Alten Molke und 1635 der zweite Pestfriedhof beim jetzigen Kriegerdenkmal angelegt. Der neue, jetzige Friedhof auf der Anhöhe ist der Obere Friedhof.

Gruol (Haigerloch)

Als der alte Friedhof bei der Kirche aufgegeben wurde, stieß man auf ein Massengrab aus dem Dreißigjährigen Krieg, als 468 Einwohner an der Pest starben.

Gutenberg (Lenningen)

Zur Pestzeit reichte der Friedhof nicht mehr aus, und der Totengräber bestattete die Toten auf dem Heiligenberg beim ehemaligen Franziskanerkloster. Im ehemaligen Klosterbereich auf dem Berg gibt es keinen Hinweis mehr auf einen Friedhof.

Haisterkirch

An der Straße nach Waldsee gegenüber dem Schwarzen Kreuz musste ein eigener Pestfriedhof angelegt werden (Abb. 31, siehe Bild auf Seite 48). In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts sollen noch die Umfassungsmauern des Begräbnisplatzes sichtbar gewesen sein.

Ilsfeld

Aus Pestgründen wurde der Friedhof 1596 an die nördliche Dorfmauer verlegt. Im Jahre 1631 musste er bereits erweitert werden.

Lautlingen (Albstadt)

Seit 1800 trägt der ehemalige Pestfriedhof auf dem Berg die Bezeichnung Judenfriedhof.

Mengen

Die Pestleichen, in Lumpen gehüllt und mit Kalk übergossen, wurden nachts in den sogenannten „Seeläckern“ am Granheimer Sträßchen bestattet.

Mittelbiberach

Im Jahre 1611 wurde die Vogtei Mittelbiberach von der Pest heimgesucht. Der damalige Pfarrer Matthias Wagner zu Mittelbiberach stellte deshalb den Antrag an das Spital Biberach und dieses wiederum an die Herrschaft zu Mittelbiberach, außerhalb des Ortes einen neuen Gottesacker zu errichten, um dort die an der Pest Verstorbenen zu begraben. 1611 kaufte der Pfarrer einen Acker bei der Kapelle „Unserer lieben Frauen“ an der Straße nach Biberach. Die Herrschaft Mittelbiberach ließ dort den neuen Gottesacker einrichten und befahl zudem, dass die an der Pest Verstorbenen dort begraben werden müssen (Abb. 32, siehe Bild auf Seite 48).

Mönsheim

Der Pestfriedhof befand sich innerhalb des Kirchhofes um die Kirche herum. Als dieser aufgelassen wurde, entdeckte man ein Massengrab. Man nimmt an, dass es der einstige Pestfriedhof gewesen ist.

Pfäffingen (Ammerbuch)

Auf dem alten Friedhof (heute nicht mehr als Friedhof zu erkennen) in der Langen Gasse wurde ein Massengrab aus der Pestzeit gefunden. Das Gelände ist jetzt bebaut.

Plattenhardt (Filderstadt)

In des sogenannten „Rößlewirts“ Hausgarten an der Hohlgasse (Schulstraße) wurden tiefe Gruben ausgehoben, als auf dem Kirchhof um die Kirche nicht mehr genügend Platz für die Leichen war. Sie wurden durcheinander hineingeworfen, mehr schlecht als recht zugedeckt, so dass manchmal noch eine Hand oder ein Fuß aus der Erde ragte.

Ravensburg

Im „Pfannenstiel“ liegt der sogenannte „Alte Friedhof“ von 1542, angelegt wurde er bei einer Pestepidemie. Einige Grabsteine und die Ostmauer von 1600 sind noch erhalten.

Rottweil

Der Bockshof diente zeitweise als Pestfriedhof.

Seibranz (Bad Wurzach)

Der Pestfriedhof am Limberg ist dadurch gekennzeichnet, dass ein großes Kreuz dort aufgestellt ist (Abb. 33, siehe Bild auf Seite 49).

Stetten am kalten Markt

Die von Pfarrer Raphael Bumiller 1877 angelegte Pfarrchronik erwähnt ein wegen der Pest abgegangenes Dorf Weinitz. An dem Ort, unter dem Namen „Kirchhöfe“ bekannt, wurden noch zur Zeit Bumillers Totengebeine gefunden.

Stuttgart

Für die an der Pest Gestorbenen wurde 1564 der Lazarettfriedhof angelegt, auch St. Jakobsfriedhof genannt. 1626–1628 legte die Stadt als dritten Spitalkirchhof den „Kürchhof vorm Büchsenthor“, zu St. Hannß (Johannes) genannt, an. Später hieß er „Ußerer Spitalkirchhof“ und ab 1808 „Hoppenlaukirchhof“. In diesen beiden äußeren Friedhöfen wurden auch die Toten in Pest- und Kriegszeiten begraben. Das gilt für die Pestepidemien 1565, 1571/72, als 730 Menschen von etwa 8500 Einwohnern starben, und anno 1611 (1118 Tote).

Tübingen

Die früheren Begräbnisplätze der Stadt Tübingen lagen an den innerstädtischen Kirchen, der Stiftskirche und später auch an der Jakobuskirche. Die Klöster hatten ihre eigenen Begräbnisplätze. Es ist seit 1483 ein Pesthäuschen in Richtung zum ehemaligen Lustnauer Tor hin, auch links des Österberges genannt, das bis 1844 am Ort der neuen Aula stand und wohin die an der Seuche Erkrankten verbracht wurden. In der Nähe war der Pestanger mit einer Antoniuskapelle. Im 16. Jahrhundert erhielt Tübingen einen zusätzlichen Begräbnisplatz außerhalb der Stadtmauern. 1541 wurde der Friedhof jenseits der Ammer im westlichen Zipfel des späteren botanischen Gartens angelegt. Der Ammerkirchhof hat mit Ausnahme seiner südlichen Mauer keine Spur hinterlassen. In der Nähe des neuen Schlachthofes soll es einen besonderen Pestanger gegeben haben.

Ummendorf

Der jetzige Friedhof ist auf dem Gelände des ehemaligen Pestfriedhofes auf dem „Birkele“, links vom Wettenberger-Weg, angelegt worden.

Veringendorf (Veringenstadt)

Auf dem Schwanenberg wurden in einem Garten nur wenig unter der Oberfläche befindliche Skelette, die regellos nebeneinanderlagen, entdeckt. Es ist eine Begräbnisstätte aus der Pestzeit, die von den Bewohnern der etwas abseits gelegenen Häuser benutzt wurde.

Weilimdorf (Stuttgart)

Rings um die Kirche war der erste Friedhof bis 1583. Als in jener Zeit die Pest Hunderte von Menschen im Ort dahinraffte, wurde der neue Friedhof außerhalb an der Stelle der heutigen Seelachschule, früher Alte Schule, angelegt.

Winnenden

Auf dem Kirchhof zu St. Jakob wurden die zahlreichen Opfer der Pest in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges bestattet.

5. Pestsarg

Die Beerdigung der Toten unterlag in allen Zeiten immer wieder einem Wechsel. Es gibt Abbildungen aus mittelalterlichen Stundenbüchern, wo deutlich zu erkennen ist, dass die Leiche in einer sargähnlichen Transportkiste auf den Friedhof gebracht wurde. Am Grab wurde die Leiche, die in Leintücher gehüllt war, aus dem Sarg genommen und ohne diesen beerdigt. Um den Ablauf der Beerdigung zu vereinfachen, entwickelten wohl die Totengräber eine Klappvorrichtung am Sarg. In Zeiten mit vielen Toten, d. h. in Seuchen-/Pestzeiten, war dieser Sarg eine Schutzmaßnahme, dass die Totengräber kaum mit der Leiche in Berührung kamen. Es brauchte nur ein Riegel geöffnet zu werden, dann klappte der Boden auf und die Leiche(n) fielen in das vorbereitete Massengrab. Durch das Josephinische Hofdekret vom 23. August 1784 (im Jahr darauf wurde es fast ganz zurückgezogen) wird die Sargbestattung verboten und die Anschaffung gemeindeeigener Mehrfachtotentruhen, auch Spar-, Retour- oder Klappsärge genannt, befohlen (Abb. 34, siehe Bild auf Seite 49). Als Pestsärge wären sie nicht verwendbar gewesen, denn sie waren oft verziert und feierlich anzusehen, außerdem gab es um diese Zeit in Mitteleuropa keine Pest mehr.

Boxberg

Pestsarg aus Hirschlanden im Museum.

Eigenzell (Ellwangen)

Ein mit Eisenbändern beschlagener „Schwedensarg“ ist auf dem Kirchenspeicher bewahrt (Abb. 35, siehe Bild auf Seite 50).

Gaildorf

Eine notwendige Hilfe, um die Pestsärge aus dem Ort zu bringen, war ein Karren. Ein solcher aus dem 17. Jahrhundert wird im Schlossmuseum gezeigt, er ist im Volksmund als Pestwagen aus Münster (Ortsteil von Unterrot) südlich von Gaildorf bekannt.

Hellmannshofen (Frankenhardt)

Pestsarg auf dem Kirchenspeicher, beim Crailsheimer Chronisten Schumm heißt der Sarg, der immer noch, wenn auch beschädigt dort steht, „Pesttruhe“.

Jagstberg (Muldingen)

Die Totentrage, welche noch hier auf dem Rathausspeicher aufbewahrt wird, stand damals im Beinhäuschen auf dem Friedhof. In dieser Truhe seien zur Zeit der Pest die Leichen in den Kirchhof gebracht worden. Diese sogenannte Totentrage ist eine Art offene Transportkiste, die auf dem Speicher des ehemaligen Rathauses aufbewahrt wird. Mit ihr wurden die Leichen zum Friedhof nach Muldingen gebracht, da Jagstberg erst nach dem Dreißigjährigen Krieg einen eigenen Friedhof bekam.

Lottstetten

Der Pestsarg von Lottstetten war seit der Pestzeit auf dem Kirchenspeicher vergessen. Jetzt ist er restauriert und im Klettgau-Museum in Tiengen zu besichtigen.

Neckartailfingen

Aus der Zeit um 1635 zeugen wohl die drei „Pestkisten“ (oder Pestsärge) im ersten Turmgeschoss der Martinskirche. Eine kleinere für Kinder und zwei größere, offene Holzsärge, in denen man die Toten nach Grötzingen auf den dortigen Pestfriedhof fuhr.

Oberstetten (Niederstetten)

Auf dem Speicher der Kirche steht ein gut erhaltener Pestsarg.

Rüsselhausen (Niederstetten)

Im Turmzimmer der Kirche ein Pestsarg.

Saulgau

Es ist leicht anzunehmen, dass die wichtige Amtsstadt in Vorderösterreich den Josephinischen Sarg (kein Pestsarg) anschaffte. Heute steht er im Museum.

Schömberg

Im Speicher der evangelischen Pfarrkirche ein Pestsarg.

Schwabhausen (Boxberg)

Pestsarg bez. Pestlade auf dem Kirchenspeicher.

Die Reformation in St. Georgen/Schwarzwald Abt Johannes V. Kern (in St. Georgen) und das Konzil in Trient*

Von Karl Volk

Einleitung

Als ich vor knapp 50 Jahren in Trient einen Einwohner der Stadt nach der „Chiesa del Concilio di Trento“ fragte und er mich zur Kirche „San Vigilio“ wies, meinte ich, er habe mich missverstanden, denn dass eine verhältnismäßig kleine Kirche Raum für ein Konzil geboten haben könnte, war mir nicht vorstellbar. Noch hatte ich das II. Vatikanische Konzil (1962–1965) in der Peterskirche in Rom in frischer Erinnerung. So musste ich lernen, dass eine kleine Zahl von Menschen im umgekehrt proportionalen Verhältnis zu ihrem Erfolg stehen kann. Am Tag der Wiedereröffnung des Trienter Konzils, am 1. Mai 1551, hatten sich außer den drei vom Papst bestimmten Präsidenten nur 15 Mitraträger eingefunden. Mit allen anderen zusammen, den gelehrten Theologen, Mitgliedern des Domkapitels von Trient und Vertretern des Stiftsadels waren es kaum 50 Personen.¹ Es fehlten die Vertreter des ganzen europäischen Nordens, Englands, Skandinaviens einschließlich Frankreichs, dessen Bischöfe erst knapp einen Monat vor der Schlussitzung 1563 einzogen. Doch wenn „*die Weltwirkung der Reformation*“ (G. Ritter) unbestreitbar ist, so ist es die „Weltwirkung“ des Konzils von Trient nicht weniger. Mit ihm wird die Barockkunst, der liturgische Reichtum der Gottes-

* Die Arbeit wurde als Vortrag für ein fachlich nicht vorgebildetes Auditorium konzipiert. Gehalten wurde er am 24. September 2015 vor dem Verein für Heimatgeschichte St. Georgen/Schwarzwald und am 18. November 2015 vor der Studentenverbindung Unitas (Altherrenzirkel) Schwarzwald-Baar-Kreis. Die Vortragsform wurde weitgehend beibehalten.

¹ Vgl. Hubert Jedin, *Geschichte des Konzils von Trient*, Band III Freiburg, Basel, Wien 1970, S. 254.

dienste, des Brauchtums in den folgenden Jahrhunderten wie der Mut für die Missionierung in den neu entdeckten Kontinenten in Verbindung gebracht. Kurz: die Kirche, wie wir sie bis zum II. Vatikanischen Konzil kannten, verdankt ihr Bild der Reformation! Neuer Wind begann wieder zu wehen. Siegeszuversicht breitete sich aus.

Und wenn wir heute dem letzten katholischen Abt des ehemaligen Benediktinerklosters St. Georgen, Johannes V. Kern (1530–1566), und dem Konzil von Trient unsere Aufmerksamkeit zuwenden, so machen uns Akten – altbekannte und neu gefundene – die dramatische Geschichte unserer Heimat bewusst. Sie weisen uns auch auf den Verlust von Kulturwerten hin, den Geschichtsbrüche im Gefolge haben. Denn Klöster waren nicht nur Orte des gemeinsamen Gebets und Choralgesangs – dies allein wäre schon nichts Geringes gewesen – sondern überhaupt Pflegestätten der Kultur, manche waren die Heimat der erlauchtesten Geister in Theologie und Philosophie. Die großen Philosophen und Theologen des Mittelalters waren vielfach Angehörige von Orden, die Mönche bildeten vor Rittertum und Städtewesen die älteste Kulturschaffende und Kultur tragende Schicht seit dem frühen Mittelalter, die sich – modern ausgedrückt – auch der Sozialfürsorge annahm. Und sie waren Träger der Kunst von der Buchmalerei bis zum Kirchenbau. Von den Kulturleistungen unseres Schwarzwaldklosters seien hervorgehoben: die Urbarmachung des Waldgeländes (auch Furtwangens), der Bau einer romanischen Kirche, die Gründung des Nonnenklosters in Amtenhausen bei Immendingen durch Abt Theoger (1088–1118)² und eine musiktheoretische Abhandlung „De musica“ von Abt Theoger, eines der bedeutenden Kulturdenkmäler St. Georgens.³

Die geistliche Wirkung des Klosters St. Georgen reichte von Elsass-Lothringen bis Ottobeuren in Bayern und nach Admont in der Steiermark.⁴ Um Namen zu nennen: Abt Rupert richtete Ottobeuren wieder auf, Abt Wolfold Admont. Sein Nachfolger Gottfried aus St. Georgen setzte das Werk fort. 13 Mönche aus Admont wurden in anderen Klös-

² Romuald Bauerreiß, St. Georgen im Schwarzwald – Ein Reformmittelpunkt Südostdeutschlands im beginnenden 12. Jahrhundert, in: 900 Jahre Stadt St. Georgen im Schwarzwald, Festschrift 1084–1984, S. 22.

³ Musica Theogeri, in: Gerhard Zeggert, Theoger (Dietger von Metz) † 1128 Abt des Klosters St. Georgen im Schwarzwald in den Jahren 1088–1118, o. J.

⁴ Johann Tomaschek, St. Georgen und die „Admonter Reform“, in: 900 Jahre Stadt St. Georgen (wie Anm. 2), S. 34.

tern Äbte. Ein Frauenkloster wurde in Admont selbst gegründet, die ersten Nonnen dorthin kamen aus dem Kloster Amtenhausen. Es ist keine Übertreibung, in St. Georgen eine religiöse und kulturelle Brücke und den Reformmittelpunkt zwischen Cluny in Burgund und dem deutschen Südosten zu sehen. Mit Cluny bestand eine Gebetsverbrüderung – mit Kremsmünster in Oberösterreich aber auch.⁵ In Admont blühte die Buchmalerei auf – und für uns besonders erwähnenswert und erfreulich: In den Admonter Miniaturen fand man Elemente der Kunst aus dem Schwarzwald. So zahlreich und weitreichend sind die Zusammenhänge. Im Elsass wurden zehn Klöster mit Prioren von St. Georgen betraut. Noch sind nicht die päpstlichen Privilegien – Urkunden und Briefe – genannt. Elf Jahre nach der Gründung sicherte Papst Urban II. (1095) das Kloster vor äußerer Einflussnahme mit der freien Abtwahl durch den Klosterkonvent, bestätigte den Besitz, auch die Wahl des Vogts sollte diesem allein zustehen. Die folgenden Privilegien haben meist den gleichen Inhalt, auch die Sicherung des Besitzes. 1184 nahm Papst Lucius III. eine Rangerhöhung vor: der Abt durfte wie ein Bischof Mitra, Handschuhe und Sandalen tragen, was sichtbare Anerkennung für die Leistungen und engere Bindung an das Papsttum bedeutete. Innozenz II. unterstellte 1138 das Nonnenkloster Grauftal, Lucius III. 1184 das in Rouffach, beide im Elsass, der Aufsicht des Abts von St. Georgen. Nicht weniger als 21 Papsturkunden sind für St. Georgen von 1095 bis 1501 erhalten.⁶ Dies zur Glanzzeit des einst berühmten Klosters. Es einmal im Zusammenhang zu hören, mag eine Vorstellung von der wahren Bedeutung St. Georgens im Mittelalter ergeben. Ohne es mit Namen zu belegen, nennt es Karl Theodor Kalchschmidt „Adelskloster“.⁷

Nichts macht den Geschichtsbruch in St. Georgen deutlicher als das Fehlen sichtbarer Überreste – Gebäulichkeiten – aus der Klosterzeit. Nur noch die spärlichen steinernen Funde aus dem Klosterkomplex im Lapidarium erinnern sichtbar an St. Georgens große Vergangenheit. Einige – gar nicht so wenige sprachliche Überreste – hielten sich dagegen

⁵ J. Wollasch, Cluny, Licht der Welt. Aufstieg und Niedergang der klösterlichen Gemeinschaft. Düsseldorf 1996, S. 328.

⁶ Zu diesem ganzen Komplex: Michael Buhlmann, Vertex Alemanniae, Scheitel Alemanniens. Die Urkunde Papst Alexanders III. für das Kloster St. Georgen. Schriftenreihe des Vereins für Heimatgeschichte St. Georgen, Heft 5 (2003) und Heft 8 (2004).

⁷ Karl Theodor Kalchschmidt, Geschichte des Klosters, der Stadt und des Kirchspiels St. Georgen auf dem badischen Schwarzwald. Heidelberg 1895, S. 50.

hartnäckig und machen uns auf das Gewesene aufmerksam, auf das reichsunmittelbare Kloster, obwohl auf württembergischem Territorium gelegen.⁸ Immerhin ist es der Name der Stadt selbst, die „Lorenzkirche“, der „Klosterweiher“, der „Frongarten“, die Bezeichnung „Spittelberg“, ursprünglich „Spitalberg“, und das Haus „Märge“, einst bei der evangelischen Kirche – abzuleiten wie St. Märgen von Maria – das „Bruderhaus“, eventuell der „Beifang“, vielleicht auch noch der Name „Rupertsberg“; die „Abt-Theoger-Straße“ ist eine Verbeugung der Neuzeit vor dem großen Abt St. Georgens, nicht weniger auch die „Abt-Gaissier-Weg“.

Abt Johannes V. selbst hinterließ keine erkennbaren Spuren im Stadtbild. Aus einem kulturellen geistlichen Zentrum, das jedes Kloster war, wurde für Jahrhunderte ein Bauerndorf, in der neuesten Zeit eine Industriestadt, 1891 offiziell zur Stadt erhoben: So zeigt der Gang der Geschichte „Macht und Ohnmacht der Religion“ (Bernhard Häring): sichtbar in engen lokalen Grenzen, profan ausgedrückt: auf zerstörende Phasen folgen in späterer Zeit aus völlig anderem Geist neue aufbauende Kräfte.

Das Konzil von Trient

Es bedurfte dreier Anläufe für das Reformkonzil von Trient. Bereits 1537 war ein Konzil nach Mantua und unmittelbar danach aus organisatorischen Gründen nach Vicenza einberufen worden. Die Teilnahme war so spärlich, dass es nicht zustande kam. Nach diesen zwei Fehlschlägen berief 1542 Papst Paul III. erneut ein Konzil ein, diesmal nach Trient. Diese Stadt wurde gewählt, weil sie noch innerhalb des Reiches lag und man es den Protestanten nicht zumuten wollte, italienisches, weil romnahes Gebiet zu betreten. Denn man hoffte noch lange auf ihre Teilnahme. Gerade sie (aber nicht nur sie) hatten ein „*Gemein, frei, christliches Konzil in deutschen Landen*“ gefordert.⁹ Auch 1542 kam es nicht zustande, weil es ein Krieg zwischen dem französischen König

⁸ Josef Ruhrmann, Das Benediktiner-Kloster Sankt Georgen auf dem Schwarzwald im Zeitalter von Reformation und Gegenreformation (1500–1655). Diss. Freiburg 1961/62, S. 88 (im Folgenden zitiert „Ruhrmann“).

⁹ Hubert Jedin, Kleine Konziliengeschichte, Die zwanzig ökumenischen Konzilien im Rahmen der Kirchengeschichte. Freiburg 1959, S. 81.

Franz I. und Kaiser Karl V. verhinderte. Also erneute Verschiebung auf das Jahr 1545. Ein später Beginn – 28 Jahre nach dem Thesenanschlag Luthers. Die Gründe für die Verspätung lagen in den kaum noch überschaubaren Verwicklungen jener Jahre. Zu bedächtige Päpste, ihre Sorge, der Konziliarismus könne die Überhand gewinnen, scharfer Widerstand der Kardinäle aus Angst, sie könnten ihre Pfründen verlieren, nationale Bestrebungen, die Gegnerschaft Königs Franz I. von Frankreich, die Weigerung der protestantischen Fürsten an einem Konzil teilzunehmen, selbst die Bestimmung einer Konzilsstadt war lange ungewiss.¹⁰

Mit 31 Bischöfen begann es schließlich 1545.¹¹ Aber es begann immerhin. Festgelegt wurden in dieser Phase u. a. die Zahl der Sakramente auf sieben (was in der katholischen Kirche heute noch gilt), die Residenzpflicht der Bischöfe, das Verbot der Ämterhäufung; und es dauerte, bis 1547 der Flecktyphus ausbrach und die Mehrheit der Konzilsväter vor der Krankheit nach Bologna floh. Papst Julius III. berief am 14. November 1550 mit der Bulle „*Cum ad tollenda religionis nostrae dissidua*“ („*Um die Spaltung unserer Religion zu überwinden*“)¹² die Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte, die präsumptiven Konzilsväter auf den 1. Mai 1551 wieder nach Trient ein. Wie ernst es dem Papst war in Anbetracht der schwachen Teilnehmerzahl beim bisherigen Verlauf des Konzils beweist die Drohung, dass Gottes Missbilligung den treffen und er in päpstliche Ungnade fallen werde, „*si quis autem hoc attentare praesumpserit, indignationem omnipotentis Dei, ac beatorum Petri et Pauli Apostolorum eius se noverit incursum*“. Dasselbe wiederholte er in der Bulle vom 27. August 1551. Auf diese Weise versuchten auch die Kardinäle die Zahl der Konzilsteilnehmer zu erhöhen. Entschuldigungen wie schwierige Geschäfte, schwache Gesundheit und Armut sollten nicht gelten.¹³

¹⁰ Vgl. Joseph Lortz, Geschichte der Kirche in ideengeschichtlicher Betrachtung, Band II, Die Neuzeit. Münster 1964, S. 159 ff.

¹¹ Jedin, Kleine Konziliengeschichte, S. 86.

¹² GLA 100/118 und 82/453 (gedruckt).

¹³ Concilii Tridentini Actorum Partis Quartae volumen tertium acta praeparatoria mandata instructiones relationes Concilium iterum Tridentinum congregatum spectantia cum praesidentium imperatoris principumque Germanorum oratorum episcoporum Abbatum Theologorum quorundam litteris collegit edidit illustravit Thobaldus Freudenberger Friburg. Brisgoviae MCMLXXX ex Aede et sumptibus Herder, Einleitung S. XXXIII (im Folgenden zitiert „CT“).

Die Beratungen der Äbte untereinander

Dies ist die Phase für unsere Betrachtung, die „*bei weitem wichtigste Tagungsperiode*“.¹⁴ Die Weiterleitung der Einladung an die Äbte oblag den Bischöfen, für St. Georgen dem Konstanzer Fürstbischof Christoph Metzler von Andelberg. Es entspann sich ein lebhafter Briefwechsel unter den Äbten darüber, wie sie sich zu verhalten hatten.¹⁵ Abt Caspar Molitor von St. Blasien schrieb deswegen an Sebastian Lutz, Abt von Bebenhausen.¹⁶ Dieser ließ am 22. März 1551 Caspar Molitor wissen, dass er mit dem Abt von St. Georgen auf dem Landtag in Stuttgart den Entschluss gefasst habe, sich nach Ostern mit dem Bischof von Konstanz zu besprechen.¹⁷ Eine neue Situation schuf die Nachricht, Oberösterreich und Württemberg wollten einen Ausschuss von Prälaten (Äbten) schicken, den Bischof aber übergehen.¹⁸ Die Konsequenz würde sein, auch der Bischof würde einen Ausschuss bilden können. Würden also Ausschüsse die Frage der Teilnahme der Äbte lösen?¹⁹ Von diesen Äbten wurde Johannes, wie er am 27. März 1551 schreibt, gebeten, zu Bischof Metzler zu reisen, um seine Vorstellungen über das weitere Vorgehen zu erfahren. Am 13. April 1551²⁰ war der Schulmeister und Schreiber des Abts Johannes von St. Georgen, Hieronymus Bölt (in Rottweil Notar und Vertreter des Abts 1541 in Regensburg und 1547 in Augsburg),²¹ beim Bischof und brachte die Drohung des Papstes mit, wer Widerstand gegen die Teilnahme am Konzil leiste, werde zur Verantwortung gezogen. Die Befreiung davon liege nicht in der Kompetenz des Bischofs. Dieser werde selbst nach Trient reisen. Am 1. Mai 1551²²

¹⁴ Hubert Jedin, Die deutschen Teilnehmer am Trienter Konzil, Theologische Quartalschrift Rottenburg a. N. 1941, S. 239.

¹⁵ Vgl. dazu Remigius Bäumer, Konstanz und das Tridentinum. Um die Teilnahme der Bischöfe und Äbte des Bistums Konstanz am Konzil von Trient, Wege der Forschung, Darmstadt 1979, S. 255 ff.

¹⁶ CT S. 64, Nr. 26.

¹⁷ CT S. 65, Nr. 28.

¹⁸ CT S. 71, Nr. 32.

¹⁹ Ruhrmann, S. 130: Quelle GLA 65/2450 Oberösterreich, CT S. 71, Nr. 32 dagegen „*in obern Elsäß [sic] und Wirtenberg*“.

²⁰ CT S. 101, Nr. 52; Bölt's Schreiben datiert vom 17. April 1551.

²¹ Eduard Christian Martini, Geschichte des Klosters und der Pfarrei St. Georgen auf dem Schwarzwald mit Rücksicht auf die Umgebung. St. Georgen 1859, S. 139.

²² CT S. 113, Nr. 61.

kündigte Abt Melchior Rebstock von St. Trudpert Abt Caspar Molitor an, wegen Altersschwäche nicht nach Trient zu kommen. An der geplanten Besprechung der Äbte in Freiburg wolle er sich dagegen beteiligen. Diese sollte am 11. Mai stattfinden. Teilnehmer würden die Äbte Caspar, Melchior, Udalrich (Tennenbach), Magnus (St. Peter) und Heinrich (Allerheiligen, Freiburg) sein. Doch hier scheint die Organisation versagt zu haben. Abt Thomas Rodenwald von Schuttern teilte den Äbten Caspar und Melchior mit²³, die Konferenz habe am 23. April in Offenburg stattgefunden. Und schließlich schrieb Abt Johannes V. am 12. Mai 1551²⁴ dem Bischof, er habe eine Bittschrift an den Papst verfassen lassen, die er ihm mit einer Kopie zusende und bitte, sie in Trient zu übergeben, außerdem möge man ihn von der weiten Reise befreien.

Alle diese Bemühungen verliefen im Sande. In den Akten verlieren sich weitere Schriftstücke nahezu spurlos. Trotz Androhung päpstlicher Ungnade erschienen die Äbte nicht, und auch den Konzilsvätern war wenig an ihrer Anwesenheit gelegen. Wie Bischof Metzler am 27. Februar 1552²⁵ vom Konzil in Trient aus an den Abt Gerwig Blarer von Weingarten schrieb, seien die Bischöfe noch nicht zusammengekommen, um die Entschuldigungen der Nichterschiedenen zu prüfen. In den Akten findet sich darauf kein Hinweis mehr. Der Einzige wirklich Teilnehmende „*e terris transalpinis*“ (nördlich der Alpen) war schließlich nur Abt Hamericourt aus dem Benediktinerkloster St. Bertini in Flandern.²⁶

Der Käse

Schon am 31. März 1551 hatte Bischof Christoph Metzler von Konstanz den Abt aus St. Georgen eingeladen, auf den Fastensonntag *Misericordia* oder den Samstag davor (11./12. April) nach Meersburg in seine Residenz zu kommen. Groß war die Herzlichkeit Metzlers, ja seine Besorgtheit um eine gute Reise und großzügig das Angebot für die Unterkunft seiner Begleitung, der Knechte und Pferde. Sie sollten nirgendwo

²³ CT S. 130, Nr. 71.

²⁴ CT S. 134, Nr. 75.

²⁵ CT S. 586, Nr. 411.

²⁶ Die Gründe nicht am Konzil teilzunehmen s. CT XXXIII, die Beurteilung Jedin, S. 259.

eine andere Herberge als die bei ihm suchen. Dann wollten sie „*deß conciliums halber gesprech und red halten gueter zuversicht, das es euch und anderen prelaten zu guote raichen werde*“.²⁷ Der Besuch fand am 13. April statt, wie Hieronymus Bölt bestätigt.²⁸

Die folgenden Ausführungen mögen wie ein Exkurs erscheinen, ein überflüssiger dazu. Scheinbare Nebensächlichkeiten findet der Forscher immer wieder, und doch führen gerade sie uns ins tägliche Leben unserer Vorfahren, halten substanzielle Geschichte fest, von der wir in diesem Fall ohne das Konzil von Trient nichts wüssten.²⁹ Genieren wir uns also nicht, von etwas scheinbar ganz Banalem zu reden – von Käse. Für einen Historiker kann alles Geschichte sein: auch Käse! Wie nämlich aus dem Schriftwechsel hervorgeht, hatte Abt Johannes dem Bischof, und zwar wiederholt, Schwarzwälder Käse zum Geschenk gemacht (der Abt entschuldigt sich einmal dafür, dass der Käse noch jung sei und im bischöflichen Keller noch reifen könne) und der Dank des Bischofs war offenkundig ehrlich, „*denn wir seyn an sollichem Schwartzwälder Käsen [sic!] gantz und gar uskhommen gewesen*“³⁰, mit anderen Worten: der Käse war einmal wieder aufgegessen.

Es handelte sich um einen Hartkäse, für dessen Herstellung auch im Schwarzwald eine Technik entwickelt oder anderswoher übernommen worden sein musste. Gewöhnlicher Quark braucht keine Lagerung, verträgt sie nicht einmal. Wir dürfen annehmen, dass er von guter Qualität war, wofür schon die Bezeichnung „Schwarzwälder Käse“ spricht, also für einen bischöflichen Hofstaat kein zu geringes, gar minderwertiges Geschenk war.

An Käse scheint in St. Georgen in Wahrheit kein Mangel geherrscht zu haben, und er ist nicht nur am Bischofshof in Meersburg willkommen gewesen. Auch im Kloster Schussenried wurde er gegessen. Als einmal in der Korrespondenz zwischen den Klöstern St. Georgen und Schussenried eine lange Pause eintrat, fand Abt Johannes für Abt Jacob Renger eine launige Bemerkung als Aufforderung zu schreiben: er könne sich als Grund dafür nur vorstellen, dass der Käse ausgegangen sei.

²⁷ CT S. 130, Nr. 71.

²⁸ CT S. 101, Nr. 52, Brief an Abt Caspar Molitor St. Blasien.

²⁹ Vgl. Bäumer, Konstanz und das Tridentinum, S. 254.

³⁰ CT S. 130, Nr. 71.

„Sover es nur am selben hebt [hängt], will ich recht im Namen Gottes aber einmal ain Keß an Euch [...] wagen.“³¹

Die Akten sagen über Abt Johannes außer seinem Kampf um das Kloster St. Georgen wenig über seine privaten Neigungen aus. Mit zwei weiteren Anekdoten müssen wir uns begnügen, die ihn uns als Menschen und Freund näherbringen. Auch ein Abt kann nicht den ganzen Tag beten, nach Benedikts Regel sollen es seine Mönche außerhalb der gemeinsamen Gebetszeiten gar nicht. So dürfen wir ihn auch bei seinen Freizeitbeschäftigungen überraschen. Da betrieb er in gesunden Jahren den Sport des Adels, die Jagd, die er mit Graf Gottfried Werner von Zimmern pflegte. Einmal kündigte er ihm vor einer Zusammenkunft „alte Waidsprüche“ an. Ob er damit „Jägerlatein“ meinte, ist nicht zu klären. Ihm schenkte der Graf einen elfenbeinernen Kompass, damals gewiss eine Kostbarkeit, mithin ein Zeichen besonderer Verbundenheit. Der Abt revanchierte sich mit einem lebenden Hirsch.³²

Von den Äbten kam außer Harmicourt keiner zum Konzil von Trient, obwohl kein Bischof die Vollmacht hatte, von der Konzilsteilnahme zu dispensieren. Wenn einer der Eingeladenen aber eine überzeugende Begründung für die Absage einer Reise in die Konzilsstadt hat geben können, so war es Johannes V. Kern in St. Georgen. Er ließ das erwähnte Entschuldigungsschreiben³³ an den Papst von einem uns nicht deutlicher fassbaren Mann namens Mattias Kippelin – sein Beruf ist unbekannt – in lateinischer Sprache formulieren.³⁴ Ein Abt dieses Namens tritt nirgendwo auf. Auch Josef Ruhrmann weiß nicht mehr. So können wir nur vermuten: Kippelin – ein gelehrter Mönch vielleicht, ein Mann mit besonderen Erfahrungen in der Diplomatie, eine einem Humanistenkreis nahe stehende Persönlichkeit, ein Mann, der für seine guten Lateinkenntnisse bekannt war? Ein Schreiben an den Papst war keine nebensächliche, alltägliche Sache und bedurfte besonderer sprachlicher Gewandtheit. Der Brief nahm mit einer Kopie seinen Weg zu Bischof Metzler mit der Bitte, ihn „zu Trient überantworten zu lassen“, also der Konzilsleitung zu übergeben, im Vertrauen darauf,

³¹ Ruhrmann, S. 123, GLA 65/2450/1, Bl. 3.

³² Martini, S.143.

³³ CT S. 134, Nr. 75.

³⁴ GLA 100/118, Ruhrmann, S. 131.

der Bischof werde alles tun, damit Johannes die weite Reise erspart bleibe.³⁵

Den feierlichen sprachlichen Duktus interpretieren wir als dem Stil dieser Jahrhunderte geschuldet, die unüberhörbar scharfe, polemische Ausdrucksweise auch. Von unserer heutigen ökumenischen Grundeinstellung noch keine Spur. Hier der Text unseres Abts Johannes:

„Dem in Christus gesegneten Vater und Herrn, Herrn Julius, dem Dritten dieses Namens, dem obersten Vorsteher und Papst der hochverehrlichen römischen und katholischen Kirche, nach dem Kuss der gesegneten Füße Gnade vom Herrn!

Nachdem neulich, Heiliger Vater, Eure väterliche Heiligkeit kraft ihres durch göttliche Fügung aufgetragenen Amtes sich haben angelegen sein lassen, den Beginn, die Feier und Durchführung eines allgemeinen Konzils am 1. Mai dieses Jahres öffentlich allen Untergebenen des Heiligen Vaters, insbesondere aber jenen, daran liegen könnte, es wie auch immer zu besuchen, neu aufzunehmen und zu fördern, je einzeln bekannt zu geben und sie zu diesem Termin an diesen Ort zu laden, traf es sich, dass auch mir, einem in der Tat bei weitem weniger Geeigneten und Erfahrenen als vielleicht anderweitig Verpflichteten, diese Einladung namentlich und rechtmäßig zugestellt wurde.

Ich aber, obwohl ich nicht ungern anerkenne, dieser Verfügung Eurer väterlichen Heiligkeit nachkommen zu müssen, wage dennoch, im Vertrauen auf deren gewohnte Milde und Gerechtigkeit, ja ich bin vielmehr gezwungen – indem ich Vieles und Schwieriges, das mich sehr hartnäckig zurückhält, guten Glaubens berichte –, mich untertänig und demütig wenigstens von dem diesbezüglichen Befehl loszubitten. Um hier nämlich nur die Hauptpunkte anzuführen: kaum dass ich jetzt nach ungefähr dreijährigem Exil, unersetzlichen Schäden und schwerem Unrecht endlich in meinem Kloster so gut es geht wieder eingesetzt bin, habe ich darin alles zerstört, verwirrt und verfallen, besonders auch das Volk von der lutherischen Häresie angesteckt, verwirrt und verdorben vorgefunden, und zwar so sehr, dass dieses so brennende Übel nicht einmal bis zum heutigen

³⁵ Das Originalschreiben kam (über den Papst?) in die Hände der Konzilsväter, die über dessen Berechtigung zu entscheiden hatten. Dort scheint es geblieben und nicht zu den Konzilsakten gegeben worden zu sein. Sein Weg ist nicht rekonstruierbar. CT S. 134 hält die Bittschrift an den Papst für verloren: „*Quae supplicatio non exstat.*“ Dafür, dass es sich um die von Abt Johannes erwähnte, unter St. Georgen abgelegte Kopie handelt, spricht am Ende der mit „S“ (St. Georgen) gekennzeichnete Ort. Für die Übersetzung danke ich Herrn Dr. Herwig John vom GLA Karlsruhe.

Tag gänzlich nachgelassen hat, sogar allein durch meine unablässige Beharrlichkeit unterdrückt werden muss. Nachdem die Herde meines früheren Konvents längst teils zerstreut, teils gestorben ist, musste ich zudem eine neue versammeln. In diese könnte, da sie jung und deshalb gewöhnlich zu unüberlegtem Übermut neigt, leicht jene weit abzuwehrende todbringende Seuche allmählich einsickern, am Ende einströmen, wenn ich nicht überall voran stehe, zugegen bin und beistehe.

Schließlich lassen mich in fortgeschrittenem Alter und von dauernden Gebrechen arg heimgesucht und nahezu erschöpft, die Kräfte des Körpers und der Seele langsam im Stich und meine Sehkraft ist so beeinträchtigt, dass man zweifeln kann, ob ich eher blind oder eher sehend bin. Da sich dies im allgemeinen und im besonderen so verhält, bitte und beschwöre ich Eure väterliche Heiligkeit untertänigst, dass Sie mich, was für mich wie die Meinen so notwendig wie nützlich, zu Hause lassen möge, damit ich nicht gezwungen bin, unter Zurücklassung aller zum sofortigen Untergang bestimmten Sachen und Personen den schwierigen, langen und für meine Kräfte zu beschwerlichen Weg auf mich zu nehmen. Wenn ich auch dessen Ziel und den angegebenen Ort glücklich erreiche, könnte ich doch dort nichts mehr als hier bewirken, wenn ich doch wohl, was immer beschlossen wird, als recht und billig halte. Dazu bringe und gebe ich schon gern und fernerhin im festen Vertrauen darauf, dass Gerechtigkeit und Wahrheit definiert werden, meine Stimme und getröste mich unbesorgt.

Sollte anders noch Eure väterliche Heiligkeit dafür halten, dieser Entschuldigung vielleicht geringen Glauben schenken zu müssen und, wenn diese Entschuldigung nicht entgegensteht, von mir nichtsdestoweniger einen Eid fordern müssen, werde ich dies nicht verweigern. Wenn es also nötig wäre (ich bin mir auch Gott gegenüber bescheiden der Wahrheit bewusst) dies durch einen unverbrüchlichen Eid zu bekräftigen und mit meinem auf der Rückseite aufgedruckten Siegel meine Gesinnung offen darlegen wollen.

Gegeben im Kloster „S“ [für St. Georgen angedeutet] am 3. Mai im Jahr des Heils Christi 1551. Eurer väterlichen Heiligkeit fußfälliger Knecht Johannes Abt des Klosters Sankt Georgen.“³⁶

³⁶ GLA 100/118 „Copia Bullae Indictionis S. et Oecum. Concilij Tridentini, Cum litteris excusatorijis Abbatis Joannis ad S. Georg. de impossibilitate Comparendi ad dictum Conc: Item Relatio scripta quorundarum Actorum in Concilio p. de ao 1550 et 1551.“

Was Abt Johannes in seinem Schreiben über seine Leiden an den Papst nur andeuten konnte, erfahren wir aus anderen Quellen in sehr vielen Einzelheiten. Harmlos war das alles nicht. Brutale Einzelheiten sind es, Drangsalierungen, zermürbende, quälende Verhandlungen u. a. in Stuttgart, Wildbad und Hornberg, die das Charakterbild Herzog Ulrichs, wie wir es kennen, bestätigen. Sein Ziel, von Anfang bis Ende konsequent angestrebt, war, den Klosterbesitz in seine Hand zu bekommen und die Reformation in St. Georgen durchzusetzen. Das Recht war auf der Seite des Johannes, des Abtes eines reichsunmittelbaren Klosters auf württembergischem Territorium, aber er stand ohne Macht, ohne starken Beschützer da. Es wird uns nicht als Übertreibung vorkommen, dass Abt Johannes „mit allerhandt Abnforderungen, unzümblichen Gebotten, gewaltthätigen Begehren, [...] biß in sein Todt geängstiget und gequählet“ wurde.³⁷ So eine zeitgenössische Quelle. Das Reichskloster hätte vom Kaiser oder seinem Bruder, König Ferdinand von Österreich, geschützt werden müssen. Doch der Kaiser hatte wegen der Bedrohung durch Türken und Franzosen andere Sorgen, und der Bruder des Kaisers in Wien war in weiter Ferne.

Seit 1530 im Amt, hatte sich Johannes, vorher Pfarrer in Ingoldingen³⁸, des Zugriffs des Herzogs Ulrich zu erwehren. Geben wir als Erstes Abt Johannes das Wort. Ein ausführliches Schreiben an Herzog Ulrich datiert vom Jahr 1535.

Auf den frühen „Befehl“ des Herzogs, einen „*christellichen Predikanten anzenemen*“, d. h. sich auf die Reformation festzulegen, auch den „*Obervogt am Schwarzwalde*“ Jos Münch von Rosenberg anzuerkennen, antwortete Abt Johannes mit der Bitte – in aller Untertänigkeit gegen den „*Fürsten und Schirmer*“, das Kloster „*bei unserer Stiftung Schirm und Religion pleiben zu lassen*“. Was konnte er der Macht anderes entgegensetzen als das Recht, die Stimme seines Gewissens und die Unverbrüchlichkeit seiner „*Glübde*“?³⁹ Für das Kloster St. Georgen „*an das hailig Rhömisch Rheich gehörig*“ – die Reichsunmittelbarkeit belegte er mit einer (nicht erhaltenen) Kopie – war der Herzog nur Kastvogt, also weltlicher Beschützer und Vertreter in Rechtsgeschäften, und dies erst seit vier Jahren, nachdem der Herr von Landenberg in Schramberg

³⁷ Ruhrmann, S. 118; FFA ,E', Vo. I, Fasz. 1, St. Georgen.

³⁸ Kalchschmidt, S. 43.

³⁹ GLA 100/311.

dieses Amt an den Herzog abgetreten hatte. Auf allen Reichstagen war immer ein Abt von St. Georgen genannt. Also war darüber kein Zweifel möglich. Im Kloster herrsche die Meinung: eine Pension, also die Altersversorgung und Unterkunft im Kloster Maulbronn, die der Herzog angeboten hatte, dürfe vor einem Konzil oder vor der Kirchenreform nicht angenommen werden.⁴⁰ Dabei wäre das ehemalige Zisterzienserkloster Maulbronn ein würdiger Ort für Mönche, Prioren und Äbte gewesen.

Warum dieser Druck durch Herzog Ulrich?⁴¹ In schweren finanziellen Nöten sah dieser darauf, so schnell wie möglich und unter allen Umständen an das Vermögen der Klöster zu kommen. Um alte Schulden zu begleichen und Mittel für den Ausbau von Stadt- und Bergfestungen (z.B. Schorndorf und Hohentwiel) zur Verfügung zu haben, griff er in rabiater Weise auf die Klöster zu, deren Besitz kaum geringer war als der des Herzogs selbst.⁴² Ab dem Jahr 1534 ging es Schlag auf Schlag.⁴³ Herzog Ulrich ordnete eine Inventuraufnahme an, um die Klöster daran zu hindern, ihr Vermögen in Sicherheit zu bringen. Sein Verbindungsmann zum Abt in St. Georgen ist der württembergische Amtmann Jos Münch von Rosenberg. Von allem Anfang an wusste der Abt, mit wem er es zu tun bekam. Wenn nicht offiziell, so wurde Johannes doch faktisch zum Verwalter seines Klosters degradiert. Der Herzog diktierte die Geschäfte. Privilegien, Rodel, Register wurden verschlossen. Die Hälfte der Einkünfte musste an die herzogliche Kammer abgeführt werden, ebenso die Hälfte der Früchte. Über jeden finanziellen Vorgang forderte er Rechenschaft. Kaum zu begreifen, wie es dem Abt unter diesen Umständen gelang, das Klostervermögen innerhalb von 21 Jahren von 1600 Gulden auf 3109 zu erhöhen. Zusätzlich ließ er beim Bischof von Konstanz heimlich 4000 Gulden anlegen.

Schon im Januar des Jahres 1535 sollte die neue Lehre im Kloster eingeführt und in den Gemeinden des Klosters sollten die Pfarrer durch Prädikanten ersetzt werden. In St. Georgen erschien Hans Spreter. Doch jetzt zeigte sich der eiserne Widerstand des Abtes. Materielle Werte

⁴⁰ GLA 100/307.

⁴¹ Zum Folgenden vgl. Ruhrmann, S. 83 ff, Kalchschmidt, S. 46–56, Eduard Christian Martini, S. 117–150.

⁴² Vgl. Dieter Mertens, in Handbuch der baden-württembergischen Geschichte 2. Die Territorien im Alten Reich, Umbau und Krise des lutherischen Landesstaates, Die Einführung der Reformation durch Herzog Ulrich. Stuttgart 1995, S. 102.

⁴³ Ruhrmann, S. 76 ff.

konnte der Herzog – widerrechtlich – einfordern, die Glaubensüberzeugung des Abts und des Konvents ließ sich nicht brechen. Fünf Wochen lang wurde Spreter von der Kanzel ferngehalten. Danach musste er aufgeben. Auch eine „scharfe Drohung“ des Herzogs an den Abt hatte nichts genützt. Die neue evangelische Klosterordnung wurde nicht angenommen. Johannes wurde zum Amtmann nach Hornberg zitiert, er solle sich pensionieren lassen. Alles Drängen von Herzog und Amtmann, St. Georgen zu verlassen und nach Maulbronn zu ziehen, prallte an ihm ab.

Am 12. November 1535 befahl der Herzog dem Abt, nach Stuttgart zu kommen. Auf dem Ritt verunglückte er, das Pferd fiel auf ihn, so sagt es Johannes selbst (dass er vom Pferd fiel, wie Eduard Christian Martini schreibt⁴⁴, ist nicht ganz richtig).⁴⁵ Er verletzte sich so schwer, dass er die Reise nicht mehr fortsetzen konnte. Die Unterkunft im Pflughof in Rottweil versagte ihm der Amtmann, auch Pflege und Unterhalt dürfe ihm dort nicht gewährt werden. Er solle in sein Kloster zurückkehren. Ob er bleibende Schäden davontrug, ist nicht überliefert. Der Herzog war zu allem, zu Zwangsmaßnahmen und Vertreibung entschlossen.⁴⁶ In dieser Situation drohte Amtmann Münch von Rosenberg dem Kloster Privilegien und Silbergeschirr zu entreißen. Eine Klage des Abtes beim Reichskammergericht blieb erfolglos. Da schlug Amtmann Rosenberg zu – hier der Bericht von Johannes V. in neudeutscher Übersetzung: „Am 5. Januar 1536 hat der genannte Obervogt, seiner Fürstlichen Gnaden (Ulrich), Jos Münch von Rosenberg mit seinen ihm unterstellten Dienern das Gotteshaus in St. Georgen überfallen, einnehmen und es plündern lassen und in der Kirche das heilige hochwürdige Sakrament, (gemeint sind die konsekrierten Hostien) aus der Monstranz schütten lassen und Kelch, Leuchter, Schellen, Silbergeräte, Briefe und andere fahrende Habe aus dem Kloster, die Glocken aus den Türmen werfen und alles wegführen lassen.“⁴⁷ Dazu trieb er den Konvent, bestehend aus 21 Personen, entgegen allem vorgewiesenen Recht aus dem Haus ins Elend. Dennoch war nicht einer von ihnen bereit, wodurch auch immer von seiner angestammten Religion zu lassen. Namentlich sind uns außer dem

⁴⁴ Martini, S. 127.

⁴⁵ „Relation Abbt Johannis von St. Gergen, was sich von ao 1534 bis 1538 bei Spoliation und Angation seines Gotteshaus ... verlossen“, GLA 100/311.

⁴⁶ Mertens, S. 105.

⁴⁷ GLA 100/311.

Prior Brüning die Konventualen Georg Wachter, Konrad Zeller, Johann Köstlin, Jakobus Lang, Nikodemus Leupold, Johannes Reichert und Johannes Müller bekannt.⁴⁸ Die Mönche folgten ihrem Abt ins Exil nach Rottweil.

Den vertriebenen Mönchen bereiteten die Rottweiler mit einer feierlichen Prozession einen ehrenvollen Empfang. Sie empfanden tiefe Sympathie für den Zug der 21 Benediktiner, die aus Glaubenstreue ohne Verpflegung und in der Winterskälte den weiten Fußmarsch auf sich genommen hatten. Der Rücksichtslosigkeit von Herzog und Amtmann setzten sie ihre Menschlichkeit entgegen.

Wo und wie Abt Johannes die Jahre zwischen 1536 und 1548 zugebracht hat, ist ohne neue Aktenfunde kaum erforschbar. Martini erwähnt eine Pest in dieser Zeit, und als Aufenthaltsorte Friedenweiler, gemeint ist offensichtlich das dortige von St. Georgen abhängige Benediktinerinnenkloster, und die Propstei Bernau im Schwarzwald.⁴⁹

Die Entwicklung in den folgenden Jahren in allen Einzelheiten, den Schikanen, in den langwierigen, zermürbenden Verhandlungen mit dem Herzog zu schildern, ist hier nicht der Ort. Mehrfach veränderte sich die Situation zugunsten mal der einen, mal der anderen Seite. Trotz alledem: die Mönche blieben gegen die Lehre Luthers immun.

Das Kloster konnte wenigstens 1548 vorübergehend wieder bezogen werden und blieb es bis 1555.⁵⁰ In dieser Zeit setzte Abt Johannes alles daran, das Haus wieder in einen guten Zustand zu bringen und dem Kloster die alten Privilegien zu sichern. Dabei hatte er sich der Schikanen des Herzogs zu erwehren. Dieser drängte den Abt, die Pensionierung in Maulbronn anzunehmen, er sollte keine Novizen mehr aufnehmen, Vogt Jos Münch von Rosenberg sollte die Früchte verkaufen und das Vieh des Klosters nach Bebenhausen treiben. Außerdem gab Münch die Bücher nicht zurück und zögerte die Rechnungslegung von Monat zu Monat hinaus.

Alle Zudringlichkeit des Herzogs konnte nicht verhindern, dass das Ansehen des Abts stetig wuchs, wie 1549 eine kleine, meines Wissens in der Literatur noch nicht beachtete Episode zeigt, die uns das Prestige des Abtes und sein spezielles organisatorisches Geschick vor Augen führt.

⁴⁸ Martini, S. 147f.

⁴⁹ Martini, S. 134.

⁵⁰ Martini, S. 143 ff.

Auch den Regierenden blieb das nicht verborgen. In Rippoldsau im Herrschaftsgebiet des Grafen Friedrich von Fürstenberg war ein Klösterchen, dem heiligen Nikolaus geweiht, nach dem Tode des letzten Priors am Zerfallen, Höfe, die einmal dazugehörten, waren verkauft. Kein Prior wollte dort mehr einziehen. Graf Friedrich bat Abt Johannes, die Gebäude wieder instand zu setzen, damit nach dem Willen der großmütigen Stifter Lob und Ehre Gottes wieder gefördert werden könne. Dafür standen ihm alle Einkünfte aus Zinsen, Steuern, Getreide usw. zu.⁵¹

Ein anderes Unternehmen, drei Jahre vorher, war schiefgegangen. Die Regierung in Ensisheim bot 1546 ebenfalls ein Klösterchen, das von St. Ulrich bei Freiburg, Abt Johannes zum Kauf an, es hätte sich für ein Studienhaus für Theologiestudenten geeignet. Doch das hoch verschuldete Anwesen war nicht zu retten.

1550 starb Herzog Ulrich. Sein Sohn Christoph führte, obwohl er noch der altgläubigen Religion angehörte, die gleiche Politik weiter, mit der er das Kloster in seine Gewalt brachte. Den Huldigungseid auf den neuen Landesherrn schwor der Abt 1555 nicht auf den Herzog von Württemberg, sondern auf Christoph als Schirmvogt des Klosters. Die neue Klosterordnung wurde 1556 eingeführt. Doch wir eilen der Zeit voraus.

Die Wiedereröffnung des Konzils

Das Konzil war 1547 wegen eingeschlepptem Flecktyphus nach Bologna verlegt worden. 1551 wurde es nach Trient zurückverlegt. Wiedereröffnungstermin war der 1. Mai 1551.⁵² Doch die Verhandlungen begannen erst am 1. September, vier Monate wurde die Arbeit verzögert, um den deutschen Bischöfen und den protestantischen Vertretern Zeit für die Anreise zu geben. Entscheidendes ist in diesem Sommer nicht geschehen. In Trient war also auch Abt Johannes nicht, gerade deshalb findet sich unter den Akten von St. Georgen ein weiteres, auch vom CT nicht entdecktes Schreiben, diesmal eine Schilderung von Geschehnissen

⁵¹ Zur Geschichte des Klösterchen s. Martini, S. 71 ff.

⁵² Zur schwierigen Situation der Kirche Hubert Jedin, Geschichte des Konzils von Trient Band III, Freiburg, Basel, Wien 1970, S. 219 ff.

am Konzilsort. Eine vollständige Darstellung aller Einzelheiten, die dem anonymen Verfasser zur Kenntnis kamen, konnte dies nicht sein und hätte viele Tage in Anspruch genommen. Er gesteht es zu Beginn seiner Ausführungen.⁵³ Zum Inhalt:

Der Verfasser beginnt mit dem 1. September 1551. Ohne Umschweife nennt er als Erstes die Namen des Konzilspräsidiums. Legat des Papstes Julius III. und Präsident ist Marcellus Crescentius. Seine Stellvertreter sind der Erzbischof Pighino von Siponto und Bischof Lippomani von Verona. Es folgen – freilich nur die Namen der Herkunftsstädte – alle weiteren Teilnehmer, fünf Erzbischöfe, 26 Bischöfe und 25 Theologen⁵⁴, auch die Vertreter von deutschen Fürsten, die noch zu kommen beabsichtigen, die Gesandten des Kurfürsten von Brandenburg, des Herzogs von Württemberg und des Herzogs Moritz. Der Nuntius des Pfalzgrafen bei Rhein sollte für diesen alles Notwendige besorgen.

Und schon in dieser ersten Sitzung kam es zu einem Eklat, wie es ihn nur noch am 30. Juli 1546 bei der Generalkongregation gegeben haben mag, als aus Angst vor drohendem Einfall der Protestanten um die Fortsetzung des Konzils gestritten wurde.⁵⁵ Der Vertreter des französischen Königs Heinrichs II., Abt Jacques Amyot (von Bellozanne-en-Bray), stand da und wurde gefragt, ob er noch etwas vortragen wolle. Er übergab im Auftrag des Königs von Frankreich ein Schreiben mit der Anrede: „*Den Vätern des Konvents von Trient.*“ Das genügte, um insbesondere bei den spanischen Vertretern einen Sturm der Entrüstung auszulösen. Dies sei kein Konvent, sondern das Konzil, Synode habe den Sinn von Konzil, Konvent nicht, der König wolle das Konzil verächtlich machen. Es entstand ein Tumult. Kardinal Crescenzo, dem Präsidenten, gelang es, die aufgebrachten Bischöfe in die Sakristei zu ziehen. Dort kamen sie überein, den Brief verlesen zu lassen. Diese Szene deutet auch Weihbischof Georg Flach in einem Bericht an seinen Bischof Melchior Zobel in Würzburg an, doch sein Bericht ist wesentlich „flacher“ (das Wortspiel sei gestattet), von „Conventus“ keine Rede, von der Aufre-

⁵³ „*Si velim omnia declarare quae in Concilio Tridentino sunt gesta et in dies geruntur, non dubium est, quin multos dies in scribendo consumam ...*“ GLA 100/118.

⁵⁴ Vgl. Ludwig von Pastor, Geschichte der Päpste im Zeitalter der katholischen Reformation und Restauration Julius III., Marcellus II. und Paul IV. (1550–1559). 13. unveränderte Auflage Freiburg-Rom 1957, S. 79.

⁵⁵ Hubert Jedin, Kleine Konziliengeschichte, Die zwanzig ökumenischen Konzilien im Rahmen der Kirchengeschichte, Freiburg 1959, S. 88.

gung auch nicht.⁵⁶ Am 11. Oktober war die Antwort formuliert, jetzt stellte das Konzil ohne jede Aufregung sein Bedauern über das Fehlen der französischen Bischöfe fest, lud sie erneut ein, betonte aber mit Festigkeit, dass es sich in Trient um ein allgemeines Konzil handle – ohne alle „*partikuläre politische Zwecke*“.⁵⁷ Die Bischöfe Frankreichs erschienen erst zwei Monate vor dem Ende des Konzils im Dezember 1563. Das Profil gaben dem Konzil die italienischen und die spanischen Bischöfe; entscheidenden Einfluss konnten die französischen nicht mehr nehmen.

Die heftigen Diskussionen zwischen romtreuen Gelehrten und den Protestanten einerseits und der friedlichen Einstellung der Konzilsväter andererseits kommen eindrucksvoll zur Darstellung. Der Zusammenprall hätte schärfer kaum sein können. Hervorragende Diskussionsredner im Land draußen auf altkirchlicher Seite werden genannt: der Dominikaner Ambrosius Pelargus gegen Ökolampadius; Johannes Gropper, Propst von St. Gereon in Köln, widerlegte des Öfteren Martin Butzers „*Gebell und Bisse*“.⁵⁸ Eine völlig andere Sprache spricht der Konzilstext der 13. Sitzung am 11. Oktober 1551, formuliert als einer der großen historischen, ja erhabenen Texte der römischen Kirche. Abt Johannes bekam seinen Wortlaut wahrscheinlich nicht zu Gesicht. „*Die heilige Synode erwartet mit sehnsüchtigem Verlangen ihre Ankunft, wie eine zärtliche Mutter, die in Wehen liegt und seufzt und sich aufs Äußerste müht, dass unter Christen keine Spaltung wahren möge, sondern sie alle den einen Gott und Erlöser anerkennen sollen, dasselbe von ihm sagen, dasselbe glauben und empfinden, was sie von Gottes Barmherzigkeit erhoffen.*“⁵⁹ Das Konzil lud die Protestanten auf das Fest Pauli Bekehrung, den 25. Januar 1552, ein, versprach ihnen freies Geleit, die Möglichkeit, die Diskussionsthemen frei zu bestimmen, und billigte ihnen eigene Richter zu, die über Irrtümer entscheiden konnten.

Das Verlangen der Konzilsväter wurde nur in Ansätzen erfüllt, was Abt Johannes aus dem Bericht des anonymen Beobachters nicht erfuhr. Es kamen protestantische Delegationen nach Trient, aber nur Delegationen einzelner Stände, auch solche des Herzogs Christoph von Würt-

⁵⁶ CT S. 300, Nr. 206.

⁵⁷ Pastor, S. 84.

⁵⁸ GLA 100/118.

⁵⁹ Tridentinum Canones et decreta sacrosancti oecumenici concilii tridentini sub Paulo III. Julio III. et Pio IV. Pontificibus maximis Lipsiae (Tauchnitz jun.) MDCCCXLII, S. 69.

temberg, nicht als offizielle Vertreter – ihre Namen erfahren wir nicht.⁶⁰ Von feindseliger Stimmung keine Spur. Dennoch blieben die theologischen Positionen unüberbrückbar.

Der folgende Abschnitt des Berichts gilt dem Konzilsgeschehen bis zum 20. Oktober 1551. In die Augen fällt die ungewöhnlich lange und tiefschürfende Predigt des Erzbischofs Salvator Salapusius aus Sassari im damals spanischen Sardinien am 11. Oktober. Auch Abt Johannes in St. Georgen wird über ihre Länge gestaunt haben: Von morgens acht Uhr bis nachmittags vier Uhr. Frühstück, Mittagessen und Abendessen fielen zusammen. Der Erzbischof redete zur Reform der Kirche, forderte erbauliche Amtsführung, die Rede gipfelte in einem Lobpreis auf die Eucharistie. Der Eindruck war so stark, dass manche Zuhörer die Tränen nicht zurückhalten konnten.⁶¹

Wie angekündigt wurde am Ende der Sitzung die Antwort auf das von Abt Jacques Amyot überbrachte Schreiben des französischen Königs verlesen. Es ließ keinen Zweifel daran, dass das Konzil ein wirkliches Konzil war, keinen anderen als gesamtkirchlichen Interessen diene und lud die französischen Bischöfe noch einmal dazu ein.⁶²

Das Konzil fuhr mit seinen Beratungen fort. Themen waren vom 20. Oktober 1551 an das Bußsakrament, die Eucharistie und die „Letzte Ölung“.

Das politische Geschehen im Konzilsjahr 1551

Die Versammlung höchster Kirchenvertreter bildete auch eine Art Nachrichtenbörse. Die Meldungen, unter denen sich auch verschlüsselte, jedenfalls schwer deutbare zu befinden scheinen, erstreckten sich von Tripolis bis Budapest.⁶³ So erfuhr der Adressat von Ereignissen in weiter Ferne, die sonst in seinem Kloster nicht bekannt geworden wären: von den komplizierten Auseinandersetzungen um das päpstliche Lehen von Parma, von den Unternehmungen des Admirals und Freibeuters Andrea Doria, vom „viehischen Servitut“ der Spanier in Württemberg. Wie be-

⁶⁰ Zur Rolle der Protestanten in Trient vgl. Franz Xaver Seppelt/Georg Schwaiger, *Geschichte der Päpste. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. München 1964, S. 294.

⁶¹ Jedin, S. 288f, S. 504 Anm. 37.

⁶² Pastor, S. 79.

⁶³ GLA 100/118.

drohlich die Situation des Reiches durch die Bedrohung der Türken war, berichtete der Anonymus in den brutalsten Einzelheiten:

Aus Wien kam die Nachricht, dass der Führer der Türken, den er „Bossa“ nennt – eine Verballhornung des Wortes „Pascha“ – um den 1. September versprochen habe, den Waffenstillstand einzuhalten. Nach drei Tagen aber überschritt er die Grenze, steckte einige Höfe in Brand und zog sich unverletzt nach Buda(pest) zurück. Als er sich kurz darauf anschickte, dasselbe noch einmal zu tun, wurde er von „den Unsrigen“ zurückgeschlagen, verlor ungefähr 400 Soldaten und suchte sein Heil in der Flucht. Einige wurden gefangen genommen und König Ferdinand vorgeführt, zwei wurden gezwungen, auf Lanzenspitzen den Kopf je eines Türken zu tragen, einem Dritten wurde ein Topf mit Nasen von Türken an den Gurt gebunden. Türken aus Belgrad, die herüberkamen, wurden dreimal überwältigt und in die Flucht geschlagen.

Von der Dramatik an der Ostgrenze mag Abt Johannes eine Vorstellung bekommen haben. Wie besorgniserregend die Situation dort war, geht aus Akten des Steiermärkischen Archivs in Graz hervor. Obwohl ein Waffenstillstand für fünf Jahre mit den Türken abgeschlossen war, empfanden diese die täglichen Überfälle auf österreichische Untertanen keineswegs als Vertragsbruch.

Häuser wurden in Brand gesteckt, Menschen wurden gefangen genommen, verschleppt und erschlagen: ein zermürbender Kleinkrieg. Neue türkische Truppen waren von Griechenland her im Anmarsch. Die Verteidiger, ein zusammengewürfelter Haufen aus vielen Ländern, wilderten auf eigene Faust und wurden dem bedrohten Land selbst zur Last. König Ferdinand ordnete in diesem Jahr 1551 die Aufstellung von 800 Pferden an der Grenze an.⁶⁴

Wichtig genug schien dem Augenzeugen in Trient zu sein, um seine Beobachtung weiterzugeben, dass 128 Esel, mit Gold und Silber beladen, durch die Stadt getrieben wurden, Ziel war Mailand, das der Kaiser gegen die vom Piemont her drohenden Franzosen zu schützen hatte. Was der Abt wohl ohne seinen Beobachter auch nicht zur Kenntnis bekommen hätte, war, dass Kaiser Karl V. in Innsbruck den Winter verbringen werde.

Dem Brief an Abt Johannes fügte der Anonymus, wie er schrieb, die (nicht erhaltene) Festpredigt von Mariä Himmelfahrt, die zwölf Artikel

⁶⁴ Vgl. Steiermarkisches Landearchiv Graz 201514/1902 und 1907.

über Buße und die vier über die Letzte Ölung in der protestantischen Fassung bei, die von den Theologen auf häretischen Inhalt geprüft werden sollten.⁶⁵ Soweit dieses Schreiben des anonymen Verfassers, der bis zum Herbst 1551 in Trient blieb, an den Abt von St. Georgen.

Das Schriftstück in lateinischer Sprache sagt zwar viel Interessantes und Dramatisches aus, gibt aber auch etliche Rätsel auf, so dass einige kurze Bemerkungen der Quellenkritik notwendig sind. Weder Verfasser noch Adressat noch Ort und Zeitpunkt der Niederschrift werden genannt. Einige Aussagen kann man auf St. Georgen beziehen, muss es aber nicht: Grüße einer Hausgemeinschaft, die der Empfänger erhält, also der Schreiber in Trient, erwidert er, von einem blühenden Fleisch- und Fischmarkt hatte er Nachricht erhalten, ebenso von einem defekten Brunnen. Doch dergleichen gab es wohl auch in anderen Klöstern. Hält man in der uns heute bekannten Umgebung des Abtes nach einem möglichen Verfasser Umschau, so fallen zwei Personen auf, der Klosteramtman Hironymus Bolt und Prior Joachim Brüning. Ruhrmann vermutet, ohne es zu begründen, dass der Verfasser einem der drei kaiserlichen Gesandten nahestand.⁶⁶ Kurz gesagt: Wir wissen nicht, wer der Verfasser war.

Relevant ist der Fundort des Archivals unter den Akten von St. Georgen. Sollte das Schreiben an Abt Johannes gerichtet worden sein, woran Ruhrmann nicht zweifelt⁶⁷, würde es für sein großes Interesse am Konzilsgeschehen sprechen, nicht zu reden von den Kosten für Reise- und Aufenthalt eines eigenen Abgesandten.

Schon vor dem 20. Oktober 1551 war der „Konzilsbeobachter“ nach St. Georgen zurückgekehrt, wie aus dem Brief Abt Johannes' an Abt Caspar Molitor von St. Blasien hervorgeht.⁶⁸ Auch jetzt finden wir den Namen dieses Mannes nicht, doch leidet es keinen Zweifel, dass der Rückkehrer der Verfasser des umfangreichen Berichts („*Si velim ...*“) ist. Abt Johannes gibt Abt Caspar nur wenig vom Verlauf des Konzils und nichts vom Weltgeschehen bekannt, obwohl der Beobachter „*omnia vidit et audivit*“. Offenbar ist es dessen mündliche Wiedergabe. Dazu gehörte an erster Stelle, dass sein Entschuldigungsschreiben „*aliquibus*

⁶⁵ Diese sind in der ganzen theologischen Problematik bei Hubert Jedin, Geschichte des Konzils von Trient, diskutiert. Doch das ist ein höchst kompliziertes Kapitel, es muss die Theologen mehr interessieren als die Historiker.

⁶⁶ Ruhrmann, S. 132.

⁶⁷ Ruhrmann, S. 132.

⁶⁸ CT S. 387, Nr. 227.

episcopis“ übergeben wurde, die darüber zu urteilen hätten, was allerdings dauern konnte. Verstehen wir diese Angabe richtig, so war über die Kirchenstrafe für die Säumigen immer noch nicht entschieden. Die Ursache für den Tumult während der ersten Sitzung, der durch ein einziges Wörtchen („*verbulum*“) ausgelöst wurde, scheint Johannes eher für lächerlich gehalten zu haben. Zur Besetzung des Konzils zu Beginn dieser Konzilsperiode erfuhr Abt Caspar, dass der Mainzer Erzbischof (Sebastian von Heusenstamm), der Trierer (Johann von Isenburg) und der Wiener Erzbischof (Friedrich Nausea), dieser im Namen der Königlichen Majestät Ferdinands I., anwesend waren. Von den Deutschen war es nur noch Weihbischof Georg Flach von Würzburg. Auch „*Constantinensis*“, also Bischof Christoph Metzler von Konstanz wollte er unter ihnen gesehen haben, dieser ist aber erst am 13. November 1551 gekommen.⁶⁹ Zahlreicher waren die italienischen und spanischen Bischöfe vertreten. Interessant für den Fall, dass er Trient doch noch aufsuchen müsste, war für Caspar die Information über die Preise für Unterkunft und Versorgung: Dass Herbergen leicht zu finden waren, die Preise für Wein und Brot niedrig, dagegen die für das Futter hoch. Mit der Bemerkung, dass in Sachsen die Lutheraner die Widerlegung der Konzilsbeschlüsse verfasst hätten, deren Argumente Johannes aber nicht kannte, schließt der Brief.

Wir kehren zurück zu den Vorgängen in St. Georgen. In den folgenden Jahren zogen sich die Auseinandersetzungen hin. Das genaue Datum des Einzugs der St. Georgener Mönche in den Klosterhof in Villingen war nicht zu eruieren.

Als formalen Abschluss der katholischen Klosterzeit müssen wir das Jahr 1556 ansehen, als Herzog Christoph – Ulrichs Sohn – die neue Klosterordnung, die in vollem Wortlaut erhalten ist, einführte.⁷⁰ Der Herzog berief sich auf den Konfessionsfrieden vom Jahr zuvor, der „*den Stenden frey anheimgestellt*“ hat, „*der Augsburger Confession gemäß*“ 1555 die neue Ordnung einzuführen. Der Herzog fügt seine eigene Begründung hinzu, die wir, da Quellen mit Beispielen fehlen und auch die Sekundärliteratur dazu schweigt, nicht verifizieren können. An Miss-

⁶⁹ Vgl. Hubert Jedin, Die deutschen Teilnehmer am Trienter Konzil, in: Theologische Quartalschrift, Rottenburg 1941, S. 248.

⁷⁰ GLA 100/259, „*Statuta der Disciplin uff unsers gnädigen Landsfürsten und Hern Herzog Christoffs zu Wirtemberg und zu Teckh Grafen zu Mimpelgard Clausterordnung Im Clauster Sant Jergen uf dem Schwarzwald viergenomen. Dem 8 Tag Maii ao Im sechsundfünfzigisten.*“

bräuche und Unordnung erinnerte er den Abt, erwähnte das lockere Leben der jungen Konventualen, ihre Faulheit, die unnützen Kosten durch sie, den Streit der Klosteruntertanen. Aus seiner Sicht waren dies „*lesterliche Verachtung, Verhöhnung, und Verspottung Gottes Worts*“. Als christlicher Fürst sah er seine Verantwortung, „*mit Gnaden und Hilff des allmechtigen*“ solche Zustände abzuwenden. Ihm komme es allein auf das reine unverfälschte Wort Gottes an.⁷¹ So leitete er seine neue strenge Klosterordnung in St. Georgen ein. Von der Tilgung seiner Schulden mit dem konfiszierten Klostervermögen kein Wort.

Die Reaktion des Abts auf die vorauszusehende Einführung der neuen Klosterordnung war seine Anordnung, dem Herzog die Nachricht von seinem Tod – am 8. April 1566 im Pflughof in Villingen – einige Zeit zu verheimlichen, um ihn daran zu hindern, auf seine Nachfolge Einfluss zu nehmen und auf das Klostergut zuzugreifen.⁷²

Charakteristik des Abts

Die Persönlichkeit des letzten katholischen Abtes in St. Georgen tritt neben dem großen Abt Theoger deutlicher als andere aus dem Dunkel der Geschichte hervor. Die Gründe liegen im Sturm der Reformation und in den über zweieinhalb Jahrzehnten, in denen Johannes den Abtstab führte.

Das Amt eines Abts stellte – zumal in jenen Zeiten – an seinen Träger andere als nur geistliche Anforderungen, mehr als Chorgesang, Meditation und fromme Unterweisung seiner Mitbrüder. Gelebt werden musste auf dieser Welt, wie sie war, die Sicherung der materiellen Existenz bildete die Voraussetzung für das religiöse Leben. Für alles, was im Kloster geschah, trug der Abt die Verantwortung. Und da sich keinem Menschen die Natur in ihrer ganzen Fülle schenkt, müssen wir auch Schwächen zur Kenntnis nehmen. Johannes V. Kern ging nicht als großer Prediger oder theologischer Denker in die Geschichte ein. Ein Versager war er deswegen noch lange nicht. Johannes' Stärke, darf man wohl sagen, lag in der Stärke seines Glaubens, eines einfachen, nicht problematisierten Glaubens.

⁷¹ GLA 65/11803.

⁷² S. Muhrmann, S. 153ff und Mertens, S. 103.

Es sind auch keine religiösen Schriften aus seiner Feder erhalten, Tagebücher oder Briefe geistlichen Inhalts, dafür hatte er nicht die Ruhe, es ist keine flammende Verteidigungsrede, kein pathetischer Aufruf von ihm überliefert, aber er hatte ein Charisma für Menschenführung. Es war nicht selbstverständlich, ist vielmehr im höchsten Grade bemerkenswert, dass seine Konventualen ohne Ausnahme bis zuletzt zu ihm standen. Ohne seine imponierende Persönlichkeit, ohne seinen festen Charakter wäre dies kaum denkbar gewesen.

Johannes tat, was ihm sein Gewissen gebot und nahm dafür alle Widerwärtigkeiten auf sich. Doch gegen Ende seiner Jahre fand er mit seinen Getreuen im Pflegehof in Villingen eine neue Stätte. Dort war er der erste Abt, Johannes V. von St. Georgen. Also wäre er der erste Abt des Klosters „St. Georgen zu Villingen“. In der dortigen Abtsreihe zählt er nicht. Sie beginnt nach seinem Tode mit Nikodemus Leupold aus dem Konvent St. Georgens, und mit ihm beginnt eine neue Ära.

Am alten Platz in St. Georgen amtierten bis 1630 noch sieben evangelische Äbte.⁷³ Nach allgemeiner katholischer Überzeugung fehlten diesen allerdings die wesentlichen Würden: Priesterweihe, Wahl durch den Konvent, Abtsweihe und -salbung. Abt Johannes erlebte dies alles nicht mehr. Er konnte nur auf eine gute Zukunft seines Ordens hoffen. Das letzte Wort widmen wir dem Abt:

Johannes V. Kern steht am Wendepunkt der Geschichte St. Georgens, am Ende der Reihe der katholischen Äbte des Klosters. Er war kein Übermensch, keiner der Großen, um den sich ein Rankenwerk von Legenden und Sagen hätte bilden können, sondern ein sympathischer Mensch ohne Einschränkung. Er braucht sich nicht zu verstecken, und unsere Gegenwart braucht ihn nicht zu verstecken. Er gehört zu den Verlierern in der Geschichte wie so viele – und doch auch wieder nicht, wenigstens nicht im vollen Sinne des Wortes. Er konnte das Ziel, die Einheit der Christenheit in seinem Umfeld zu bewahren, nicht erreichen. Er musste sich der Macht beugen. Wer von uns aber sähe sich nicht an seiner Seite in einer Gegenwart mit ihren ganz anderen Problemen, wo wir fürchten müssen, dass auch wir zu den Verlierern gehören und uns bleibt nichts als die Hoffnung.

⁷³ Martini, S. 152–159.

Caspar Fuchs (1671–1741) – ein Maler aus Saulgau. Zusammenfassung des bisher bekannten Werkes

Von Klaus Meyer †*

I. Vorwort

Nach dem Dreißigjährigen Krieg galt es in erster Linie, die zerstörten wirtschaftlichen Grundlagen neu zu schaffen. Erst danach konnten auch Kirchen und Klöster darangehen, Zerstörtes wieder aufzubauen und neu auszustatten. Als End- und Höhepunkt dieser baulichen und der damit einhergehenden künstlerischen Entwicklung gilt die Zeit des Barock, die mit ihren kleinen und großen Kirchenbauten sowie mit ihren bescheidenen und mächtigen Klöstern gerade der oberschwäbischen Landschaft ihr Siegel aufgedrückt hat.

Zeitgleich entfaltete sich auch die Malerei. Diese blieb über längere Zeit hinweg jedoch auf die Altar- und Tafelmalerei beschränkt. Erst mit der Entdeckung der mächtigen, rippenlosen Gewölbeflächen, entstehen ab etwa 1725 immer größere Malereien, die am Ende randlos die ganze Decke ausfüllen. Hier haben sich gute Künstler einen großen Namen ge-

* Der Autor, geboren 1937 in Freiburg i. Br., wohnte bis zu seinem Tod 2008 in Wittnau bei Freiburg. Bis 2000 hauptberuflich als Betriebswirt tätig, beschäftigte er sich im Selbststudium mit der Kunstgeschichte des Barock am Oberrhein. Dabei galt sein besonderes Interesse Künstlern, die überregional weniger bekannt, dafür aber regional prägend waren. In der Pfarrkirche seiner Heimatgemeinde Wittnau fiel sein Augenmerk auf das Hochaltargemälde von Caspar Fuchs, was K. Meyer in den 1980er-Jahren zu privaten Forschungen anregte, zumal wissenschaftlich bis dato über den schwäbischen Maler noch nichts vorgelegen hatte. 1991 fasste er die Ergebnisse seiner intensiven Nachforschungen zu Leben und Werk von Caspar Fuchs zu der hier publizierten Arbeit „Caspar Fuchs (1671–1741) – ein Maler aus Saulgau“ im Eigenverlag zusammen. Von Prof. Hermann Brommer, dem Autor des Wittnauer Kirchenführers, als „*Wittnauer Fuchs-Forscher*“ bezeichnet (Hermann Brommer, Katholische Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt Wittnau. Lindenberg 2000, S. 22) und einem kleinen Kreis der Fachwelt bekannt, recherchierte K. Meyer nach 1991 weiter zu C. Fuchs und befand noch kurz vor seinem Tod seine Forschungsarbeit als nicht abgeschlossen und den Maler Caspar Fuchs in Bezug auf sein Gesamtwerk weiterer Untersuchungen für würdig (Felicitas Meyer, Dezember 2016).

macht. Ihr Werk fällt ins Auge. Die Tafelmalerei tritt zurück. Caspar Fuchs war und blieb ein Altarmaler. Er hat jedoch in seinen späteren Schaffens- und Lebensjahren die Anfänge dieser neuen Maltechnik noch miterlebt.

Über die Kunst in Oberschwaben, besonders den Barock, ist in den letzten Jahren viel geschrieben worden. Die sich ständig verbessernde Drucktechnik erlaubt eine hervorragende Wiedergabe von Bildern. Diese animieren, das Gezeigte an Ort und Stelle selbst anzuschauen. Als Barockstraßen gekennzeichnete und beschriebene Wege weisen gleichsam einem Ariadnefaden die Richtung.

Wer sich mit der Kunst näher beschäftigt, wird auch einen Blick in die alphabetischen Register eines Buches werfen, um nach einem bestimmten Ort oder einem Künstlernamen zu suchen. Caspar Fuchs ist meist dabei. Man kennt die Namen von einigen wenigen Orten, an denen sich Werke von ihm befinden, vielleicht noch das Thema des Bildes. Dass er aus Saulgau stammt, ist unzweifelhaft. Mehr an Information ist es jedoch nur selten.

Saulgau und Riedlingen waren im 18. Jahrhundert Zentrum und Wohnort für eine Reihe von Malern und anderen Künstlern. „Beginnend mit Fuchs, endend mit J.A. Mesner, wirkten über ein Jahrhundert Maler in der vorderösterreichischen Donaustadt“¹ Saulgau. 1991 jährt sich zum 250. Mal der Todestag von Caspar Fuchs. Nicht nur dieses Datum ist es wert, seinem Leben und Werk umfassend nachzugehen.

II. Der Mensch Caspar Fuchs

1. *Sein Lebensweg*

Was bei vielen Historikern, die dem Leben eines Künstlers nachgehen, Gegenstand langer Forschungsarbeit sein kann, das bleibt uns bei Caspar Fuchs erspart: Nichts ist eindeutiger belegt als Ort und Tag seiner Taufe und seines Todes. Caspar Fuchs wurde am 31. Januar 1671 in Saulgau getauft und starb am 14. Februar 1741 in seiner Geburtsstadt.²

¹ Flad, Max, Johann Caspar Kohler (1698–1747), in: Saulgauer Hefte, Saulgau 1987, Heft 7, S. 8.

² Vgl. Taufbuch der Kirchengemeinde St. Johann Baptist, 1671–1724, # 12; vgl. auch Sterberegister der Kirchengemeinde St. J. B. für 1741, S. 508.

Sein Vater, Johann Fuchs, der das Schmiedehandwerk ausübte, war das siebte von zwölf Kindern und wurde vermutlich 1625 geboren. Seine Mutter ist Christina Luiz und kam am 12. Juli 1627 in Saulgau zur Welt. Am 16. Juni 1652 fand in Saulgau ihre Eheschließung statt.³ Als ob es vor ca. 350 Jahren schon eine Geburtenplanung gegeben hätte, kamen ab 1653 in jedem zweiten Jahr insgesamt zehn Kinder zur Welt. Das letzte war unser Kunstmaler.⁴ Der damalige Vikar in Saulgau und Pfarrer in Bondorf, D. Pelagius Weingarter, taufte ihn in Saulgau auf den Namen Casparus.⁵

Vermutlich verbrachte Caspar Fuchs seine Jugend in Saulgau. Er war 14 Jahre alt, als er seinen Vater verlor. Vier Jahre später starb auch die Mutter.⁶ Zu diesem Zeitpunkt dürfte er schon seine Lehr- und Wanderjahre angetreten haben. Es ist bis jetzt nicht bekannt, bei welchem Meister er gelernt und wo er sich aufgehalten hat.

Im Jahre 1699 hören wir erstmals wieder von Fuchs. Er arbeitet im Auftrag der Äbtissin Maria Anna von Holtzingen im Zisterzienserinnenkloster Heiligkreuztal. Aus einem Brief dieser Äbtissin vom 20. Januar 1699 an den in Gutenzell weilenden Abt Stephan von Salem können wir etwas über den Menschen Fuchs entnehmen⁷: Er musste sich – wie viele andere Künstler auch – um seine Aufträge bewerben. Er hat dies sehr selbstbewusst und eindringlich getan, denn die Äbtissin, vom Abt beauftragt, konnte die Notwendigkeit von „*bede altarbletter*“ ihm nicht ausreden. Was er genau malen soll, will er schriftlich haben. Er lässt mit sich handeln, er bietet sogar Mengenrabatt an.

Die Äbtissin spricht in ihrem Brief lediglich vom „*Mahler von riedlingen*“. Caspar Fuchs hat das im Brief behandelte Bild signiert mit „*Caspar Fuchs pinxit 1699*“. Daraus dürfen wir schließen, dass Fuchs 1699 für Heiligkreuztal gearbeitet (ein weiteres Bild ist ihm dort zuzuschreiben) und in dem nahen Riedlingen gewohnt hat. In der Kirche des ehemaligen Kapuzinerklosters zu Riedlingen, heute Spitalkirche, befindet sich ein von Fuchs mit der Signatur „*Caspar Fuchs, p. 1700*“ versehenes Bild, das die oben genannte Vermutung bekräftigen könnte. Der frü-

³ Vgl. Familienregister für die kath. Stadtpfarrei Saulgau 1611–1808, A Stadt Saulgau, A–J; angelegt von Studienrat Benz, S. 645 und 636.

⁴ Vgl. ebd., S. 636.

⁵ Vgl. Taufbuch der Kirchengemeinde (wie Anm. 2).

⁶ Vgl. Familienregister (wie Anm. 3), S. 636.

⁷ Vgl. Brief der Äbtissin, in: Akten von Salem wegen Heiligkreuztal, GLA Karlsruhe 98/2724, Feste, Reliquien, Altäre.

here Archivar von Saulgau, F. J. Klaus, vermutet, dass Fuchs 1707 wieder von Riedlingen nach Saulgau zurückkehrte.⁸

Eine weitere Vermutung spricht das Künstlerlexikon Thieme-Becker aus: „*Fuchs* [...] *vielleicht identisch mit dem Maler Fuchs, der im 18. Jahrhundert in Esslingen (mit dem Maler Ihle) Ratsherrenbilder malte.*“⁹ Laut Ratsherrenprotokoll vom 4. Februar 1712 „*verlangte H. Mahler Fuchs zu wissen ob er die Nahmen zu denne Contrefait machen solle oder nicht*“. Der Beschluss lautete: „*H. Fuchß soll die Nahmen dorti notirin*“.¹⁰

Auch hier will der Maler Fuchs genau wissen, was er machen soll, aber ist es wirklich unser Caspar Fuchs? Das Künstlerlexikon Thieme-Becker weist für die infrage kommende Zeit drei Maler mit dem Namen Fuchs aus: Martin Fuchs, Maler in Köln, 1726; Hieronymus Franz Fuchs, Porträtmaler in Nürnberg, der wahrscheinlich 1660 in Nürnberg Bürger wurde; J. G. H. (oder J. H. G.) Fuchs, Porträtmaler, von dem auf 1726 datierte Bildnisse sich in Gotha befinden. Köln und Gotha liegen geografisch, 1660 zeitlich etwas abseits. Nichts spricht dagegen, dass sich Caspar Fuchs 1712 in Esslingen aufgehalten haben könnte. Aufgrund der bisherigen Feststellungen wäre Esslingen der am weitesten von Saulgau entfernt gelegene Wirkungsort von Fuchs.

Wenn über Fuchs ab jetzt die schriftlichen Quellen fast versiegen, so bleiben uns, um seinen weiteren Lebensweg nachzuzeichnen, nur noch seine mit oder ohne Jahreszahl signierten oder eindeutig zuschreibbaren Bilder. Das frühere Altargemälde in der Pfarr- und Wallfahrtskirche zur Schmerzhaften Muttergottes und Johannes des Täufers auf dem Bussen trägt die Signatur: „*Caspar Fuchs f. 1714*“.

Das nächste Datum führt uns vom östlichen in den westlichen Teil seines Wirkungskreises. In Raithaslach bei Stockach wurde 1710 eine neue Pfarrkirche gebaut, die in den Jahren danach mit Bildern und anderem ausgestattet wurde. Fuchs hat in erster Linie das Hauptaltarbild gemalt und es mit „*Caspar Fuchs, Pi*“ signiert. Aus den zusammengefassten Rechnungen für die Jahre 1715 bis 1719 geht ohne genauere Zeitangabe hervor, dass der „*Mahler von Sulgen*“ für das Blatt des Chor- und Nebenaltars 80 Gulden und 36 Kreuzer erhalten hat.¹¹

⁸ Verfasser unbekannt, eineinhalbseitiger Schreibmaschinentext, Stadtarchiv Saulgau.

⁹ Thieme-Becker, Künstlerlexikon, Leipzig 1916, Band 12, S. 545.

¹⁰ Ratsprotokolle von 1711/1712, S. 811/812, Stadtarchiv Esslingen.

¹¹ Vgl. „*Raithaslachische Heylige Rechnungen [...] pro 1716, 1717, 1718 et 1719*“, S. 22, Archiv der kath. Pfarrgemeinde Raithaslach.

Im benachbarten Mainwangen baute das Kloster Salem 1717 die Kirche um und stattete sie neu aus. Die beiden Blätter der Nebenaltäre sind von Fuchs gemalt und wurden von ihm ohne Jahreszahl signiert. Wahrscheinlich hat sich Caspar Fuchs in den Jahren 1715 bis 1719 noch an einem weiteren Ort in der Nähe von Stockach aufgehalten: auf oder bei Schloss Langenstein. Aus den Langenstein'schen Jahresrechnungen geht für Oktober 1719 hervor, dass der „*Maler von Riedlingen*“ für ein großes Marienbild, drei große Tafelgemälde und 50 Zwerge (vermutlich Spielzeug) gegen Überlassung von zwölf alten Zwergen 45 fl. erhält.¹² Nicht nur die geografische und zeitliche Nähe zu den oben genannten Orten, sondern auch die Verwandtschaft eines 1974 in Orsingen (bei Schloss Langenstein) abhandengekommenen Bildes zu dem von Fuchs signierten Gemälde in Kloster Wald lässt auf die Anwesenheit unseres Meisters schließen.

1723 wohnt Caspar Fuchs wieder in seiner Heimatstadt, im sogenannten Sießener Haus, Bogengasse 15, dem Stadthaus des in der Nähe liegenden Klosters Sießen. Er ist jedoch nicht Bürger, sondern wird lediglich als Beisitz geführt.¹³ Demnach dürften die Vermögensverhältnisse von Fuchs sehr bescheiden gewesen sein. Vielleicht stand Fuchs sogar in einem Abhängigkeitsverhältnis zum Kloster, denn er hat für dieses auffallend viele Ölgemälde angefertigt.

Obwohl wir annehmen können, dass Caspar Fuchs jetzt seinen ständigen Wohnsitz in Saulgau hatte, erfahren wir erst sechs Jahre später wieder Genaueres von ihm. Für die Jahre 1729 und 1730 ist eine relative Fülle von Werken belegt. Es gleicht einem letzten, mengenmäßigen, aber auch künstlerischen Aufbäumen. Am 4. Februar 1729 werden Caspar Fuchs für ein großes Altarblatt in Schwarzach 10 fl. bezahlt. Dann signierte „*Caspar Fuchs M 1729*“ ein Bild, das sich lange Zeit in der Mieterkinger Pfarrkirche befand.

Nach der Fertigstellung der Klostergebäude in Sießen wurde 1726 auch die dazugehörige Kirche gebaut. Die großen Aufträge für die Ausmalung der Kirche erhielten andere Meister, jedoch Caspar Fuchs ging nicht ganz leer aus. Ihm blieb die Ausmalung der Brüstung des Sommerchors (drei Kartuschenbilder) und, was allzu oft übersehen wird, des darüberliegenden Musikchores (fünf Kartuschenbilder) vorbe-

¹² Vgl. Langenstein'sche Rechnungen für Oktober 1719, Archiv von Schloss Langenstein.

¹³ Wie Anm. 8.

halten. Jede Reihe signierte er einmal, am Sommerchor „*Caspar Fuchs 1729*“ und „1729“, am Musikchor „*Caspar Fuchs*“. Im Kreuzgang des Klosters befinden sich weitere fünf Bilder die signiert wurden oder ihm ohne Zweifel zugeschrieben werden können. Eines, die Vierzehn Not-helfer, hat „C.: *Fuchs M*“ ebenfalls „1729“ signiert.

In den „*Einnahm und ausgab der Fabrik St. Blasi zu Schwarzach*“ finden wir letztmals einen 1730 datierten Vermerk über Fuchs. Am „9. März“ werden „*Herrn Caspar Fux vor ein neues Altarblätl in den oberen Thail des Chor-Altars*“ fünf Gulden „bezalt“.¹⁴

Im Vorgriff auf das Werkverzeichnis soll dieses eine Altarblatt kurz erläutert werden. Ikonografisch hätte eine Weihnachtsdarstellung in das übrige Themenprogramm gepasst. Von der theologischen Seite her ist dieses Bild für Fuchs jedoch nicht charakteristisch, es ist ganz außergewöhnlich. Das Kind liegt nicht in der Krippe, sondern Maria hält es in einer sehr bewegten Haltung als Opfer der kommenden Erlösung Gott Vater entgegen. Diese Darstellung dürfte Fuchs reifstes Werk sein. So steht es gleichsam als Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens auch am Ende seiner datierbaren Werke.

Am 14. Februar 1741 starb „*D. Caspar fux insignis quondam pictor*“ in Saulgau. Der den Todesfall verzeichnende Pfarrer Maximilian Rebsamen bezeichnet ihn also als „Herr“ und „einstens hervorragenden“ Maler.

Eine Gegebenheit, die bis jetzt zeitlich nicht einzuordnen ist, soll noch nachgetragen werden. Fuchs war verheiratet mit Elisabeth Wüerin (vgl. Anm. 3, S. 642). Tag und Ort ihrer Geburt sind nicht bekannt. Sie hat ihren Mann um ein Jahr überlebt und starb am 25. März 1742¹⁵ im Alter von 70 Jahren ebenfalls in Saulgau. Es ist unbekannt, ob aus dieser Ehe Kinder hervorgegangen sind.

2. Seine möglichen Lehrmeister

1699 signiert in Heiligkreuztal der „*Mabler von Riedlingen*“, Caspar Fuchs, erstmals mit einer Jahreszahl. Ob dieses Bild auch das älteste seiner bisher bekannten Werke ist, muss vorerst dahingestellt bleiben, denn Fuchs hat oft signiert, jedoch bis 1728 nur noch zweimal mit Jahreszahl

¹⁴ Hermann Brendle, Festschrift zur Einweihung der renovierten Kapelle St. Blasius und St. Meinrad in Schwarzach am 3. Juli 1983, S. 28.

¹⁵ Vgl. Sterberegister der Kirchengemeinde St. Joh. Bap. Saulgau für 1742, S. 515.

(1700 Spitalkirche in Riedlingen und 1714 in der Wallfahrtskirche auf dem Bussen).

Aufgrund der bisherigen stilistischen Kenntnis dürfte jedoch kein Bild vor diesem Zeitpunkt entstanden sein. Seit der Geburt über 28 Jahre hinweg ist uns über Fuchs somit nichts bekannt, außer dass er als „*Mabler von Riedlingen*“ bezeichnet wird. Wo hat er sich zumindest in den letzten 14 bis 15 Jahren aufgehalten, und, wichtiger noch, wo und bei wem hat er gelernt? Vorerst können nur Vermutungen angestellt werden. Möglich wären aufgrund der Lebensalter z.B. Johann Georg Knapp(r)ich, der im bayrisch-schwäbischen Raum gewirkt hat und 1704 mit 67 Jahren in Augsburg starb, oder Johann Friedrich II. Sichelbein aus der Memminger Malerfamilie, der sich in Italien weiterbildete und 1719 71-jährig das Zeitliche segnete. Jerg Ferdinand Veser (1652–1725) aus der Malerdynastie der Veser scheint ein viel beschäftigter Maler in der Sigmaringer Gegend gewesen zu sein, der in Andelfingen bei Riedlingen daheim war. Johann Kasper Sing aus Braunau, dessen Werke sich überwiegend im bayrischen Raum befinden, lebte von 1651 bis 1729. Denkbar wären auch Peter Abt, seit 1651 in Biberach/Riß ansässig, Johannes Raumiller aus Radolfzell, Johann Dietrich Klaiber (ca. 1650–1723) aus Meßkirch, Franz Karl Stauder d. Ä. (um 1725 in Konstanz gestorben). Kommt von diesen Malern keiner als Lehrmeister von Fuchs infrage, so ist's wenigstens eine knappe Aufzählung der vorausgegangenen Malergeneration, die im oberschwäbischen Bereich ihre Werke hinterlassen hat.¹⁶

Ein „heißer“ Tipp dagegen hätte Johann Heiss aus Memmingen sein können; dort wurde er 1640 geboren. Sein Hochaltarbild in Memmingen kommt dem Bildkompositionsstil von Fuchs sehr nahe. Heiss hatte jedoch keine Malergerechtigkeit, d.h. er war nicht befugt, Lehrlinge auszubilden, so dass er in unserer Aufzählung ausscheidet.¹⁷ Nicht unrealistisch ist eine Verbindung zu dem schwäbischen Maler Matthäus Zehender, 1641 in Mergentheim geboren, etwa seit 1674 in Bregenz ansässig, gestorben vermutlich 1697. Thematisch hat Fuchs in etwa das gleiche Programm wie Zehender. Es ist die Welt der Ordensheiligen, der Muttergottes, des heiligen Josefs, der Fürbittenden und Flehenden. Die Komposition der dargestellten Personen auf den Bildern ist ähnlich. Wolken und

¹⁶ Manfred Hermann, Sigmaringen – Geschichte und Gestalt. Sigmaringen 1981, S. 150/151.

¹⁷ Vgl. Städt. Kunstsammlungen Augsburg. Bayerische Staatsgemäldesammlungen Band II, Deutsche Barockgalerie, Katalog der Gemälde. Augsburg 1984, S. 114.

Engel fehlen ebenso wenig. Zehender greift jedoch auch schwierigere Themen auf, z. B. Jesus und die Ehebrecherin oder die Fischpredigt.¹⁸

Der „Meister des Saulgauer Pestbildes“ kann nicht der Lehrer im tatsächlichen Sinne von Fuchs sein, denn dieser Meister wird zeitlich in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts datiert. Wir können jedoch davon ausgehen, dass Fuchs dieses Bild sehr oft gesehen und in sich aufgenommen hat. Manches vom Inhalt und Malstil dieses „*manieristisch[en] in Farben und Bewegung, schlankgliedrig[en], sprühend[en], elegant[en]*“ Gemäldes können wir in den Bildern von Caspar Fuchs wiederfinden.¹⁹

Vielleicht hat Fuchs sogar Vorlagen oder Bilder von Murillo (1618 bis 1682, Sevilla) gesehen. Vergleicht man seinen Schutzengel (Schwarzach) mit dem in Sevilla sich befindlichen „*Erzengel Raphael als Schutzengel*“ oder den heiligen Bernhard (Mainwangen) mit dem „*hl. Bernhard von Clairvaux*“ im Prado zu Madrid, so sind gewisse Ähnlichkeiten auf den ersten Blick nicht zu übersehen.²⁰

III. Die Kunst von Caspar Fuchs

1. Die Auftraggeber

Die Auftraggeber seiner Bilder fand Fuchs im näheren und weiteren Umkreis seiner Heimat. Kleine Kunstzentren und Auftraggeber waren in erster Linie die umliegenden Klöster. Saulgau und Riedlingen waren Wohnorte, von denen aus nicht nur Fuchs seiner Arbeit nachging. An den Emporenbrüstungen der Kirche und im Kreuzgang des ehemaligen Dominikanerinnen- und heutigen Franziskanerinnenklosters von Sießen finden wir insgesamt 13 Bilder. Die Zisterzienserinnen von Heiligkreuztal waren die Auftraggeber von zwei Bildern. Hier gibt es, wie bereits erwähnt, zumindest über eines den Einzigen bis jetzt bekannten Brief, der zu Fuchs und seinem Auftrag etwas aussagt. Die Prämonstratenser von Obermarchtal gaben für einen Altar mit Aufsatz den Auftrag. Auch vom Riedlinger Kapuzinerkloster dürfte ein Auftrag für zwei Bilder gekommen sein, nachdem das sicher nicht wohlhabende Kloster – den aufge-

¹⁸ Eugen Eger, Matthäus Zehender, ein religiöser schwäbischer Maler des 17. Jahrhunderts. Dissertation Stuttgart 1932.

¹⁹ Thieme-Becker, Künstlerlexikon. Leipzig 1950, Band 37, S. 301.

²⁰ Hermann Knackfuß, Murillo. Bielefeld und Leipzig 1896, S. 40 und 58.

malten Wappen nach zu schließen – zwei Stifter gefunden hatte. Ob das Bild in Kloster Wald vom Kloster in Auftrag gegeben wurde, ist nicht zu belegen. Die in der Benediktinerabtei Ottobeuren sich befindlichen zwei Gemälde dürften nach den Bestandsverzeichnissen erst später dorthin gelangt sein. Ihre Auftraggeber sind noch zu ermitteln.

Als weitere Auftraggeber haben Pfarreien gewirkt. Für drei Pfarreien (Mainwangen, Raithaslach, Schwarzach) gibt es in den Ausgabenrechnungen Zahlungsnachweise. In Fulgenstadt ist, dem Wappen nach zu schließen, das herrschaftliche Haus von Waldburg der Auftraggeber und Stifter gewesen. Von den restlichen Gemälden können wir für den größeren Teil eine Pfarrei vermuten. Die Bilder in Mieterkingen und Wittnau dürften Stiftungen adeliger Damen sein. Denn auf dem Ersteren dreht die heilige Barbara, trotz Hostienkelchs in der Hand, ihren Kopf wie ein neugieriges Kind herum und schaut, von der Muttergottes abgewendet, den Bildbetrachter frontal an.

Die Dame auf dem Wittnauer Altarblatt, dargestellt als eine der drei Frauen am leeren Grab, tut dies schon etwas eleganter und schiebt sich dabei in den Vordergrund. Hier kann man schon von einem Porträt der Stifterin sprechen. Noch bewahren beide Frauen das Geheimnis ihrer Herkunft.

2. Die Bildinhalte

Die Inhalte zu seinen 42 Gemälden findet Fuchs ausschließlich im religiösen Bereich. Er dürfte, seinem bisher bekannten Lebenswerk nach zu schließen, ein gläubiger Christ und ein großer Marienverehrer gewesen sein. Die Verehrung der Heiligen, er zeigt sie immer wieder fürbittend, mindestens zu zweit mit Maria, meist jedoch in Gruppen, war ihm ein besonderes Anliegen. Zusammen mit den anderen Szenen sind es die Motive, zu denen sich das einfache gläubige Volk in seinen Nöten bittend hingezogen fühlt und durch welche es zur eigenen Andacht angeregt wird.

Christus wird von Fuchs sechsmal dargestellt: an der Martersäule (Sießen), am Kreuz (Wald), tot in den Armen seiner Mutter (Fulgenstadt), als Gärtner (Sießen), die Seele seiner sterbenden Mutter erwartend (Mainwangen), als Thronender vor dem bittenden Franziskus (Riedlingen). Die Personen der Heiligen Dreifaltigkeit hat Fuchs sechsmal gezeichnet, zwei weitere Male tat er das symbolisch mit dem Zeichen des Dreiecks.

Maria ist bei Weitem die am meisten bevorzugte Person seiner Malerei. Mindestens auf jedem zweiten Bild, 22-mal ist sie dargestellt. Sie schwebt, steht, sitzt in der oberen Bildhälfte. 17-mal kleidet sie unter dem blauen Mantel das rote Gewand, fünfmal ist es das weiße Kleid der Immaculata. Achtmal trägt Maria das Jesuskind auf dem Arm, achtmal ist Maria als die apokalyptische Frau mit dem Sternenkranz um ihr Haupt und meist auch mit der Mondsichel zu ihren Füßen dargestellt.

Auf zwei Gemälden fährt Maria in den Himmel auf. Das Bild in Rait-haslach hat einen mehr himmel„fahrenden“ Charakter und ist bewegter, während auf dem Blatt in Wittnau Maria, theologisch richtig, von Engeln harmonisch umgeben und getragen, in den Himmel aufgenommen wird. In Fulgenstadt und Wald trauert Maria um ihren toten Sohn. In Mainwangen kehrt Maria bei ihrer Base Elisabeth ein und am gleichen Ort zeigt sie dem heiligen Bernhard von Clairvaux ihre entblößte Brust.

In den Klöstern stellt Fuchs bevorzugt die Heiligen des jeweiligen Ordens dar. In Riedlingen (ehemaliges Kapuzinerkloster) beten der heilige Antonius und der heilige Franziskus vor Maria. In Heiligkreuztal breitet Maria als Fürbitterin gleich zweimal ihren schützenden Mantel über Zisterzienser und andere Heilige. Wir finden unter dem Schutzmantel u. a. Bernhard von Clairvaux, Walter von Sachsen, Gertrud von Helfta und Papst Eugen III. In Sießen werden nach Geschlechtern getrennt an der unteren Kirchenempore die Männer (der selige Heinrich Seuse, der heilige Dominikus, der heilige Petrus Martyr) und an der oberen Empore die Frauen des Ordens vom heiligen Dominikus (vermutlich die selige Margaritha von Ungarn, die selige Clara regis Abis und eine andere Ordensfrau) verewigt.²¹ Die Prämonstratenser in Obermarchtal haben bei Fuchs den heiligen Augustinus bestellt. In der zum Deutschen Orden gehörenden Pfarrei Fleischwangen finden wir die vom Orden besonders verehrte heilige Katharina von Siena. Auch den in Saulgau ortsansässigen oder dort benachbarten Ortspatronen, Johannes dem Täufer, dem heiligen Blasius und dem heiligen Meinrad erwies Fuchs seine Reverenz.

Während wir bei den von einem Orden in Auftrag gegebenen Werken auch weniger „gängige“ Heilige und Selige finden, kommen jetzt noch die bekannten Heiligen aufs Bild: Katharina von Alexandrien, Barbara, Margarethe von Antiochien, Ursula oder Wendelin, Nepomuk, Josef,

²¹ Nach Auskunft von Schwester Witgard Erler OSF, Kloster Sießen.

die Apostel Andreas und Jakobus d.Ä. Weitere Heilige finden wir bei den Vierzehn Nothelfern von Sießen und den vier Not- und den zehn (elf) anderen Helfern in Marbach. Damit ist ihre Aufzählung jedoch nicht erschöpft.

Engel aller Altersschichten durchfliegen in mehr oder weniger großer Anzahl die Bilder, füllen freie Bildflächen aus, tragen Marterwerkzeuge, halten die Attribute der Heiligen, machen sich sonst irgendwie nützlich, beobachten die Szene oder geleiten Kinder.

Eine schon außergewöhnliche Thematik ist die Darstellung der Begegnung der Maria von Magdala mit dem als Gärtner erscheinenden Christus (Sießen).

Ganz aus dem Rahmen fällt das Thema, das Fuchs bei drei Gemälden in Offingen-Bussen und Ottobeuren gestellt bekam oder sich gestellt hat. Mit den beiden Bildern in Ottobeuren begibt sich Fuchs sogar in die Geschichte des Alten Testaments. Für Offingen-Bussen dürfte der Auftraggeber festgelegt und das Thema durch das Patrozinium (St. Johann Baptist) vorbestimmt sein. Wer jedoch war für die sich heute in der Abtei Ottobeuren befindlichen Gemälde der Auftraggeber und durch was wurde das Thema vorgegeben?

Die Bilder stehen in einem thematischen Zusammenhang: Sie haben gemeinsam das Motiv der bereits vollzogenen Enthauptung oder(!) stellen die Frage, welche/welcher ist die/der Schönste im ganzen Land? Tod und Leben stehen hier nebeneinander. Jedes Mal ist es der Augenblick nach der Hinrichtung: Einmal zeigt der Scharfrichter, unterstützt von einem Pagen, das Haupt des Johannes der Salome (Offingen-Bussen). Auf dem zweiten Bild hält Judith noch das Haupt des Holofernes in der Hand und auf dem Letzten tut David das Gleiche mit dem Haupt des Goliath (Ottobeuren). Während die Salome mit ihrer ganzen Schönheit und der königlichen Pracht ihrer Kleidung „nur“ die linke Hälfte des Bildes ausfüllt, stehen Judith und David, nicht minder schön und gut gekleidet, mitten im Bild und beherrschen mit ihrer Person, nicht jedoch mit ihrer Handlung, die Szene. Hier stellt sich die Frage, wer waren die Stifter/innen dieser Bilder, wenn die Person so sehr im Vordergrund steht? Für wen wurden sie gefertigt? Man sagt, dass „*die David-Verkleidung für Künstlerselbstbildnisse geläufig*“²² sei. Vielleicht haben wir es mit einem Selbstbildnis von Fuchs und seiner Frau zu tun. Jedoch diese Vermutung

²² Vgl. Städt. Kunstsammlungen Augsburg (wie Anm. 17), S. 181.

scheint vermessen, denn das Bild dürfte um 1715 entstanden sein. Fuchs wäre zu diesem Zeitpunkt 44 Jahre alt und David ist jünger dargestellt.

3. Die Bildelemente

a) Technik

Caspar Fuchs verwendete als Maltechnik hauptsächlich Öl auf Leinwand. Zweimal schuf er Deckengemälde. Das in Heiligkreuztal dürfte am Boden entstanden sein. Es könnte nämlich genauso gut an der Wand hängen. Das Mainwangener Bild ist direkt an der Decke entstanden. Darauf weist nicht nur die schlechte, ja missratene Perspektive hin. Hier hat Fuchs mit Öl direkt auf den Verputz gemalt. Elf Gemälde dienen noch heute als Altar-, sieben als Altaraufsatzblätter. Acht Darstellungen erfolgten in der Form von Kartuschen (Kloster Sießen). Die restlichen Bilder, von denen allein fünf im Sießener Kreuzgang hängen, schmücken als Tafelbilder Wände in Klöstern, Pfarrhäusern und Kirchen. Außer den Kartuschen und Deckengemälden sind alle Bilder hochformatig und rechteckig. Etwa die Hälfte davon hat oben einen flach- oder rundbogigen Abschluss, der teilweise abgesetzt ist. Die Größe der Bilder bewegt sich hauptsächlich zwischen 111 und 280 cm in der Höhe sowie 81 und 168 cm in der Breite. Die Deckengemälde, Altaraufsatzbilder und Medaillons sind in diesen Maßen nicht enthalten.

b) Signaturen

Bis jetzt sind von Fuchs 42 große und kleinere Bilder bekannt und vorhanden. Diese hat er unterschiedlich signiert. Meist schreibt er, immer in lateinischer Schreibschrift, Caspar Fuchs (zehnmal), aber auch Caspar Fux (siebenmal); zweimal kürzt er den Vornamen ab, zweimal setzt er „*pinxit*“ dazu; aber auch „p“ (für *pinxit*), „f“ (für *fecit*), „M.“ (für *Meister*); einmal zeichnet er mit seinem Herkunftsort: „*C. Fux M. i. Sul.*“ [= *Saulgau*] (Bild in Fulgenstadt). Aber nicht weniger als fünfundzwanzigmal hat er nicht signiert. Zieht man die Altaraufsatzbilder (fünf) sowie die Emporenbilder in Sießen (sechs) ab, so verbleiben 14 unsignierte Werke, die aber aufgrund der stilistischen Kenntnis der übrigen Bilder aus der Hand von Fuchs sind. Kritischer sieht es mit der zeitlichen Datierung aus. Nur sieben Werke tragen Jahreszahlen: 1699, 1700, 1714 und dreimal 1729.

c) Bildhintergründe

Auf seinen Bildern stellte Fuchs immer Gruppen von Personen oder eine Handlung mit vielen Menschen dar. Alle Personen zeigen sich in ihrer ganzen Körpergröße. Die restlichen Flächen des Malgrundes werden entweder mit dem flatternden Tuch, den Engeln, mit Landschaften oder mit baulichen Hintergründen ausgefüllt. Auf 17 Bildern sind diese Hintergründe in der Senkrechten zweigeteilt. Zur Hälfte ist es ein bebauter oder ähnlicher Hintergrund, zur anderen Hälfte ein Blick in eine mehr oder weniger ausführlich dargestellte Landschaft. Die Siesener Emporenbilder eignen sich dafür besser, weil sie die einzigen breitformatigen Bilder sind. Vielleicht ist das Wasser bei Heinrich Seuse aus Konstanz der Bodensee (Sießen), beim heiligen Franziskus das Mittelmeer (Riedlingen), beim heiligen Augustinus ebenfalls das Mittelmeer (Obermarchtal). Bei fünf Bildern fällt immer wieder der gleiche dreikantige Felsen auf, der auf einer Seite gewaltig überhängt (Obermarchtal, Ottobeuren mit David, Fulgenstadt, Sießen an den Chorbrüstungen). Nur bei zwei Gemälden zieht sich eine Landschaft über die ganze Breite des Bildes hin; sie ist jedoch nur sekundär im Motiv und deckt höchstens 30 Prozent in der unteren Bildfläche ab (Wendelin in Sießen und Katharina in Mainwangen).

Schwer zu sagen ist, was wirklich eine naturgetreue Darstellung sein kann. Die Brücke (auf der in Saalgau befindlichen Replik) des Bildes vom heiligen Nepomuk ist sicher die symbolische Darstellung der Moldaubrücke in Prag. Dort war Fuchs sicher nicht gewesen, denn die flachbogige Originalbrücke hätte nicht in den Bildrand gepasst. In Fulgenstadt finden wir die durchaus reale Ansicht einer Stadt mit einer als Zentralbau gestalteten Kirche – Jerusalem? Auf dem Bild des heiligen Wendelin in Sießen öffnet sich der Blick im unteren Bilddrittel in eine Landschaft mit Schaf-, Ziegen- und Rinderherden. Rechts im Bild ein Berg, vielleicht der Bussen. Nur auf einem Gemälde ist die Landschaft im oberen Bildteil andeutungsweise über die ganze Breite dargestellt. Links ein Berg, rechts in der Ferne das Meer, dazwischen etwas unrealistisch neben einem Baum ein Obelisk als Symbol des Sieges, Sieg des Lebens über den Tod (Sießen, Christus als Gärtner begegnet am Ostermorgen der Maria von Magdala).

Alle hier erwähnten Bilder sind gute, wenn auch die einzigen Beispiele dafür, dass Fuchs auch eine Tiefenwirkung ins Bild bringen kann.

d) Typische Malweisen

Jeder Maler dürfte nicht nur in seinen Anfängen auf Vorbilder zurückgegriffen haben. Bildvorlagen waren bei Kunstmalern üblich. Auf Lehr- und Bildungsfahrten hielten sie ihre Augen offen und machten sich unterwegs und am Ziel ihre Skizzen. Wo und bei wem Fuchs gelernt hat, wissen wir nicht; aber wir können feststellen, dass er doch eine eigene Handschrift entwickelt hat.

Da sind zunächst die Frauen. Maria war seine liebste Person. Auf 22 Gemälden ist sie präsent. Sie trägt immer die ihrer Aufgabe und ihrer Darstellungsweise entsprechende normale Kleidung und Haartracht. Da sind aber noch die anderen Frauen, z. B. die heiligen Barbara (Mietterkingen und Sießen), Ursula (Marbach) und Katharina (Marbach, Sießen, Mainwangen). Fuchs stellt sie immer als sehr schöne Frauen dar. Ihre jeweilige Kleidung, ihre Frisur und ihr Schmuck tragen natürlich zu diesem Aussehen bei. Noch einen Schritt weiter geht Fuchs bei den weltlichen Damen (Salome in Offingen, Judith in Ottobeuren und die unbekannte Schöne in Wittnau). Die Röcke oder Kleider reichen bis an den Boden, ein breiter mit Edelsteinen besetzter Brokatstreifen bildet den Rocksäum. Der übrige Stoff ist mit Stickereien verziert, die Wespentaille im wahrsten Sinne des Wortes elegant gepanzert. Die Oberkleidung oder Bluse mit einem mehr oder weniger weiten Dekolletée. Die Ärmel mit einzelnen Perlen oder mit Perlenketten aufgerafft. Die Haare, wie mit Lockenwicklern gerollt, sind mit Edelsteinen verziert. Ein bunter Federnschweif oder ein verzierter Schleier erweitern die Haartracht. Eine Perlenkette schmückt den Hals. Typisch Fuchs'sche Frauen wie nur er sie gemalt hat! Die Gesichter schön, sogar die Physiognomie stimmt.

Glücklicherweise haben die Damen immer, und nicht nur sie, lange Röcke an. Denn mit dem Zeichnen von Beinen und Füßen kam Fuchs nicht ganz zurecht. Im Aktzeichnen scheint er keine Übung gehabt zu haben. Bei den zur Seite gehenden Personen sind die Beine immer gleichzeitig eingeknickt. Besser die zum Bildbetrachter gehenden oder vor ihm stehenden Personen. Meist ist das vorne stehende rechte Bein das Stand-, das linke zurückstehende das Spielbein. Bei David (Ottobeuren), Joseph und Wendelin (zweimal Sießen) ist es gerade umgekehrt. Beide Stellungen einträchtig nebeneinander finden wir in Sießen auf dem Bild der Geißelung. Nur Fuchs hat Beinstellungen so gemalt.

Und wenn er schon mal Bein zeigen musste, natürlich nur bei den Männern, dann fällt da ein ausschließlich von Fuchs geschneidertes Klei-

dungsstück auf. Es ist eine auf der Haut eng anliegende Hose, die unterhalb des Knies endet. Der Rand ist nicht gerade geschnitten, sondern endet in mehreren halbrund ausgeschnittenen Läppchen. Nicht nur der Geißelknecht, der römische Hauptmann und David haben diese Beinbekleidung bestellt, sondern auch die heiligen Wendelin, Georg (gleich zweimal), Johannes der Täufer, sogar der Erzengel Michael.

Eine Malweise ist jedoch zum Fuchs'schen Markenzeichen, gewissermaßen zu seinem Signet geworden: das flatternde Tuch. Als Teil eines in die Überlänge gezogenen Kleidungsstückes oder als selbstständiges Stoffgebilde umweht es die hervorgehobene Person des Bildes oder schirmt diese gegen den Hintergrund ab. Dieses scheinbar nicht enden wollende Tuch unterstreicht somit auch die Bedeutung der dargestellten Person, meist Maria, und überhöht diese, gibt ihr eine überirdische Erscheinung. Maltechnisch wurden damit, aber nicht hauptsächlich, auch freie Bildflächen ausgefüllt, andererseits hebt sich die im Vordergrund dargestellte Person gegenüber dem Hintergrund besser ab. Auch die Bewegungsrichtung der hervorgehobenen Personen wird dadurch unterstrichen. Das Stoffgebilde ist nie glatt; Wind, sogar scheinbar der Sturm wehen es hoch und lassen es wie eine Fahne flattern. Bei der Salome in Offingen-Bussen „hört man's sogar knistern“. Selbst Fuchs wird hier etwas lebendiger und findet kein Ende im Gestalten von Knicks und Falten, die sich ständig verändern. Hier zeigt Fuchs auch ein wenig sein Können, mit Licht und Schatten zu malen. Besonders schöne Beispiele für diese Malweise sehen wir auf den Bildern in Marbach, Mainwangen, Ottobeuren, Offingen-Bussen, Raithaslach, Sießen und Wittnau.

4. *Der künstlerische Werdegang*

Der Briefwechsel zwischen der Äbtissin von Heiligkreuztal und dem Abt Stephan von Salem aus dem Jahre 1699 steht für uns zunächst am Anfang von Fuchsens Arbeit. Es gibt noch einige wenige Einträge in Ausgabenrechnungen sowie den Tauf- und Sterbeeintrag in den Saalgauer Kirchenbüchern. Somit können nur noch die Werke von Fuchs etwas über seine Entwicklung und seine Bedeutung aussagen.

Immer ausgehend von dem jetzigen Wissensstand kennen wir weder Meister noch Schüler von Fuchs. Vielleicht war er Autodidakt. Das früheste mit Datum signierte Bild in Heiligkreuztal (1699) weist ihn als Achtundzwanzigjährigen aus. Für die 10 bis 15 Jahre zuvor ist ein Auf-

enthalt nicht zu belegen. Betrachtet man die vor und nach 1700 um Riedlingen und Saulgau entstandenen Bilder, so stellt man bei allen eine gewisse gleiche Statik fest. Heilige, einzeln oder versammelt, stehen oder knien, sonst bewegt sich wenig. Die nächste zeitliche Datierung erfolgt erst wieder 1714 in Offingen-Bussen. Gehen wir von einem zyklischen Zusammenhang aus und nehmen kurz vor oder nach diesem Jahr noch die beiden Bilder von Ottobeuren dazu (die drei sogenannten Enthauptungsszenen), so hat sich nach etwa zehn Jahren doch etwas im künstlerischen Stil von Fuchs bewegt. Szenen bereichern sein Werk. Fuchs'sche Charakteristika sind von nun an auf seinen Bildern zu finden. Zwar begleiten u.a. die Verehrung von Maria und die fürbittenden Heiligen Fuchs weiterhin bis zu seinem Schaffensende, aber in diesen Bildern sind jetzt auch mehr Bewegung, mehr Details, mehr Feinheiten. Eine wesentliche stilistische und thematische Veränderung ist jedoch nicht mehr zu erkennen. Mehr als drei Viertel der noch heute vorhandenen Werke von Fuchs sind in dieser Zeit von ca. 1714 bis 1730 (die letzte mit Jahreszahl versehene Signatur) zuzuordnen. Ob Fuchs einige nicht oder nicht mit Jahreszahl signierte Bilder nach 1730 geschaffen hat, ist nicht feststellbar, dürfte jedoch unwahrscheinlich sein. Im Jahr 1730 war Fuchs 59 Jahre alt, und in Saulgau hatte sich bereits eine neue Kunstmalergeneration etabliert. Zumindest in der zweiten Lebenshälfte dürfte Fuchs seine nähere und weitere Heimat (westlicher Bodensee) nicht mehr verlassen und neue Eindrücke dürften ihn nicht mehr befruchtet haben. Vielleicht erklärt sich hiermit der thematische und stilistische Stillstand. Mit Ausnahme der Ottobeurener und des Wittnauer Bildes befinden sich alle bekannten Werke noch in diesem Umkreis.

5. Zur künstlerischen Bewertung

Wenn ich versucht habe, wenigstens den künstlerischen Werdegang etwas nachzuzeichnen, so möchte ich aus verschiedenen Gründen wegen der künstlerischen Bewertung berufenere Personen zitieren. „*Caspar Fuchs gehört nicht zu den Barockmeistern, denen die Fachgelehrten heute noch große Bedeutung beimessen*“, sagt Hermann Brommer.²³ Hermann Ginter spricht in seiner Dissertation von einem „*guten Blatt*“ des Malers

²³ Hermann Brommer, Die Mariä-Himmelfahrtskirche in Wittnau, in: Kulturdenkmäler des Hexentals (Beilage zum Mitteilungsblatt der VG Hexental, Nr. 26 vom 19. Dezember 1975), S. 16.

in Kloster Wald²⁴, und in seinen Notizzetteln registriert er eine „*flotte Gewandtheit, wie sie Caspar Fuchs eigen ist*“.²⁵ Wilhelm von Matthey spricht über Saugauer Maler und ihre Werke und meint, „... *so der auch in Riedlingen tätige, nicht unbeachtliche, eigenwillige Caspar Fuchs*“.²⁶

Ohne zu wissen, dass die Blätter der beiden Seitenaltäre in der Pfarrkirche von Herberdingen-Marbach von Fuchs sind, schreibt Manfred Hermann über „*die beiden guten Altarblätter [...] Leider kennt man bis jetzt nicht deren Schöpfer*“.²⁷ Nach Meinung des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege geben die 1988 noch in der Restaurierung sich befindlichen Otobeurener Bilder „*von der malerischen Qualität von Caspar Fuchs einen hervorragenden Eindruck*“.²⁸ Die Skala der Bewertung bewegt sich vorsichtig zwischen nüchtern und gut. Ohne das Gesamtwerk eines Künstlers zu kennen, wird eine kritische Beurteilung immer zurückhaltend sein. Nachdem das künstlerische Werk von Fuchs erstmals in seiner Gesamtheit dokumentiert ist, hat der Saugauer Meister eine neue Würdigung seiner Arbeit verdient.

IV. Ausblick

In der katholischen Kirche – meiner Pfarrkirche – zu Wittnau bei Freiburg im Breisgau zeigt das Hauptaltarblatt die Aufnahme Mariens in den Himmel. Es ist von Caspar Fuchs ohne Jahreszahl signiert. Für diese in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts erbaute kleine Kirche hat Prof. Hermann Brommer, Merdingen, der mit Manfred Hermann, Pfarrer von Ebringen, zu den besten Kennern des Breisgauer Barocks zählt, den Kirchenführer geschrieben. Darin hat er neben der Baugeschichte auch die Geschichte von Altar und Altarblatt festgehalten. Zum Altarblatt schreibt er an anderer Stelle:

„*Die Frage, für wen Caspar Fuchs vor etwa 250 Jahren das Himmelfahrtsbild gemalt hat, kann ich leider nicht beantworten. Intensive*

²⁴ Hermann Ginter, Südwestdeutsche Kirchenmalerei des Barock. Augsburg 1930, S. 17 mit Anm. 46.

²⁵ Brommer (wie Anm. 23), S. 16.

²⁶ Wilhelm von Matthey, Die Kunstdenkmäler des Kreises Saugau. Stuttgart und Berlin 1938, S. 11/12.

²⁷ Hermann (wie Anm. 16), S. 151.

²⁸ E. Emmerling, Schreiben des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege vom 28. Juli 1988 an den Verfasser.

*Nachforschungen in den Sammlungsakten des Augustinermuseums [in Freiburg, der Verf.] und im Nachlass des 1966 verstorbenen Pfarrers Dr. Ginter brachten mir keine Hinweise. Das ist deshalb so schmerzlich, weil die edle Dame, die mit ihrer Begleiterin so auffällig in die Mitte der auf Erden zurückbleibenden Apostel gerückt ist, sich nur von Herkunft und Auftraggeber des Bildes aus erklären lassen dürfte.*²⁹

Um es vorwegzunehmen: Dieses Bild gelangte erst 1951 in die Wittnauer Kirche. Die von Hermann Brommer oben gestellte Frage bewegte auch mich immer mehr. Die schon länger gehegte Absicht, mich nicht nur für Kunst zu interessieren, sondern auch an eine kunstgeschichtliche Fragestellung heranzugehen, veranlasste mich, auf die obige Frage eine Antwort zu finden. Dabei stellte ich sofort fest, dass dem gesamten Schaffen von Fuchs nachgegangen werden muss, um zu einem Ergebnis kommen zu können. Die bisher bekannten Orte habe ich aufgesucht und ihre Bilder fotografisch festgehalten. Neue Bilder habe ich entdeckt oder ich wurde auf sie direkt oder indirekt aufmerksam gemacht. Ein kleines „Caspar-Fuchs-Museum“ tat sich in Sießen auf. Bisherige Zuschreibungen musste ich mit einem Fragezeichen oder Nein versehen. Von verschollenen Bildern erhielt ich über archivalische Notizen oder eine Replik Kenntnis. So reihte sich eine Information an die andere. Es war mir Wunsch und Anliegen, das bis hierher bekannt Gewordene jetzt niederzuschreiben und zu veröffentlichen.

Dennoch meine ich, dass besonders in Saulgau und Riedlingen ein intensives Quellenstudium noch manches ans Licht bringen könnte. Überraschend ist es, dass Winfried Aßfalg, der sich mit dem Leben und Werk von Riedlinger und in Riedlingen ansässigen Künstlern beschäftigt hat, von Caspar Fuchs bzw. dem „*Mahler von Riedlingen*“ keine Spur gefunden hat. Fest überzeugt bin ich davon, dass sich in Saulgau und seiner näheren oder weiteren Umgebung noch Werke von Fuchs finden und verzeichnen lassen. Ich selbst habe die Absicht, den Fragen weiter nachzugehen, denn dem ursprünglichen Ziel meiner Arbeit, die Herkunft des Wittnauer Altarbildes festzustellen und das Inkognito der besagten Dame zu lüften, bin ich erst wenig nähergekommen. Mein Wunsch ist es, das Werk von Fuchs in Erinnerung zu bringen und ihn als einen Maler der Landschaft um Saulgau und Riedlingen bewusst zu machen.

²⁹ Brommer (wie Anm. 23), S. 16.

Menschen haben mich bei meiner Arbeit in Gedanken begleitet oder mir tatkräftig geholfen. Zu danken habe ich Ordensschwwestern, Pfarrsekretärinnen und Mesnerinnen, geistlichen Herren in Pfarrhäusern und Abteien, Archivarinnen und Archivaren, Lehrern und Landwirten, die mir bereitwilligst die Schlüssel zu ihren Schätzen überließen, mich durch ihre Depots, „Galerien“ und Klostergänge führten, mir in den Archiven die Akten überließen oder sonst behilflich waren. Ihre Bereitwilligkeit war für mich auch Zuspuch.

V. Werkverzeichnis der vorhandenen und verschollenen Werke

Als Ordnungssystem gilt die alphabetische Reihenfolge der Ortsnamen. Die Nennung der Namen folgt den in der bisherigen und bereits älteren Literatur gebräuchlichen Ortsbezeichnungen. Die heute gelten den amtlichen Ortsnamen habe ich, soweit abweichend, in Klammern beigefügt. Eine Reihenfolge nach den Jahreszahlen der Entstehung wäre wünschenswert, weil sachlicher, jedoch hat Fuchs nur selten seine Werke auch mit Jahreszahlen signiert.

1. Tabellarische Übersicht (Ortsverzeichnis)

Abkürzungen:

AA = Altaraufsatzbild	ME = Musikempore
And = Andachtsbild in Kirche	PH = Pfarrhaus
D = Deckengemälde	P = Privat
HA = Hauptaltar	SA = Seitenaltar
KG = Kreuzgang	SE = Sommerempore

Vorhandene Werke

Ort	Standort	Inhalt	Signatur
Fleischwangen	SA	Rosenkranzspende	–
Fulgenstadt	HA	Beweinung Christi	C. Fux M.i.Sul.
Heiligkreuztal	And	Schutzmantelbild mit Stephan	1699 Caspar Fuchs pinxit
	D	Schutzmantelbild	1699

Ort	Standort	Inhalt	Signatur
Mainwangen	SA	Gloriole und Martyrium der hl. Katharina	Caspar Fuchs
	AA	Hl. Andreas und Jacobus d. Ä.	–
	SA	Tod Mariae	Caspar Fuchs f.
	AA	Maria bei Elisabeth	–
	D	Bernhard v. Clairvaux	–
Marbach	SA	Ursula und andere Heilige	–
	SA	Christophorus und andere Heilige	–
Mieterkingen	PH	Nepomuk und Barbara vor der Mutter Gottes	1729 Caspar Fuchs
Obermarchtal	HA	Augustinus und Kind	Caspar Fuchs pinxit
	AA	Martha	–
Offingen-Bussen	PH	Enthauptung Johannes d. T.	1714 Caspar Fuchs f.
Ottobeuren	KG	David und Goliath	Caspar Fux, l
	KG	Judith mit Haupt des Holofernes	C par Fux
Raithaslach	HA	Aufnahme Mariens in den Himmel	Caspar Fux Pi.
	AA	Dreifaltigkeit	–
	AA	Michael und Johann Baptist	–
Riedlingen	And	Antonius als Wundertäter	1700 Caspar Fuchs p.

Ort	Standort	Inhalt	Signatur
	And	Franziskus vor Christus/Maria	–
Saugau	P	Maria vom Siege	–
Schwarzach	HA	Meinrad und Blasius	–
	AA	Geburt Christi	–
	SA	Schutzengel	–
	AA	Hl. Joseph mit Jesuskind	–
Sießen	KG	Christus als Gärtner	–
	KG	Hl. Joseph	–
	KG	Geißelung Christi	–
	KG	14 Nothelfer	j729 C: Fuchs M.
	KG	Wendelin	Caspar Fux
	SE	Heinrich Seuse	1729 Caspar Fuchs
	SE	Dominikus	–
	SE	Petrus Martyr	–
	ME	Engel mit Laute	–
	ME	Sel. Margaritha v. Ungarn	Caspar Fuchs
	ME	Hl. Dominikanerin	–
	ME	Sel. Clara regis Abis	–
	ME	Engel mit Harfe	–
Wald	KG	Kreuzigung Christi	Caspar Fux
Wittnau	HA	Mariae Himmelfahrt	Caspar Fuchs

Verschollene Werke

Saulgau, lt. Pfarrarchiv	„Hl. Patronen, Gott, Christus, Maria, Johann Baptist, Johann Ev., Joseph, Sebastian u. s. w.“
	„Job. Nepomuk“
	„der Hl. Franz Xaver tauft einen indischen Häuptling“
Saulgau, Replik im Altenheim	Johann Nepomuk
Schloss Langenstein, lt. Jahresrechnungen	„ein großes Marienbild“
	erstes „Tafelgemälde“
	zweites „Tafelgemälde“
	drittes „Tafelgemälde“

2. Einzelne Werke

Fleischwangen

Fleischwangen gehörte von 1296 bis 1806 zur Deutschordenskommande Altshausen. 1703 wurde die Pfarrkirche barockisiert. Im gleichen Jahre wurde auch eine Rosenkranzbruderschaft gegründet.

In der Pfarrkirche St. Felix und St. Adauctus finden wir über dem linken Seitenaltar das Bild der Rosenkranzübergabe. Es liegt nahe, dass es im Zusammenhang mit der Bruderschaftsgründung gemalt wurde. In der Mitte steht die Muttergottes. Das Jesuskind sitzt auf ihrem leicht angehobenen linken Bein. Mit der rechten Hand übergibt Maria dem zu ihrer Rechten knieenden heiligen Dominikus einen Rosenkranz. Zu ihrer Linken kniet die heilige Katharina von Siena (Dominikanerin). In der einen Hand hält sie das brennende Herz, in der anderen Kreuz und Lilien, auf dem Haupt die Dornenkrone. Zu Füßen sitzt der dominikanische Hund mit einer brennenden Fackel im Maul. Über der Dreiergruppe fliegen Engel, in den Händen Rosenkränze haltend. Der Darstellung zugrunde liegt eine Erscheinung des heiligen Dominikus, in welcher er von Maria aufgefordert wird, das Rosenkranzgebet zu verbreiten. Das hat Dominikus so ausführlich getan, dass er erst dadurch dem katholi-

schen Volk bekannt und die künstlerische Darstellung der Rosenkranz-übergabe volkstümlich wurde. Katharina v. Siena ist die Patronin der Philosophen und wurde besonders im Deutschen Orden sehr verehrt.

Die Signatur fehlt. Öl auf Leinwand, 210 x 125 cm, oben halbrunder Abschluss. Das Bild ist stark nachgedunkelt und soll übermalt sein. Breiter, marmorierter Holzrahmen, oben geschnitzte, barocke Randverzierung mit Krone.

Vergleiche mit den Gemälden von Heiligkreuztal (Schutzmantelmadonna mit vielen Heiligen und Stephanus), Obermarchtal und Riedlingen weisen in manchen Details (Hand mit brennendem Herzen, Knabe, Jesuskind, Thema) auffallende Ähnlichkeiten auf. Im Vergleich zu zeitlich späteren Bildern von Fuchs finden wir hier den noch spärlich flatternden Umhang, devote Haltung von Bittenden, verunglückte Physiognomie, kindliche und erwachsene Engel. Die bisherige Zuschreibung des Bildes an Fuchs besteht zu vollem Recht. Stilistisch dürfte das Bild bald nach 1703 angefertigt worden sein.

Fulgenstadt (88348 Bad Saulgau-Fulgenstadt)

Der Ort Fulgenstadt fiel 1452/1454 an den Truchsess von Waldburg, 1786 an den Fürsten von Thurn und Taxis. 1975 wurde Fulgenstadt nach Saulgau eingemeindet.

Die St. Annakapelle stammt aus dem zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts. In ihr finden wir als Thema des Hauptaltarblattes die Beweinung Christi. Zu Füßen des Kreuzes liegt auf dem Schoß Mariens der tote Jesus. Maria Magdalena und zwei weitere Frauen verharren in Trauergesten. Johannes ist mit dabei. Links im Hintergrund unterhalten sich Josef von Arimathäa und Nikodemus (Joh 19, 38–39). Zwei Engelchen umfliegen mit den Leidenswerkzeugen das Kreuz. Rechts im Hintergrund bietet sich der Ausblick in eine Landschaft mit Stadt und Berg, die durchaus realistisch zu sein scheint.

Signatur: „C. Fux. M.i.Sul.“ (ohne Jahreszahl). Öl auf Leinwand, 150 x 100 cm, oben halbrunder, abgesetzter Abschluss, vergoldeter Holzrahmen. Am oberen Bildrand ist das Waldburgische Wappen angebracht. Es könnte sein, dass es sich bei diesem Bild um eine Stiftung des Grafen Joseph Wilhelm von Waldburg-Friedberg-Scheer (1694–1756) handelt, denn Fulgenstadt gehörte zu dieser Waldburgischen Herrschaft. Im Fürstlich Waldburg-Zeil'schen Gesamtarchiv finden sich keine näheren Unterlagen.

Heiligkreuztal (88499 Altheim-Heiligkreuztal)

1227 gegründetes Zisterzienserinnenkloster. 1699 ließ die damalige Äbtissin Maria Anna von Holtzingen u. a. die Kirche erweitern und renovieren. 1804 Aufhebung, 1972 Übernahme der Klostergebäude durch die Stefanus-Gemeinschaft. In dem dem Land Baden-Württemberg gehörenden Münster finden wir zwei Bilder von Fuchs.

An der Decke des Frauenchores, ein vom Münster abgetrennter, selbstständiger Bauteil, der ab 1699 allein den Klosterfrauen vorbehalten war, befindet sich eines der ersten von Fuchs geschaffenen Gemälde. Es zeigt ein für eine Zisterzienserkirche typisches Motiv: die Schutzmantelmadonna. Dem Bericht einer Vision zufolge, über die uns Caesarius von Heisterbach (um 1180–1240) berichtet, nimmt die Gottesmutter die Mitglieder des Zisterzienserordens im Himmel unter ihren weiten Mantel. Eingerahmt von einem flachen Wolkenband zu Füßen und dem parallel dazu in Schulterhöhe Marias flatternden Mantel stehen zur Rechten sechs männliche und zur Linken drei weibliche Ordensangehörige. Zu erkennen sind: der Ordensgründer Bernhard v. Clairvaux, Abt Walter von Sachsen, die Mystikerin Gertrud von Helfta. Flankiert wird diese Gruppe der Heiligen vom auf Wolken sitzenden heiligen Joseph mit Kind und der Mutter Anna mit dem Kind Maria. Über diesem Gruppenbild thront, ebenfalls auf Wolken, die Heilige Dreifaltigkeit.

Ohne Signatur, jedoch mit „1699“ gezeichnet. Vermutlich Öl auf Putz, ca. 450 x 330 cm. Dieses ovale Bild wird von einem ovalen Stuckrahmen eingefasst und ist eines der beiden bekannten Deckengemälde.

Bis zur Restaurierung des Münsters in den Jahren 1955/56 befand sich über dem Altar an der Ostwand des nördlichen Seitenschiffes ein weiteres Gemälde der Schutzmantelmadonna. Es ist heute, mit einem Stuckrahmen versehen, an der Westwand über dem Triumphbogen zum Frauenchor angebracht.

Schutzmantelmadonna mit Zisterziensern und Zisterzienserinnen, jedoch ohne Joseph und Maria, sind aus dem Bild im Frauenchorgebäude „übernommen“. Darüber thront wiederum die Heilige Dreifaltigkeit zusammen mit Johannes dem Täufer und weiteren Personen. Als zweiter Schwerpunkt des Bildes kniet darunter der heilige Märtyrer Stephanus. Er ist umgeben von nicht weniger als 34 Heiligen und Seligen, deren körperliche Darstellung sehr unterschiedlich ist. Zu erkennen sind: die heilige Agatha, Barbara, Gertrud v. Helfta, Katharina, Ursula, Maria Magdalena, der heilige Augustinus, Papst Eugen III. (Zisterzienser),

Georg, Ignatius, Sebastian, Stephanus; die selige Elisabeth von Reute (? Seligsprechung erst 1766) und der selige Heinrich Seuse von Konstanz.

Signatur: „*Caspar Fuchs pinxit 1699*“. Vermutlich Öl auf Leinwand, ca. 350 x 200 cm, oben halbrunder Abschluss, Stuckrahmen.

Zu diesem Bild ist es am 20. Januar 1699 bei den Vorarbeiten zu einem Schriftwechsel zwischen dem Abt von Salem, Stephan II., dem die Obhut über Heiligkreuztal zustand, und der Äbtissin Maria Anna von Holtzingen gekommen. (Vgl. Kap. II.1. Sein Lebensweg, vgl. Anm. 7.) Es geht um Größe, Preis und Inhalte von zwei Altarblättern. Vermutlich blieb es dann bei diesem einen von zwei geplanten Altarblättern.

Dieser Brief ist mindestens aus zwei Gründen interessant. Es handelt sich hier zum Ersten um den Einzigen bekannten schriftlichen Text, der etwas über die Person von Caspar Fuchs aussagt. Zum Zweiten wird hier Fuchs als „*Mahler von riedlingen*“ bezeichnet. Diese Namensgebung begegnet uns ein weiteres Mal in den Langenstein'schen Rechnungen vom Oktober 1719.

Mainwangen (78357 Mühlingen-Mainwangen)

Vermutliche Ersterwähnung des Ortes um 1191/92. Im Jahre 1594 gelangte der Ort an Kloster Salem. Dieses baute die Pfarrkirche, die den Aposteln Petrus und Paulus geweiht ist, 1717 um und stattete sie neu aus.

In den beiden Seitenaltären befinden sich vier Blätter von Fuchs. Links ist in einer durchaus bewegten Szene die Sterbestunde Mariens dargestellt. Die zwölf Jünger und drei Frauen umstehen das Bett Mariens. Aus einer von Engeln getragenen Wolke erhebt sich Christus und erwartet die Seele von Maria (vergleiche Raithaslach!). Vor dem Sterbett, mit dem Rücken zum Betrachter gewandt, sehen wir eine Frau, übrigens dieselbe, die uns auch auf dem Wittnauer Bild als Dienerin den Rücken zukehrt. Nur ihr linker Unterarm ist unbedeckt und weist zu Maria hin.

Signatur: „*Caspar Fuchs .f.*“ (ohne Jahreszahl). Öl auf Leinwand, 276,5 x 127 cm, halbrunder Bildabschluss.

Das entsprechende Aufsatzbild zeigt die Begegnung Mariens mit Elisabeth. Im Hintergrund Josef mit dem Esel und, hinter den Frauen hervorschauend, der Kopf von Zacharias.

Ohne Signatur. Öl auf Leinwand, 97 x 60 cm, halbrunder Bildabschluss.

Das Blatt des rechten Seitenaltares zeigt zu drei Vierteln im Bild die Verherrlichung der heiligen Katharina. Mit einem kostbaren Gewand bekleidet, mit Schmuck ausgestattet, kniet sie auf einer Wolke und schaut ins Licht der Dreifaltigkeit. Die Wolke wird von einem großen Engel getragen. Kleine Engel umschwärmen Katharina. Im unteren Viertel des Bildes ist die Enthauptung Katharinas dargestellt. Dahinter eine sehr bewegte Szene. Vermutlich nach der Legende die Niederschlagung der Marterknechte durch Blitz und Hagel.

Signatur: „*Caspar Fuchs*“ (ohne Jahreszahl). Öl auf Leinwand, 276,5 x 127 cm, halbrunder Bildabschluss.

Das dazugehörige Aufsatzblatt zeigt, auf einer Wolke sitzend, den Apostel Andreas und etwas im Hintergrund Jakobus d. Ä.

Ohne Signatur. Öl auf Leinwand, 95,5 x 56 cm, halbrunder Bildabschluss. Beide Aufsatzbilder eindeutig von Caspar Fuchs (Tuch bei Andreas, Physiognomie).

Leicht zu übersehen, befindet sich an der Decke des Kirchenraumes ein fünftes Bild. Vermutlich als Widmung für Salem der heilige Bernhard v. Clairvaux. Dargestellt ist die Vision, in welcher ihm, dem großen Marienverehrer, die Muttergottes mit dem neugeborenen Jesuskind erscheint und Bernhard die entblößte Brust zeigt. Ein großer Engel trägt die Wolke, auf der Maria tuchumweht zum knieenden Bernhard hinunterschaut.

Ohne Signatur. Öl auf Verputz, Größe nicht vermessen, mindestens 3 m hoch, in die Länge gezogene Kleeblattform. Das Bild ist Fuchs zuzuschreiben (Engel, wallendes Tuch, Art der Mönchsdarstellung). Der Versuch des Malers, ein Deckenbild in himmelstrebender Perspektive zu malen, misslang hier ganz gewaltig. Zudem ist die Bildaufteilung unausgewogen.

Im Rahmen einer Gesamtrenovation der Kirche wurden u.a. 1991 auch die Gemälde von Fuchs restauriert. Diese Aufgabe oblag dem Restaurator Ernst Lorch aus Sigmaringen und seinen Mitarbeiter/innen. Während das Deckenbild an Ort und Stelle restauriert wurde, verbrachte man die Blätter in die Werkstatt. Die Aufsatzbilder mussten mit einem neuen Rahmen für das Aufspannen der Leinwand versehen werden, während bei den beiden großen Blättern der originale Holzrahmen beibehalten werden konnte.

Marbach (88518 Herbertingen-Marbach)

Durch das Erdbeben von 1936 wurde die Pfarrkirche von Herbertingen so sehr beschädigt, dass diese neu errichtet werden musste. Aus der Ausstattung dieser Kirche gelangten u. a. zwei Altäre mit ihren Blättern 1937 als Geschenk an die Nachbargemeinde Marbach. Man sagt am Ort, es seien auf beiden Bildern die Vierzehn Nothelfer dargestellt.

Auf dem rechten Bild thront, auf Wolken sitzend, die apokalyptische Muttergottes über acht Heiligen. Im Vordergrund von links nach rechts der sitzende heilige Bartholomäus (Messer), mitten im Bild die heilige Ursula und aus ihrem Gefolge entweder die heilige Cordula oder die Königstochter Pinnosa, sowie behäbig dasitzend der heilige Erasmus. Im Hintergrund: der heilige Theodulus, der mit einem Ring einen Kranken berührt und damit heilt, der heilige Quirinus von Siscia (Mühlstein neben sich), die heilige Agatha, der heilige Wendelin.

Ohne Signatur. Öl auf Leinwand, 145 x 89 cm, halbrunder Bildabschluss, breiter, geschnitzter Holzrahmen. Eindeutig von Caspar Fuchs (zweimal flatterndes Tuch, Bildkomposition; vgl. Nothelfer von Sießen).

Das linke Bild ist in der Zusammenstellung dem rechten ähnlich. Wiederum thront in der oberen Bildhälfte die Muttergottes als Immaculata. In der unteren Hälfte sitzt links, seinen linken Fuß auf einem toten Drachen abgestellt, der heilige Georg. Es folgen der Apostel(!) Jakobus d. Ä., der heilige Leonhard, ganz die rechte Bildseite beherrschend die heilige Katharina und hinter ihr der heilige Antonius von Padua. Was das Bild besonders auszeichnet ist der heilige Christophorus, der in Übergröße über den gerade genannten Heiligen das Jesuskind aus der Hand der Immaculata übernimmt.

Ohne Signatur. Öl auf Leinwand, 146 x 89 cm, halbrunder Bildabschluss, breiter, geschnitzter Holzrahmen. Eindeutig von Caspar Fuchs (wallendes Tuch, Bildkomposition; vgl. Nothelfer von Sießen).

Von den eigentlichen Vierzehn Nothelfern bleiben – wenn man von Maria als der 15. absieht – gerade vier übrig. Dazu kommen zwei „Austauschnothelfer“ (Quirinus und Leonhard). Eine außergewöhnliche Zusammenstellung von Helfern in der Not, denn jeder hat auch sein Patronat.

Mieterkingen (88518 Herbertingen-Mieterkingen)

Mieterkingen gelangte 1452/54 an die Truchsessen von Waldburg und 1786 an den Fürsten von Thurn und Taxis. Die Kirche wurde 1763 und 1803 verändert und 1922 nach Osten erweitert.

Im Pfarrhaus hängt ein Bild, das älterer Literatur zufolge in der dortigen Pfarrkirche seinen Platz hatte. Links auf einer Wolke kniet der heilige Johannes von Nepomuk und schaut nach oben zur auf weiteren Wolken sitzenden Immaculata mit Jesuskind. Rechts im Bild steht/geht die heilige Barbara, vornehm gekleidet, einen roten, hermelinbesetzten Mantel tragend. Sehr auffällig dreht sie den Kopf nach links und schaut den Betrachter an. Zwischen ihr und Nepomuk der Turm mit den drei Fenstern. Nepomuk wurde im gleichen Jahr heiliggesprochen, in welchem auch Fuchs dieses Bild gemalt hat.

Signatur: „*Caspar Fuchs. M. 1729*“. Öl auf Leinwand, 140 x 100 cm, halbrunder Bildabschluss, breiter, holzgeschnitzter Bildrahmen.

Obermarchtal

Ehemaliges Prämonstratenserklöster. 1686–1701 wurde die Kirche erbaut, die den heiligen Petrus und Paulus geweiht ist. In ihrer Sakristei, 1702 vollendet, befindet sich ein nicht kleiner Altar mit zwei Blättern von Caspar Fuchs.

Das Hauptblatt stellt den heiligen Augustinus, den zweiten Patron des Prämonstratenserordens dar. In der rechten Hand trägt er ein aufgeschlagenes Buch, in der linken hält er ein brennendes Herz („unruhig ist mein Herz, o Herr, bis es ruht in Dir“). Im Hintergrund das Meer, zu seinen Füßen kniet ein Kind mit einer Schaufel in der Hand. Die Szene deutet auf eine Vision des heiligen Augustinus hin. Als er einmal am Meeresstrand wandelte und über die Trinität nachdachte, begegnete er einem Kind, das bemüht war, das Meer in ein Sandloch auszuschöpfen. Als Augustinus dies für unmöglich erklärte, erwiderte ihm das Kind, ebenso unmöglich sei die Ergründung des Geheimnisses der Dreieinigkeit, und verschwand. Über Augustinus thront die Dreifaltigkeit.

Signatur: „*Caspar Fuchs pinxit*“. Keine Angabe einer Jahreszahl. Öl auf Leinwand, 190 x 95 cm, oben halbrunder Abschluss.

Das Altaraufsatzblatt zeigt Martha, ein Tablett mit einem gebratenen Hähnchen in der Hand. Neben ihr ein kleiner Engel, der mit einer Art Sprechblase verkündet: „*Martha, Martha, sollicita es erga plurima*“ („*Martha, Martha, du sorgst und kümmerst dich um gar viele Dinge.*“, Lk 10, 41).

Ohne Signatur. Vermutlich Öl auf Leinwand, nicht vermessen, ca. 80 cm hoch, ovale Form. Der kleine Engel ist mit dem Kind auf dem Augustinusbild fast identisch. Die Kleidung von Martha entspricht fuchscher Malweise. So ist dieses Bild Fuchs zuzuschreiben.

1702 war die Sakristei des Klosters, bis 1710 spätestens ihre Inneneinrichtung vollendet. Vergleicht man den Standort des Altares in der Sakristei mit dem Standort des Altares im symmetrisch zur Sakristei liegenden Kapitelhaus und berücksichtigt man die Größe des Altares zu den dahinterliegenden Fenstern, so kann man davon ausgehen, dass Altar und Altarblatt von Anfang an für diesen Raum geschaffen waren. Auch stilistische Malweisen von Fuchs deuten darauf hin, dass die beiden Altarblätter zwischen 1702 und spätestens 1710 entstanden sind.

Offingen (88524 Uttenweiler-Offingen)

In der weiten Landschaft zwischen Donau und Bodensee liegt der Bussen (767 m. ü. M.). 805 wird erstmals eine Kirche erwähnt. Seit 1516 steht auf dem Berg die Pfarrkirche St. Johannes Baptista, die ab dem 17. Jahrhundert als Wallfahrtskirche zur Schmerzhafte Muttergottes Bedeutung erlangte.

Für diese Kirche malte Fuchs den Augenblick, in welchem der Scharfrichter das abgeschlagene Haupt des Johannes d. T. an Salome übergibt (Mk 6, 27–28). Mittelpunkt des Bildes ist der Kopf des Johannes, von einem Pagen auf einem silbernen Tablett getragen und vom Scharfrichter noch festgehalten; man muss den Kopf beinahe suchen. Aber beherrscht wird die Handlung von der Darstellung der Tänzerin Salome in der linken Bildhälfte. Hier hat Fuchs der Schönheit von Judith in Ottobeuren (falls die Reihenfolge stimmt) „noch eins aufgesetzt“. Dies fällt besonders in der sehr bewegten Drapierung des Tuches auf, das Salome umweht und damit ihre Erscheinung steigert. Zwei vornehmere Damen und ein römischer Soldat im Hintergrund blicken auffällig zum Betrachter. Ein löwenmähniger Hund schaut auf den im Vordergrund am Boden liegenden Johannes. Neben ihm liegt sein Stab mit dem Spruchband: ECCE AGNUS DEI. Die ganze Szene spielt sich in einem Kellergewölbe ab.

Signatur: „*Caspar Fuchs f: 1714*“. Öl auf Leinwand, 185 x 104 cm, oben halbrunder Abschluss. Schwarzer Holzrahmen. Bei diesem Gemälde handelt es sich um das frühere Altarbild der Wallfahrtskirche. Es wurde zu Beginn dieses Jahrhunderts gegen ein anderes modernes Bild

von Johannes d. Täufer ausgetauscht. „Das Bild war zu grausam“ oder die Salome für eine Andacht doch zu ablenkend?

Ottobeuren

Die Benediktinerabtei wurde der Überlieferung nach 764 gegründet. Die Grundsteinlegung zu den heutigen Konventsgebäuden erfolgte 1711. 1714 war der Ostflügel fertiggestellt. Zu diesem Zeitpunkt begann die Ausschmückung des Klosters. Die Kirche wurde zwischen 1737 und 1766 errichtet. Zwei Bilder hingen bis vor Kurzem in einem Konventsgang.

Judith mit dem Kopf des Holofernes ist das Thema des ersten Gemäldes. In voller Größe steht die jüdische Heldin mitten im Bild. Mit ihrer linken Hand hält sie das abgeschlagene Haupt des Feldherrn der Assyrer an den Haaren, mit der rechten noch das Schwert. Seitlich steht hinter Judith ihre Magd, den offenen Brotsack in beiden Händen, bereit, um in ihm den Kopf des Holofernes zu verbergen. Man sieht noch den leblosen, nackten Körper vor dem Hintergrund von drei Feldherrnzelten. Der Mond lächelt dazu. Die Kurzbeschreibung wäre unvollständig, denn nicht nur bildhaft steht die Frau im Vordergrund. Im alttestamentlichen Buch Judith heißt es von ihr, sie *„zog auch ihre Witwentracht aus, badete und salbte sich mit feinstem Öl. Sie ordnete die Haare ihres Hauptes und setzte einen Kopfbund auf und bekleidete sich mit ihren Festkleidern [...] Sie band Sandalen um ihre Füße, legte Schrittkettchen, Armbänder, Fingerringe, Ohringe und all ihren Schmuck an. Sie machte sich deshalb so überaus schön, um die Augen der Männer zu berücken, die sie sehen sollten“* (Judith 10, 3–4).³⁰ Genau so hat Fuchs Judith festgehalten, wobei er bei dem Festkleid mit der zierlichen Wespentaille seine ganze malerische Fantasie sprühen ließ.

Signatur: *„Caspar Fux“* (ohne Jahreszahl). Öl auf Leinwand, 175 x 139,5 cm, schwarzer Holzrahmen.

Der jugendliche David mit dem Haupt des Riesen Goliath ist Thema des zweiten Bildes (1 Samuel 17, 48–51). Wiederum in voller Größe, mitten im Bild, schaut er den Betrachter an. Sehr selbstbewusst steht er da. An seinem rechten Arm hängt das Haupt des Goliath und gleichzeitig hält er mit der rechten Hand auch das Schwert. Die Linke ist in die Hüfte gestützt. Bekleidet ist David jedoch mit einem ganz vornehmen,

³⁰ Das Alte Testament, Übersetzung von Vinzenz Hamp und Meinrad Stenzel. Aschaffenburg 1955, S. 552.

kostbaren, eng anliegenden, gegürteten Anzug, der sich an den Arm- und Beinansätzen in der Art von gestreiften Puffärmeln weitert. Diagonal über den Körper verläuft der die Hirtentasche haltende Riemen. Auf dem Kopf eine kostbare Mütze mit Schweiffedern. Hinter David liegt, in einer schweren Rüstung verpackt, der kopflose Körper des Goliath. Links im Hintergrund des Bildes sieht man die Heere und Zeltreihen der Philister, davor der seiner ursprünglichen Rüstung entledigte David. In der linken Hand hält er einen Stock und schleudert im Laufen mit der anderen Hand einen Stein, mit dem Goliath getötet wird. Hinter und über David weht das für Fuchs so typische flatternde Tuch.

Signatur: „*Caspar Fux e...*“ (ohne Jahreszahl). Öl auf Leinwand, 139,5 x 174,5 cm, schwarzer Holzrahmen.

Aufgrund der bisherigen Kenntnis dürften die beiden Gemälde nicht in oder für Ottobeuren gemalt worden sein. Im Werkkatalog der Abtei von 1796 sind sie nicht aufgeführt. In einem weiteren Werkkatalog von 1880/81 sind die Ölgemälde ebenfalls nicht verzeichnet. Allerdings sind in diesem Katalog nur Werke genannt, die im Museum ausgestellt waren, nicht jedoch im Klostergang. Im großen Klosterführer von Steiner und Schnell heißt es wenigstens „*Fuchs Kaspar, 2 Bilder im oberen Konventsgang: David und Judith, 2. Hälfte 18. Jh.*“. Ohne über Caspar Fuchs Wesentliches zu wissen, hielt das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege es für wert, beide Gemälde 1988/89 in seinen Werkstätten restaurieren zu lassen. Sie „*geben von der malerischen Qualität von Caspar Fuchs einen hervorragenden Eindruck*“ (Vgl. Anm. 28).

Raithaslach (78333 Stockach-Raithaslach)

Ersterwähnung des Ortes 1155. Der heutige Kirchenbau, den Diözesanheiligen von Konstanz, Konrad und Pelagius geweiht, stammt aus den Jahren 1709–1711.

Die Kirche enthält wenigstens drei Altarblätter von Fuchs. Das Blatt des Hauptaltars zeigt die Aufnahme Mariens in den Himmel und ist eines der beiden Gemälde, die Fuchs zu diesem Thema (teilweise?) gemalt hat (vergleiche die Darstellung in Wittnau). Vor dem Hintergrund des riesigen blauen Mantels sitzt Maria auf einer Wolke. Diese wird von größeren und kleineren Engeln getragen. Ihre Anordnung ist etwas einseitig und unharmonisch. Das Haupt Mariens ist mit den 12 apokalyptischen Sternen umgeben. In der Linken hält sie die Palme der Märtyrer und ein Engel bringt die Krone. So fährt sie als Königin der Märtyrer

gen Himmel. In alten Legenden wird die Palme auch als Paradiespalme, das Zeichen der Reinheit, gedeutet. In der unteren Hälfte stehen vor dem Hintergrund einer Grabhöhle elf Apostel; drei Frauen breiten auf einem sarkophagähnlichen Grab das Grabtuch aus.

Signatur: „*Caspar Fux. Pi*“ (ohne Jahreszahl). Öl auf Leinwand, ca. 250 x 160 cm, oben halbrunder Abschluss, goldfarbener Holzrahmen.

Das Altaraufsatzbild zur Himmelfahrtsdarstellung stellt die Heilige Dreifaltigkeit dar. Die Blickrichtung von Gott Vater und Gott Sohn sowie die Strahlen des Heiligen Geistes sind nach unten gerichtet. Dieses Bild ist im Zusammenhang mit dem Hauptblatt zu sehen. Die im Aufsatzbild dargestellte Dreifaltigkeit erwartet die zum Himmel auffahrende Maria.

Ohne Signatur. Öl auf Leinwand, ca. 155 x 95 cm, oben halbrunder Abschluss (Beinstellung von Christus typisch Fuchs).

Das Aufsatzbild des rechten Seitenaltares zeigt den teilweise gepanzerten Erzengel Michael mit Schwert und Waage, neben ihm, auf das begleitende Lamm deutend und sich auf den Kreuzstab stützend, Johannes der Täufer.

Ohne Signatur. Öl auf Leinwand, ca. 95 x 70 cm, oben halbrunder Abschluss, eindeutig und insgesamt von Fuchs (Tuch, Beinstellung, Kleidung).

Bevor wir zu der besonderen Problematik der Urheberschaft der Bilder in der Raithaslacher Pfarrkirche kommen, sollen noch die anderen Gemälde aufgeführt werden.

Das Blatt des rechten Seitenaltares zeigt oben die Heilige Familie von Engelsköpfen umgeben, in der unteren Hälfte den stehenden Apostel Thomas mit dem sitzenden heiligen Konrad, zwischen beiden der knieende Jesusknabe. Hinter Konrad schaut Antonius der Einsiedler hervor.

Ohne Signatur. Öl auf Leinwand, oben halbrunder Abschluss.

Das Altarblatt des linken Seitenaltares zeigt den Tod Marias. Die zwölf Jünger umstehen das Bett der sterbenden Maria. Im oberen Teil des Bildes erwartet der aus Wolken hervortretende Christus die Seele von Maria.

Ohne Signatur. Öl auf Leinwand, oben halbrunder Abschluss.

Ein Andachtsbild, den heiligen Konrad darstellend. Ohne Signatur.

An den Altarblättern dieser Kirche haben mindestens zwei Maler mitgewirkt. Als einziges Bild ist das der Aufnahme Mariens in den Himmel signiert. Jedoch bereits die untere Hälfte (die das leere Grab umstehen-

den Apostel und Frauen) weicht stilistisch und fachlich von Fuchsens Malweise ab. Es ist in keiner Weise mit der Qualität des Wittnauer Bildes zu vergleichen. Zumindest ist das Blatt in diesem unteren Bereich sehr übermalt (bedingt durch die Nähe von brennenden Kerzen?).

Das Blatt des linken Seitenaltares (Mariens Tod) ist in seinem unteren Teil stilistisch dem Maler des unteren Teils vom Hauptaltarblatt zuzuordnen. Der die Seele Mariens erwartende Christus ist fast eine Fotokopie des Christus der gleichen Thematik in der Kirche zu Mainwangen, jedoch sehr reduziert, gerade noch mit einer geöffneten Wolke ohne das wallende Tuch und den Engelreigen. – Vom Blatt des rechten Seitenaltares könnten höchstens die Figur des heiligen Konrad und des heiligen Antonius des Einsiedlers von Fuchsens Hand stammen. – Das Andachtsbild vom heiligen Konrad zeigt Malweise nach Art von Fuchs.

Nach der Festschrift zum 250-jährigen Bestehen der Raithaslacher Pfarrkirche vom Jahre 1960 dürften die Seitenaltarbilder von Lorenz Wolf gemalt worden sein.³¹ Der Verfasser hat keine Quellenangaben gemacht, und diese Quellen sind auch nicht aufzufinden. Aus der Zusammenstellung der Einnahmen- und Ausgabenrechnungen für die Jahre 1715 bis 1719 geht ohne genauere Zeitangabe jedoch hervor, dass der „*Mahler von Sulgen vor den Cor, und Neben Altarblatt*“ 80 Gulden und 36 Kreuzer erhalten hat.

Über den Maler Lorenz Wolf, besonders seine Lebensdaten, ist mir nichts bekannt geworden. Vielleicht war er ein Schüler oder Geselle von Fuchs und hat die von Fuchs angefangenen Gemälde vollendet. – In das Fuchs'sche Inventar möchte ich nur die drei erstgenannten Bilder aufnehmen.

Riedlingen

Die Kirche zum heiligen Sebastian des ehemaligen Kapuzinerklosters wurde 1655 geweiht. Das Kloster wurde 1806 aufgehoben. Beiderseits der Kanzel hängen zwei gleichformatige Bilder. In der oberen linken Hälfte des linken Bildes sitzt Christus in Seitenansicht, seine Hand auf die Erdkugel gestützt, auf einem Thron; zu seiner Rechten, etwas zurück und tiefer sitzend, Maria. Rechts unten kniet der heilige Franziskus in sehr gebückter Haltung. Er weist auf ein von zwei kleineren Engeln ge-

³¹ Hans Wagner, Zum 250-jährigen Bestehen der kath. Pfarrkirche Raithaslach 1710–1960. Meßkirch 1960, S. 30.

tragenes Spruchband: *INDULGENTIAE PLENARIAE*. Kindliche und jugendliche Engel füllen die restliche Bildfläche aus. Der Legende entsprechend bittet in dieser Darstellung der heilige Franziskus in der Kutte des Kapuzinermönchs um die Gewährung des (Portiuncula-)Ablasses.

Ohne Signatur. Öl auf Leinwand, 232 x 168 cm. Das Bild ist Caspar Fuchs zuzuschreiben (Haltung von Franziskus, Gesichtsausdruck von Maria und den Engeln, Hände, u. a.).

Im Bild rechts von der Kanzel ist der heilige Antonius als Wundertäter dargestellt. Von links unten nach rechts oben zieht sich ein Wolkenband hin. Rechts oben erscheint die Muttergottes mit dem Kind dem links stehenden Antonius. Oben links tragen Engel ein Spruchband: „*Si quaeris miracula*“. Unten sind einige Wunder angedeutet: das Herz des reichen Mannes in der Geldkiste; die Totenerweckung eines Sohnes, um dessen Eltern zu entlasten; eine Gefangenenbefreiung; Erweckung des Neffen, der ins Meer fiel; ein seit drei Tagen hungernder Esel verschmäht den Hafer, fällt stattdessen auf die Knie, verehrt das heilige Sakrament und bewirkt dadurch den Übertritt eines Häretikers zum Glauben.

Signatur: „*Caspar Fuchs, p. 1700*“. Öl auf Leinwand, 232 x 168 cm.

Bad Saulgau

Saulgau erhielt 1288 die Stadtrechte und kam erst 1680 endgültig an Österreich. 1806 fiel Saulgau an Württemberg. Die Pfarrkirche ist seit dem 14. Jahrhundert St. Johannes Baptist geweiht. 1763 wurde die Kirche barockisiert, 1867–1870 gotisiert. Nach einer Renovation 1956/57, bei der die Kirche ihre neugotische Ausstattung verlor, wurde das Gotteshaus 1984 letztmals renoviert und neu ausgestattet. Es ist die Kirche, mit der Caspar Fuchs besonders verbunden gewesen sein dürfte.

Auf dem Gebiet der Stadt Saulgau in ihren früheren Grenzen ist von Caspar Fuchs so gut wie nichts vorhanden, zumindest bis jetzt nicht bekannt. 1989 ist ein Gemälde wieder zurückgekehrt, jedoch mehr zufällig. Es befindet sich in Privatbesitz. Es zeigt Maria vom Siege zusammen mit den heiligen Johannes Nepomuk und Franz Xaver. Auf Mondsichel und Erdball stehend, das Haupt mit 12 Sternen umgeben, hält Maria das Jesuskind, welches mit seinen Händen einen Kreuzstab in den Rachen eines Untiers stößt. Das faltenreiche Tuch umweht Maria. Zu ihrer Rechten kniet Johannes Nepomuk, über ihm ein Engel mit einem Schlüsselbund und auf dem Mund einen Finger als Zeichen der Verschwiegenheit. Zu ihrer Linken kniet Franz Xaver. Der schweigende

und der sprechende Heilige stehen sich so gegenüber. Mit dem Begriff „*vom Siege*“ ist der Gewinn der Seeschlacht über die Türken 1571 bei Lepanto gemeint, der dem Rosenkranzgebet zugeschrieben wird.

Ohne Signatur. Öl auf Leinwand, 135 x 81 cm, gekehlter, zweifarbiger Holzrahmen. Das Gemälde ist eindeutig von Fuchs (Tuch, Kleidung, Schmuck; vergl. Nepomuk von Mieterkingen).

Einem Vermerk vom Jahre 1960 auf der Rückseite des Bildes entsprechend war das Gemälde seit etwa 1700 (es dürfte meines Erachtens einiges später gewesen sein) im Besitz einer Familie im Raum Munderkingen. Es diente seit Generationen als Altarbild (vielleicht Fronleichnamsalter) und bei Prozessionen. 1960 wechselte es den Besitzer und wurde anschließend durch Restaurator Weiss vom Württembergischen Landesmuseum, Altes Schloss, restauriert. 1989 gelangte es in Saulgauer Privatbesitz.

Im Städtischen Altenheim St. Antonius befinden sich zwei Bilder, die irrtümlicherweise, aber nicht unberechtigt, Caspar Fuchs zugeschrieben wurden. Es handelt sich jedoch nur um die Repliken von zweien seiner Werke. Das eine stellt die Vierzehn Nothelfer dar. Das Original dazu hängt nur drei Kilometer weiter im Kloster Sießen (siehe unter Sießen). Der qualitätsmäßige Unterschied ist nicht zu übersehen. Der Vergleich lässt auch das Können von Fuchs besser erahnen.

Das andere Werk gibt uns Rätsel auf. Wo ist das Original geblieben? Es zeigt uns den heiligen Johannes von Nepomuk an einem Tisch (vgl. Sießen, heiliger Josef) knieend. Zwei große Engel umstehen ihn und bringen Schlüssel und Palme. Kleine Engel überfliegen die Gruppe. Links im Bild sieht man, in der Fantasie gemalt, die Prager Moldaubrücke und den Hradschin. Ein löwenmähniger Hund (vgl. Offingen-Bussen) im Vordergrund wendet sich vom Geschehen ab.

Ohne Signatur. Öl auf Leinwand, 188 x 128 cm, halbrunder Bildabschluss, marmorierter Holzrahmen. Das Original dazu war eindeutig ein Werk von Caspar Fuchs (vgl. Nepomukdarstellung in Saulgau und Mieterkingen, Thematik sowie andere Einzelheiten).

In der Pfarrkirche und den anderen Kirchen findet man, wie schon erwähnt, kein Werk von Fuchs. Die Annahme, dass auch da was zu finden sein müsste, ist nicht irrig. Ältere Literatur und der Kirchenführer von 1938 sprechen ganz allgemein davon, dass sich Werke in der Pfarrkirche befunden haben. Sie werden aber nicht näher bezeichnet.

Im „*Inventarium der Stadtpfarrkirche zu Saulgau für die Stadtpfarrstelle*“ vom 1. Januar 1845 sind sämtliche Gerätschaften der Kirche auf-

geführt.³² Auf knapp eineinhalb Seiten sind alle, d.h. vierzehn Ölgemälde zusammengestellt. Ihre Meister werden nicht genannt, mit einer Ausnahme: „*Kaspar Fuchs*“. Allein diese Tatsache beweist, wie sehr unser Maler über 100 Jahre nach seinem Tod im Bewusstsein der Saulgauer noch verankert war.

Als erstes Werk der Aufzählung wird genannt: „*Ein Ölgemälde im Chor, darstellend die heiligen Patronen von Saulgau, als Gott, Christus, Maria, Johan Baptist Johan Ev., Joseph, Sebastian u. s.w. (Es ist von Kaspar Fuchs)*“. Als fünftes Werk der Aufzählung: „*Ein Gemälde im Schiff: Joh. Nepomuk, von Kaspar Fuchs*“. Als sechstes Werk: „*Ein ditto: der Hl. Franz Xaver tauft einen indischen Häuptling*“.

Auch der Wert aller Ölbilder wird taxiert. Der Gesamtwert aller Gemälde beträgt 234 Gulden, 48 Kreuzer. Unsere Gemälde sind mit jeweils 44, acht und 15 Gulden angegeben. Vorläufig können wir davon ausgehen, dass ein Werk von Caspar Fuchs über rund 140 Jahre hinweg den Hauptaltar seiner Pfarrkirche geschmückt hat.

Im Schreibmaschinentext des Stadtarchivs Saulgau ist von einem Bild „*Christus in der Dornenkrone*“ die Rede, das möglicherweise von Fuchs sein könnte. Dem kann ich mich nicht anschließen. Das Bild hängt heute in der Kreuzkapelle.

Schwarzach (88348 Bad Saulgau-Schwarzach)

Die Blasiuskapelle in Schwarzach war bis 1812 eine selbstständige Pfarrkirche. Seit Anfang des 18. Jahrhunderts wird auch der heilige Meinrad als Mitpatron der Kapelle verehrt. In dieser kleinen Kirche, deren gründliche Renovation, innen wie außen, 1983 abgeschlossen wurde, befinden sich zwei Altäre mit vier Werken von Caspar Fuchs.

Das Hauptblatt des Choraltars zeigt links in knieender Haltung den heiligen Blasius und rechts den heiligen Meinrad. Hinter Blasius hält ein Knabe die Mitra und den Pastoralstab. Über den beiden Heiligen sehen wir in den Wolken die Dreifaltigkeit und zwischen Gott Vater und Sohn Maria in der Darstellung der unbefleckten Empfängnis, die ihrem Sohn die rechte Hand gibt.

Ohne Signatur. Öl auf Leinwand, 160 x 110 cm. Oben halbkreisförmiger, abgesetzter Abschluss.

³² Kath. Pfarramt St. Johann Baptist, Saulgau, Archiv B 55–58 LV–LVIII.

Thematik und Art der Darstellung der beiden Heiligen sowie der Dreifaltigkeit weisen eindeutig auf Caspar Fuchs. Es dürfte das älteste der Fuchsbilder in Schwarzach sein und ist bestimmten Malweisen entsprechend etwa um 1705 einzudatieren.

Das Altaraufsatzbild über dem Hauptaltar zeigt das weihnachtliche Geschehen: Maria hält das Jesuskind Gottvater entgegen. Gottvater zeigt dem Jesuskind das Kreuz. Lichtstrahlen des Heiligen Geistes fallen auf das Kind. Ein Engel hält ein Spruchband mit den Worten: „*Gloria in excelsis deo*“. Ganz im Hintergrund des Geschehens schaut Josef zu.

Ohne Signatur. Öl auf Leinwand, ca. 70 x 50 cm. Oberer Bildabschluss halbrund, abgesetzt. Für dieses Blatt erhielt Fuchs am 9. März 1730 fünf Gulden.

Das Hauptblatt des linken Seitenaltares zeigt eine Schutzengeldarstellung. Mitten im Bild kraftvoll der Erzengel Michael mit einem Kind an der Hand. Noch drei weitere erwachsene Engel schreiten auf den Betrachter zu. Am Boden liegen Drachen. Über den Engeln im Strahlenkranz das Dreieck für die Dreifaltigkeit.

Ohne Signatur. Öl auf Leinwand, 140 x 90 cm. Für dieses Bild erhielt Fuchs am 4. Februar 1729 zehn fl. ausbezahlt.

Das Altaraufsatzbild über den Schutzengeln zeigt vor einem geteilten Hintergrund den heiligen Josef mit Kind.

Ohne Signatur. Öl auf Leinwand, ca. 70 x 50 cm, oberer Bildabschluss flachbogig, abgesetzt. Für das „*kleinere blätl*“ erhielt Fuchs ebenfalls am 4. Februar 1729 zwei fl. ausbezahlt. Ob dieses Bild mit dem „*kleinere blätl*“ identisch ist, müsste aus zeitstilistischen Gründen bezweifelt werden.

Haupt- und Oberblatt des rechten Seitenaltars sind nicht von Fuchs.

Sießen

Die Dominikanerinnen von Saulgau erhielten 1259 einen Wirtschaftshof in Sießen und gründeten ein Jahr später in Sießen das Kloster. Das Konventsgebäude in Saulgau, das sogenannte „*Sießener Haus*“ in der Bogengasse 15 wurde nicht aufgegeben. Nach einem Brand 1674 baute in den Jahren 1716–1722 Dominikus Zimmermann das Kloster mit vier stattlichen Flügeln und einem Kreuzgang neu auf. 1726 kam die Barockkirche dazu. 1803 wurde das Kloster aufgehoben. 1860 bezogen Franziskanerinnen die Gebäude und erweiterten diese für ihre Bildungseinrichtungen.

In der ehemaligen Klosterkirche, heute Pfarrkirche St. Markus, befinden sich an den beiden Chorbrüstungen, die vom Kloster aus zugänglich sind, sogenannte Kartuschenbilder von Caspar Fuchs.

Am (unteren) Sommerchor von links nach rechts:

1. Der selige Heinrich Seuse OP, neben dem Rosenstrauch. Der Rosenstrauch ist Symbol für das Mitleiden aus Liebe zu Christus. Christus, der als Kind im Rosenstrauch steht, bekränzt den Mystiker als Zeichen der Christusverbundenheit mit den Rosen des Leidens.

Signatur: „*Caspar Fuchs 1729*“. Öl auf Putz(?), ca. 160 x 60 cm, Breitformat, stuckierter Rocaille Rahmen.

2. Der heilige Dominikus vor Maria.

Ohne Signatur, jedoch „1729“. Öl auf Putz(?), ca. 160 x 60 cm, Breitformat, stuckierter Rocaille Rahmen.

3. Heiliger Petrus Martyr. Petrus, der Schüler des heiligen Dominikus, und ein Begleiter werden auf dem Weg nach Mailand von zwei durch die Katharer gedungenen Mördern mit Messerstichen oder Schwerthieben getötet.

Ohne Signatur. Öl auf Putz(?), ca. 160 x 60 cm, Breitformat, stuckierter Rocaille Rahmen.

Am (oberen) Musikchor, der wegen seiner zurückgezogenen Lage meist übersehen wird, werden in den mittleren drei von fünf Bildern Frauen des Dominikanerordens verherrlicht. Von links nach rechts:

1. Engel mit Laute. Ohne Signatur. Öl auf Putz(?), ca. 60 x 60 cm, fast quadratische Kartusche.
2. Vermutlich die selige Margaritha von Ungarn (Kreuzsymbol). Vier Engel umgeben die knieende Ordensheilige.

Signatur: „*Caspar Fuchs*“ (ohne Jahreszahl). Öl auf Putz(?), ca. 153 x 57 cm, breitformatig, Rocailleumrandung.

3. Maria mit Szepter setzt einer (heiligen) noch unbekanntes Dominikanerin Rosen aufs Haupt.

Ohne Signatur. Öl auf Leinwand, ca. 153 x 57 cm, breitformatige Kartusche, Rocailleumrandung.

4. Zwischen Christus und Maria als Königin kniet die selige Clara regis Abis und erhält von Maria einen Lilienstab überreicht.

Ohne Signatur. Öl auf Putz(?), ca. 153 x 57 cm, breitformatige Kartusche, Rocailleumrandung.

5. Engel mit Harfe. Ohne Signatur. Öl auf Putz(?), ca. 60 x 60 cm, fast quadratische Kartusche.

Auch die nicht signierten Bilder in dieser Reihe sind von Fuchs.

Im Kreuzgang des Klosters befindet sich beinahe ein kleines Caspar-Fuchs-Museum. Es sind fünf Gemälde, von denen wenigstens zwei signiert sind.

1. Die vierzehn Nothelfer. In der Mitte dieses Bildes steht übergroß der heilige Christophorus. Umgeben wird er von den übrigen 13 gängigen Nothelfern, die um ihn herum wie auf einer Freitreppe angeordnet sind. Die heiligen Erasmus und Blasius sitzen dabei in ihrem Bischofsornat behäbig im Vordergrund, während die drei Damen Barbara, Katharina und Margarethe auf der hintersten Stufe postiert sind.

Signatur: „C: *Fuchs M: j729*“. Öl auf Leinwand, 137 x 93 cm, marmoriertes Holzrahmen.

Zu diesem Bild gibt es im Altenheim St. Antonius (Kreuzgang) zu Saulgau eine Replik. Diese ist qualitativ von minderem Gehalt. Sie verändert Einzelheiten und vereinfacht fast alles.

Das Bild ist ohne Signatur. Öl auf Leinwand, 165 x 116 cm. Das Bild soll, ebenso wie die danebenhängende Replik über Nepomuk, aus dem ehemaligen Kloster Moosheim stammen.³³

2. Vor dem Hintergrund einer Landschaft steht der heilige Wendelin. Seine kostbare Kleidung zeichnet ihn als königlich-jungen Hirten aus. Zu seiner Seite geht der Blick in die Landschaft hinaus, in welcher Kühe, Schafe und Ziegen weiden. In der oberen Bildhälfte die Immaculata mit Jesuskind. Für die Dreifaltigkeit steht das Dreieck. Umgeben wird Maria von einigen Heiligen. Einander gegenüber sitzen Adrianus und Rochus, welche beide als Pestheilige gelten. Dahinter Pius V. OP, der 1712 kanonisiert wurde, sowie der Patron des Allgäus, Magnus. Rechts von Maria, in Anbetung versunken, könnte die Frau des Adrianus, Natalie, sein.

Signatur: „*Caspar Fux*“ (ohne Jahreszahl). Öl auf Leinwand, 150 x 101 cm, abgesetzter, verlängerter, halbrunder Abschluss.

3. Die Geißelung Christi. Mitten im Bild, voll im Licht, steht zur Seite übergebogen, mit einem Lententuch bekleidet, der gefes-

³³ Vermutung von Bruno Effinger, Saulgau.

selte Jesus. Zwei stehende Henkersknechte geißeln ihn. Ein dritter kniet am Boden und schnürt seine Rute fest. Weit im Hintergrund schauen von einem Säulenbalkon aus sechs Personen dieser Handlung zu.

Ohne Signatur. Öl auf Leinwand, 137 x 93 cm, marmorierter Holzrahmen. Das Bild wurde 1985 restauriert. Das Gemälde ist eindeutig von Fuchs (zweimal fuchstypische Beinstellung, Kleidung, Hintergrundkomposition).

4. Der heilige Josef mit Kind. Er steht mitten im Bild. Auf seinem rechten Arm sitzt sehr selbstbewusst das Jesuskind und schaut den Betrachter an, während Josef verklärt seinen Blick nach oben richtet. Rechts im Hintergrund eine Säulenbalustrade; links hängt ein Vorhang ins Bild und steht ein Tisch mit geschweiftem Fuß (vgl. Replik von Joh. Nepomuk in Saulgau).

Ohne Signatur. Öl auf Leinwand, 150 x 93 cm, breiter, gekehlter Holzrahmen. Eindeutig von Caspar Fuchs (Beinstellung, Bildkomposition).

5. Christus als Gärtner („Noli me tangere“). Es ist das Ereignis dargestellt, von dem bei Joh 20, 14–15 berichtet wird. Rechts in einem umzäunten Blumenbeet kniet Maria Magdalena am Boden und betrachtet Blumen. Links von hinten her kommt Christus, einen Hut auf dem Kopf, in der rechten Hand einen Spaten. In der linken eine kunstvolle Gießkanne, mit der er die Blumen und beinahe auch Maria Magdalena begießt. Sie hat ihn noch nicht erkannt. Beide Personen sind wieder von wallenden Tüchern umweht. Im Hintergrund eine die Bildränder ausfüllende Landschaft mit Obelisk.

Ohne Signatur. Öl auf Leinwand, 138 x 93 cm. Eindeutig von Fuchs (wallendes Tuch, Beinstellung).

Der Zuschreibung eines weiteren Bildes im Kreuzgang an Fuchs können wir nicht folgen. Es zeigt die Versuchung der heiligen Katharina. Halb knieend, halb stehend, betet Katharina, den Blick zum Himmel gerichtet. Direkt über ihr schwebt ein jugendlicher Engel, die Siegespalme und einen Kranz aus Rosen haltend. Rechts von Katharina steht ein sehr menschlich aussehender Versucher (Teufel).

Ohne Signatur. Öl auf Leinwand, 150 x 93 cm, gekehlter, schwarzgoldener Holzrahmen. – Vom ersten Eindruck her könnte das Bild von Caspar Fuchs sein. Der bisherigen Kenntnis entsprechend hätte Fuchs

jedoch so manche Einzelheit anders gemalt. Z.B. den Schuh der Katharina, ihr Kleid und das des Versuchers, die wallenden Tücher, die hier sehr reduziert wären, die Wolken, der Gesichtsausdruck. Das Bild vorerst für die Replik eines Gemäldes von Fuchs zu halten, wenn auch qualitativvoller als die Repliken der Nothelfer und des Johannes Nepomuk in Saalgau, ist denkbar.

Wald (88639 Wald)

1212 erfolgte die Gründung eines adligen Zisterzienserinnenklosters. 1696–1698 wurden die heute bestehende Heilig-Kreuz-Kirche und 1709–1739 die Klostergebäude errichtet. 1806 fiel das Kloster an die Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen. Seit 1946 unterhalten die Benediktinerinnen von der heiligen Lioba in den Klostergebäuden eine Berufsschule und ein Gymnasium.

Das sich in Wald befindende Bild von Fuchs stellt den gekreuzigten und gerade verstorbenen Jesus dar. Zu seiner Seite die Schächer an Kreuzen. Maria Magdalena umfasst das Kreuzesholz. Zur Rechten des Kreuzes liegt die Mutter Jesu. Der Apostel Johannes und eine Frau stützen Maria. Zwei weitere Frauen wehklagen. Für die Malweise von Fuchs ist diese Szene sehr bewegt. Zur Linken des Kreuzes sitzt auf einem Pferd der römische Hauptmann in erschrockener Pose: *„Wahrlich, dieser Mann war Gottes Sohn.“* Das Fuchs'sche Tuch erhöht die Position des Hauptmanns. In der Finsternis seit der sechsten Stunde tummeln sich noch weitere zehn römische Soldaten.

Signatur: *„Caspar Fux“* (ohne Jahreszahl). Öl auf Leinwand, 111 x 89 cm, einfacher Holzrahmen.

Unter anderem gehört auch dieses Bild dem Fürstlichen Hause Hohenzollern in Sigmaringen. Obwohl es auf der Rückseite zwei mögliche Inventarhinweise trägt, konnte die Hofkammer in Sigmaringen diese trotz Bemühungen nicht identifizieren. Somit ist eine objektive zeitliche Datierung vorerst nicht möglich. Ähnlichkeiten mit dem datierten Bild in Offingen (Henker und Soldat vorm Kreuz, oder die römischen Soldaten auf beiden Bildern) lassen auf eine Entstehungszeit um oder nach 1714 schließen. Auch Ähnlichkeiten mit einem verschollenen Bild von Orsingen bei Stockach sind nicht zu übersehen. Das Patrozinium der Kirche und die Thematik des Bildes deuten darauf hin, dass Fuchs es für dieses Kloster gemalt hat.

Wittnau (79299 Wittnau)

Wittnau wird erstmals 786 in einer Urkunde von St. Gallen erwähnt. 1795 wurde die heutige Kirche, die der Himmelfahrt Mariens geweiht ist, errichtet.

Dem Patrozinium entsprechend, befindet sich im Hauptaltar ein Blatt der Aufnahme Mariens in den Himmel. Das Bild ist zweigeteilt. In der oberen Hälfte wird Maria von jugendlichen Engeln in den Himmel getragen. Halb sitzend, halb auf ihrem blauen Mantel liegend, der in Fuchs'scher Manier mit viel Falten ausgeweitet ist und sie vom Hintergrund abhebt, „fährt“ Maria als Immaculata mit ausgebreiteten Armen in den Himmel. Sechs Engel, die in einem gleichmäßigen Rund unter Zuhilfenahme von viel flatterndem Stoff malerisch sehr harmonisch angeordnet sind, helfen ihr dabei. In der unteren Hälfte stehen die zwölf Jünger und schauen teils ins leere Grab, das als überirdischer Prunksarkophag dargestellt wird, teils der auffahrenden Maria nach oder sie helfen, das Grablinnen auszubreiten. Die Jünger sind jedoch nicht allein. Drei, darunter zwei der Kleidung entsprechend sehr vornehme Damen, wohnen diesem Geschehen, etwas uninteressiert, ebenfalls bei. Ikonografisch handelt es sich um die drei heiligen Frauen. Es wird behauptet, es seien Maria Magdalena, Maria Salome und Maria Cleophas, die mit-helfen, das leere Grablinnen auszubreiten. Vordergründig jedoch dürfte es sich vielleicht um die Stifterin und Auftraggeberin sowie ihre Dienerinnen handeln.

Die „*Gruppe der prächtig gekleideten Frauen am Grab [...] bei der Himmelfahrt ist eine der bedeutendsten ikonographischen Neuerungen des Barock*“.³⁴ Auch Fuchs hat sich bei der Darstellung der Himmelfahrt Mariens des Typs bedient, den Rubens für das 17. Jahrhundert vorgegeben hat.

Signatur: „*Caspar Fuchs*“ (ohne Jahreszahl). Öl auf Leinwand, 220 x 127 cm, Bildabschluss flachbogig, zeitgenössischer, geschnittener und vergoldeter Rahmen.

Das Gemälde wurde nicht für Wittnau geschaffen. Auf der Suche nach einem größeren und stattlicheren, dem Wittnauer Patrozinium entsprechenden Gemälde wurde der damalige Konservator der kirchlichen Kunstdenkmäler in der Erzdiözese Freiburg und gleichzeitige Pfarrer von Wittnau, Prof. Hermann Ginter, im nahe gelegenen Augustinermu-

³⁴ Else Stadel, *Ikongraphie der Himmelfahrt Mariens*. Straßburg 1935, S. 200.



Wittnau, Hauptaltar (Kunstverlag Josef Fink, Lindenberg).

seum zu Freiburg fündig. Für DM 500,- wechselte das im Museum nie ausgestellte Bild am 16. August 1951 den Besitzer.³⁵ Reste eines Altaraufbaues aus dem Freiburger Diözesanmuseum wurden mit dem Bild zu einer ausgezeichneten Einheit zusammengefügt. Das Augustinermuseum selbst hatte am 3. August 1915 für 300,- Reichsmark vom Kunsthändler Ludwig Mark aus Seelbach bei Lahr dieses Altarblatt erworben.³⁶ Geschäftsunterlagen existieren dort nicht mehr. Hier endet vorläufig die Spur. Große Ähnlichkeiten mit dem Blatt in Mainwangen (Tod Mariens) weisen möglicherweise auf die Umgebung dieses Ortes, vielleicht auf Schloss Langenstein oder dessen Umland hin. Möge die vornehme Dame ihr Inkognito doch noch preisgeben und somit zur Herkunft des Bildes beitragen.

VI. Literaturverzeichnis

Deutsche Barockgalerie Augsburg, Katalog der Gemälde. Augsburg 1984.

Doye, Franz v. Sales: Heilige und Selige der römisch-katholischen Kirche. 1. Band Leipzig 1925, 2. Band Leipzig 1929.

Eger, Eugen: Matthäus Zehender, ein religiöser schwäbischer Maler des 17. Jahrhunderts. Dissertation, Stuttgart 1932.

Ginter, Hermann: Südwestdeutsche Kirchenmalerei des Barock. Augsburg 1930.

Hermann, Manfred: Sigmaringen – Geschichte und Gestalt. Sigmaringen 1981.

Matthey, Wilhelm von: Die Kunstdenkmäler des Kreises Saulgau. Stuttgart und Berlin 1938.

Müller, Max/Taddey, Gerhard: Handbuch der historischen Stätten Deutschlands, 6. Band. Stuttgart 2. Aufl. 1980.

Pfeiffer, Berthold: Die Nachrenaissance in Oberschwaben, in: Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte, XII, 1903.

Staedel, Else: Ikonographie der Himmelfahrt Mariens. Straßburg 1935.

³⁵ Vgl. Brommer (wie Anm. 23), S. 14.

³⁶ Augustinermuseum in Freiburg, Karteikarte zur ehemaligen Inventarnummer 11515 (alte Nr. 10815).

Thieme-Becker: Künstlerlexikon. Leipzig 1916 und Leipzig 1950.

Wimmer, Otto: Handbuch der Namen und Heiligen. Innsbruck, Wien, München 2. Aufl. 1959.

Kirchenbücher der kath. Kirchengemeinde St. Johann Baptist, Saugau.

Fotoarchiv des Verfassers

Wittnau, im August 1991

Klaus Meyer

Grundkurs in katholischer Aufklärung: Andreas Benedikt Feilmoser, seine Lehrer und die Bildungswelt der Benediktiner in Villingen

Von Michael Tocha

Im 18. Jahrhundert wurden die Mönche moderner. Angeregt von den französischen Maurinern und infrage gestellt von Aufklärern verschiedener Couleur, verschoben vor allem die Prälatenorden, allen voran die Benediktiner, die Rechtfertigung ihres Daseins von weltabgewandter Frömmigkeit hin zu intellektueller Leistung für die Welt. Die neuere Forschung zu diesem Thema hebt unter Leitbegriffen wie „benediktinische Gelehrtenrepublik“ und „monastische Aufklärung“ eine von Mönchen getragene eigenständige Geisteskultur hervor, die im Humanismus und sogar noch im Mittelalter wurzelt und zugleich wesentliche Ansätze der Aufklärung aufnimmt.¹ Durch die klösterlichen Netzwerke verbrei-

¹ In der älteren Forschung stieß das geistige Leben der süddeutschen Stifte nur auf geringes Interesse, vgl. die „lamentatio“ bei Ludwig Hammermayer, Die Forschungszentren der deutschen Benediktiner und ihre Vorhaben, in: Karl Hammer/Jürgen Voss, Historische Forschung im 18. Jahrhundert. Organisation – Zielsetzung – Ergebnisse (Pariser Historische Studien 13), Berlin 1976, S. 124 ff. – Seit den 1980er-Jahren ist eine neue Hinwendung zu diesem Thema zu beobachten, vgl. Franz Quarthal, Die Reformation im Spiegel südwestdeutscher benediktinischer Geschichtsschreibung des 17. und 18. Jahrhunderts. Zum klösterlichen Wissenschaftsbetrieb im Jahrhundert vor der Säkularisation, in: Blätter für württembergische Kirchengeschichte 86, 1986, S. 320–355; ders., Im Bannstrahl der Aufklärung. Die südwestdeutschen Klöster von 1750 bis zur Säkularisation, Protokoll der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein v. 15. 3. 2002, [http://www.ag-landeskunde-oberrhein.de/index.php?id=protokolle&gfev\[mode\]=3&gfev\[pointer\]=41](http://www.ag-landeskunde-oberrhein.de/index.php?id=protokolle&gfev[mode]=3&gfev[pointer]=41); Georg Heilingsetzer, Die Benediktiner im 18. Jahrhundert. Wissenschaft und Gelehrsamkeit im süddeutsch-österreichischen Raum, in: Harm Klütting (Hrsg.), Katholische Aufklärung – Aufklärung im katholischen Deutschland (Studien zum achtzehnten Jahrhundert, Bd. 15), Hamburg 1993, S. 208–224. – Aktuell legen Einzelne oder Forscherteams und -netzwerke vielfältige neue Erkenntnisse vor, vgl. Ulrich L. Lehner, Enlightened Monks. The German Benedictines 1740–1803, New York 2011; Verein zur Erforschung Monastischer Gelehrsamkeit in der frühen Neuzeit, http://www.univie.ac.at/monastische_aufklaerung/de/das-start-projekt/; Ordensgeschichte. Ein interdisziplinärer Gemeinschaftsblog zur Geschichte von Orden und Klöstern, <http://ordensgeschichte.hypotheses.org/145> (alle Aufrufe 24.01.2016).

tet sie sich über die höfischen und urbanen Zentren hinaus auch in den ländlichen Regionen Oberdeutschlands.² Allenthalben sehen wir „enlightened monks“ am Lese- und Schreibpult, die sich die Ideen der Epoche anverwandeln. Sie sammeln Quellen und verfassen Kloster-, Bistums- und Landesgeschichten, die zu den bedeutenden Werken der Geschichtswissenschaft des 18. Jahrhunderts gehören; ihre Theologie lässt die jesuitische Scholastik hinter sich und wendet sich historisierend den Kirchenvätern zu; sie bringen die Mathematik voran und konstruieren Maschinen und astronomische Uhren; die Äbte treiben Aufwand für Bibliotheken und Naturalienkabinette. Im Zusammenhang damit ergriff nach der Jahrhunderthälfte ein Geist der Kritik und der „Verdiesseitigung“³ viele Benediktiner und verwandelte mancherorts die Konvente fast schon in bürgerliche Gelehrtenzirkel. Das Dilemma des Aufklärungskatholizismus zwischen Freisetzung schöpferischer Kräfte und Verlust an religiöser Tiefe und konfessionellem Profil wird auch hier sichtbar.

Verortet wird diese Entwicklung vor allem in den großen Abteien Süddeutschlands, Österreichs und der Schweiz, kleinere Klöster werden selten erwähnt. Naturgemäß sind es die großen Konvente, die herausragende Persönlichkeiten und Leistungen hervorbringen und in denen der neue Geist am deutlichsten spürbar ist – Melk, St. Emmeram und Irsee, Banz und Neresheim, St. Gallen und Einsiedeln, St. Blasien mit seiner berühmten Gelehrtenakademie und St. Peter im Schwarzwald und viele andere. Aber auch kleinere Häuser und Männer in der zweiten Reihe waren von der monastischen Aufklärung durchdrungen und trugen, nach ihren Möglichkeiten, die Pflege von Bildung und Wissenschaft mit, die das benediktinische Mönchtum des 18. Jahrhunderts auszeichnet. Welchen Anteil ein kleines Kloster am Rande der Kernzone dieser Mönchskultur an ihr haben konnte, soll hier, ausgehend von dem Hausstudium⁴ des Tiroler Novizen Andreas Benedikt Feilmoser in St.

² Vgl. Alois Schmid, „Religioni – scientiis – patriae“, Aufklärung in oberdeutschen Klöstern des 18. Jahrhunderts. Abstract des Vortrags bei der Tagung „Netzwerke gelehrter Mönche. St. Emmeram im Zeitalter der Aufklärung“, Regensburg, 21./22. September 2012, <http://frobe.niusforster.hypotheses.org/226> (Aufruf 13.01.2016).

³ Franz Schnabel, *Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert*. IV. Band, *Die religiösen Kräfte*, Freiburg 1951, S. 12.

⁴ Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts studierten angehende Mönche statt an Universitäten, z.B. Dillingen oder Salzburg, zunehmend bei gelehrten älteren Mitbrüdern im Kloster. In Österreich wurde unter Joseph II. das klösterliche Hausstudium 1783 abgeschafft und allen

Georgen zu Villingen im Schwarzwald 1798–1800, exemplarisch ausgemessen werden. Feilmoser bietet sich für diese Fragestellung als Schlüsselfigur an, hat er doch selber seine Grundpositionen ausdrücklich von seinen Studien bei Villingen Lehrern hergeleitet: Im Rückblick auf seine eigene Lehrtätigkeit als Professor in Innsbruck und Tübingen sieht er trotz aller Kritik, die er auf sich zog, keine Veranlassung, seine *„Grundsätze und Ueberzeugungen in eigentlich theologischen Gegenständen, welche sich unter der Leitung meiner unvergeßlichen Lehrer zu St. Georgen in Villingen, Gottfried Lumper und Georg Maurer, gebildet hatten, gegen andere, die sich seither links oder rechts aufdringen wollten, zu vertauschen.“*⁵ Dieser Satz bildet die Leitperspektive der vorliegenden Untersuchung und liefert ihr die inhaltlichen Stichwörter. Er belegt einen Zusammenhang, der bei anderen Persönlichkeiten ein „missing link“ bleibt und nur als Korrelation angenommen werden kann, und eröffnet damit methodische Möglichkeiten: Wir können Feilmoser, zumindest in seiner grundsätzlichen Ausrichtung, als Produkt seiner Ausbildung und als Repräsentanten der wissenschaftlichen Traditionen St. Georgens auffassen. Sind auch die Inhalte seines Studiums im Einzelnen nicht rekonstruierbar, so öffnet sich von ihm aus doch der Blick auf dessen Voraussetzungen und Umfeld – auf seine Lehrer, seine Mitschüler und allgemein auf die Geisteskultur, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Villingen Benediktinerkloster vorherrschte. Sie bildet den Fluchtpunkt der folgenden Darstellung.

Andreas Benedikt Feilmoser: Leben und Profil

Andreas Feilmoser kam am 8. April 1777 auf einem abgelegenen Bauernhof bei Hopfgarten im Tiroler Brixental zur Welt. Sein Vater starb bald darauf. Die Mutter und der Hilfsgeistliche des Ortes kümmerten sich um die religiöse und schulische Bildung. So konnte er 1789–1794 das Gymnasium in Salzburg und 1794–1796 den philosophischen Kurs

künftigen Klerikern der Besuch staatlicher Generalseminare, etwa in Innsbruck und Freiburg, zur Pflicht gemacht. Nach Josephs Tod 1790 wurde das theologische Hausstudium wieder erlaubt, jedoch mussten die Fratres vorher ihre philosophischen Studien an einer staatlichen Lehranstalt absolvieren.

⁵ Einleitung in die Bücher des neuen Bundes für die öffentlichen Vorlesungen, Tübingen, 2. Aufl. 1830, S. iv (Google Books).

an der Universität Innsbruck absolvieren. 1796 trat er in das Benediktinerkloster Fiecht im Inntal ein und nahm den Mönchsamen Benedikt an. Hier hatte Pater Georg Maurer, ein Philosoph, Theologe und Orientalist, zusammen mit vier Mitbrüdern aus dem Kloster St. Georgen in Villingen für ein paar Wochen Zuflucht vor den ständigen Durchmärschen französischer Revolutionsarmeen durch den Schwarzwald gefunden. Maurer unterrichtete Feilmoser in mehreren biblischen Sprachen. Als Dank für die Aufnahme seiner Konventualen in Fiecht bot der Villingener Abt Anselm Schababerle an, Fiechter Novizen zum Studium bei sich aufzunehmen. Davon machten Feilmoser und sein Mitbruder Beda Prantner Gebrauch: Feilmoser setzte Anfang 1798 seine Studien bei Georg Maurer in Villingen fort und fand „*auch an Gottfried Lumper einen wohlwollenden und anregenden Lehrer auf dem gesammten Gebiete der Theologie, namentlich aber der Kirchengeschichte*“.⁶ Nach dem Tod beider Lehrer, Ende 1800, kehrte er nach Fiecht zurück. 1801 wurde er zum Priester geweiht und zum Professor für biblische Exegese, christliche Ethik und Kirchengeschichte an der Hauslehranstalt ernannt. 1803, kurz nach seinem Studium in Villingen, ließ er für die neuerdings vorgeschriebene öffentliche Disputation der jungen Klostergeistlichen Sätze aus der christlichen Sittenlehre und der Einleitung in die Bücher des Alten Bundes drucken⁷, darunter die These, die Bücher Iob, Jonas, Tobias und Judith seien Lehrgedichte. Sie erregte „*in Tyrol bey Vielen ein entsetzliches Aufsehen*“.⁸ Allerdings waren die Sätze zum Alten Testament wörtlich aus dem in Österreich eingeführten Vorlesebuch von Jahn übernommen. Daher verlagerte sich der Streit auf die Thesen zur Ethik, die weniger durch vorgeschriebene Lehrbücher gedeckt waren. Das Ordinariat in Brixen schrieb an Abt Alfons Pacher in Fiecht, „*daß die Zöglinge aus diesem bloß kantischen und ähnlichen Grundsätzen keine gesunde, auf göttliche Schrift, Kirchenräthe und h. Väter sich gründende Moralthologie studiren und erlernen könnten*“.⁹ Der Abt vertei-

⁶ Langen, Feilmoser, Andreas Benedict, in: Allgemeine Deutsche Biographie 6 (1877), S. 604/605 [Onlinefassung]; <http://www.deutsche-biographie.de/sfz15714.html> (Aufruf 26.10.2015).

⁷ Vgl. Sätze aus der christlichen Sittenlehre für die öffentliche Prüfung in dem Benediktinerstifte zu Fiecht, Innsbruck 1803; Sätze aus der Einleitung in die Bücher des Alten Bundes und den hebräischen Alterthümern – nach den k.k. Vorlesebüchern, Innsbruck 1803.

⁸ Franz Karl Felder, Gelehrtenlexikon der deutschen katholischen Geistlichkeit, erster Band, A-Men, Landshut 1817, S. 218 (Google Books).

⁹ Ebd.

digte seinen Novizenmeister gegen die Angriffe des Brixener Ordinariats. Nach dessen Tod 1806 verlor er sein Lehramt und wurde als Hilfsgeistlicher in eine Klosterpfarrei abgeschoben. Im selben Jahr fiel Tirol an Bayern, und Feilmoser wurde zum Professor für orientalische Sprachen und Altes Testament an der Universität Innsbruck ernannt. Mit der Aufhebung des Klosters Fiecht 1807 wurde er Weltpriester. 1808 erwarb er in Innsbruck den theologischen Doktorgrad und wurde Professor für Neues Testament. 1809 setzten ihn die Aufständischen um Andreas Hofer für einige Monate im Pustertal gefangen. Nach seiner Rückkehr an die zwischenzeitlich zum Lyzeum herabgestufte Innsbrucker Hochschule unterrichtete er Katechetik sowie Griechisch und Latein.

Als Feilmoser 1817 erneut Professor für Neues Testament an der Innsbrucker Universität werden sollte, erhob sich wiederum heftiger Widerstand. „*Die Handlanger des Bisthums Brixen, des damaligen Sitzes der Finsterniß, schrien unaufhörlich gegen den Mann in Innsbruck, der mit der Fackel der Vernunft den alten theologischen Unrath durchleuchtete.*“¹⁰ Gegen eine in Augsburg veröffentlichte anonyme Schrift durfte er sich nicht verteidigen, weil sie von der Regierung verboten worden und deshalb gemäß den österreichischen Zensurgesetzen als nicht existent zu betrachten war. Ein Gutachten der Universität Wien beschuldigte ihn aufklärerischer Tendenzen.¹¹ All diesen Querelen um seine theologische Ausrichtung entzog sich Feilmoser 1820 durch den Wechsel nach Tübingen. „*Hier war von nun an der Schauplatz seiner segensreichen Thätigkeit, hier lehrte er, wahre Aufklärung mit der reinsten Religiosität und dem frömmsten Sinn verbindend, bis zu seinem Tode.*“¹² Er wurde Mitarbeiter der „Theologischen Quartalschrift“ und Vertreter der später sogenannten „Tübinger Schule“. Feilmoser starb am 20. Juli 1831 an einem Lungenleiden, erst 54 Jahre alt.¹³

¹⁰ Neuer Nekrolog der Deutschen 9/2, Ilmenau 1831, S. 646 (Google Books).

¹¹ Vgl. Feilmoser, P. Andreas (Benedikt) (1777–1831), Theologe, http://www.biographien.ac.at/oebf/oebf_F/Feilmoser_Andreas_1777_1831.xml (Aufruf 30.10.2015).

¹² Neuer Nekrolog, S. 647.

¹³ Der biografische Abriss ist aus folgenden Quellen zusammengestellt: Felder, Gelehrtenlexikon, S. 216–222, Nekrolog in Theologische Quartalschrift 13, 1831, H. 1, S. 744–748 (Google Books), Projekt „Neutestamentliche Exegeten der Katholischen Tübinger Schule im 19. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung von Paul von Schanz“ (<http://www.geschkult.fu-berlin.de/e/kaththeo/Forschung/Projekte/tuebschprojekt/Feilmoser/index.html>), Abtei St. Georgenberg-Fiecht, Missionskalender 2013 (http://www.st-georgenberg.at/images/stories/Bilder-Archiv/aa-stift-fiecht/b-kloster/f-missionstaetigkeit/a-missionsprokura/publikation/mk_2013web.pdf) (Aufrufe 26.10.2015).

Die Debatten um Feilmosers Rechtgläubigkeit waren erbittert, wie die zitierten zeitgenössischen Stimmen belegen. An seiner Person entzündete sich der Grundsatzstreit zwischen Aufklärern und Traditionalisten um Vernunft und Glaube, Textkritik und Inspiration, Selbstdenken und Lehramt. In seiner Tiroler Zeit wurde Feilmoser mehrfach vorgeworfen, er sei Naturalist und Kantianer. Beide Vorwürfe wogen schwer und wurden häufiger dazu benutzt, um unbequeme Theologen aus dem Amt zu drängen. Feilmoser wies in seiner Verteidigung gegen den Augsburger Anonymus 1820 die erstere Anklage zurück, zu der zweiten bekannte er sich: *„Übrigens läugne ich gar nicht, daß ich die kantische Philosophie eben so andern dermaligen philosophischen Systemen vorziehe, wie die meisten ältern Kirchenväter die platonische, ohne darum alle Behauptungen Platos anzunehmen.“*¹⁴ Diese Ausrichtung ist wohl schon während seiner Schulzeit in Salzburg grundgelegt¹⁵ und dann durch sein Studium in Villingen vertieft worden. Sein Denksystem geht zunächst von dem kantischen Grundsatz aus, dass der Philosophie keine Aussagen über Offenbarungswahrheiten möglich sind außer der, dass es eine Offenbarung jenseits der Verstandeseinsicht geben könne. Es ist diese Unterscheidung der Sphären von Vernunft und Glaube, die zahlreiche Aufklärungstheologen in Abkehr von Scholastik und Rationalismus in den Stand versetzt hat, Religion und Offenbarung neu zu begründen und nach ihrer eigenen Logik zu durchdringen.¹⁶ Feilmoser geht nun allerdings einen Schritt über diese Denkfigur hinaus, indem er die von Kant für möglich gehaltene Übereinstimmung von Offenbarung und philosophischer Vernunft¹⁷ als gegeben annimmt. Auf diese Weise kann er dessen Begrifflichkeit auch zur Erfassung des Übernatürlichen einsetzen – sie wird gewissermaßen zur Metaphysik: Den eigentlichen Geist des Neuen Bundes mache die *„Vorstellung von einem allgemeinen Menschenvater“* aus, *„der alle Menschen selig haben will, [...] von einem allgemeinen Gesetze, das nicht mehr statuarisch, sondern jedem Menschen in das Herz geschrieben ist, und von der Vergeltung, die sich nach*

¹⁴ Andreas Benedikt Feilmoser, Die Verketerzungskunst in einem Beyspiele dem katholischen Theologen zur Würdigung vorgelegt, Rottweil 1820, <https://epub.ub.uni-muenchen.de/12961/1/8Theol.3287.pdf> (Aufruf 28.01.2016), S. 61.

¹⁵ Vgl. Thomas Naupp, Beiträge zur Kultur- und Geistesgeschichte der Benediktinerabtei St. Georgenberg-Fiecht von den Anfängen bis zur ersten Aufhebung im Jahre 1807, Staatsprüfungsarbeit am Institut für Österreichische Geschichtsforschung, Wien 1980, S. 18.

¹⁶ Vgl. Lehner, Enlightened Monks, S. 200.

¹⁷ Vgl. Otfried Höffe, Immanuel Kant, München 1992, S. 253.

dem Maße der Einsicht und Freyheit richtet“. Was Kant als Postulate der praktischen Vernunft gelten lässt, ist für Feilmoser der überzeitliche Wesenskern des Christentums: die „*Lehre vom Daseyn des einzigen Gottes, von der Freyheit des menschlichen Willens und von der Unsterblichkeit der Seele*“. Und wie Kants Ethik beruht auch die christliche Sittenlehre auf einem übersinnlichen, „*über alles Irdische erhabenen Zweck und Beweggrund zum Handeln, Achtung der Würde des Vernunftwesens und Behandlung aller Menschen als Selbstzweck*“. Diese „*Stücke*“ werden „*bei allen Umwandlungen der Begriffe*“ immer und überall übrig bleiben, weil sie „*nicht auf zufällige, örtliche oder zeitliche Bedingungen, sondern auf wesentlichen Forderungen der vernünftigen Natur gegründet sind*“.¹⁸ So erweist sich Feilmoser nicht nur im philosophischen Zugang, sondern auch „*in eigentlich theologischen Gegenständen*“ als Kantianer; er will zwar der kirchlichen Lehre gerecht werden, ohne jedoch das kantische Begriffssystem verlassen zu müssen.¹⁹ Auf diese Weise tendiert das Christentum dazu, sich zur natürlichen Religion oder zum allgemeinen Sittengesetz zu abstrahieren. Hier wird nachvollziehbar, warum man ihn einen Naturalisten genannt und die Frage gestellt hat, ob bei einer so vernunftgeleiteten Auffassung der Mehrwert von Glaube und Offenbarung überhaupt zur Geltung kommt.

Über die „Einleitung in die Bücher des Neuen Bundes“ schrieb ein Rezensent 1810: „*Wenn Verfasser gleich in der Vorrede vorgiebt, die Entwürfe seines ehemaligen Lehrers zu Villingen Georg Maurer benützet zu haben, so hat doch er, oder dieser aus Michaelis, Eichhorn, Paulus, Berger etc. geschöpft, viel gutes, und schönes gesammelt, aber auch mitunter dem Zeitgeiste gedient.*“²⁰ Der Satz erinnert auch daran, dass von einem einlinigen Ideentransfer keine Rede sein kann, ein Theologe wie Feilmoser entwickelt sich eigenständig weiter und nimmt dabei viele Einflüsse auf. Er wirft vor allem die Frage auf, inwieweit Feilmoser mit dem Zeitgeist geschwommen ist oder genügend festen Grund unter den Füßen hatte, um sich ihm auch entgegenzustellen. Er selber nimmt für sich in Anspruch, seinen Grundüberzeugungen treu zu sein, auch gegen den „Mainstream“. Den Vorwurf des Naturalismus weist er dabei entschied-

¹⁸ Feilmoser, Einleitung in die Bücher des Neuen Bundes, S. 663ff.

¹⁹ Vgl. Werner Sauer, Österreichische Philosophie zwischen Aufklärung und Restauration (Beiträge zur Geschichte des Frühkantianismus in der Donaumonarchie), o.O. 1982, S. 315 (Google Books).

²⁰ Feilmoser, Verketzerungskunst, S. 98.

den zurück. Ein „Naturalist“ sei dem Begriff nach jemand, der sowohl die Offenbarung als auch eine übernatürliche Offenbarungsweise durch Wunder ablehnt. Das Wort werde nun aber statt „Ketzer“ missbraucht, um Theologen zu verdammen; in dieser Absicht werde es auch ihm als Brandmal aufgedrückt, obgleich er *„den Wunderglauben vertheidiget, oder Offenbarungslehren, die die Vernunftseinsicht übersteigen, annimmt“*.²¹ In den Jahren der napoleonischen Herrschaft, *„wo man sich in der großen Welt bei vielen lächerlich machte, wenn man die Religion für etwas anderes ansah, als für ein politisches Gaukelspiel“*, habe er sich nicht geschämt, sich zu Offenbarung und Wundern zu bekennen, *„aber eben so wenig werde ich mich jetzt, wo man unter Protestanten und Katholiken vielfältig wieder durch ein Lärmgeschrey gegen die Vernunft, durch Schwärmerey und Aberglauben dem Christenthume aufhelfen zu müssen glaubt, scheuen, mich für die Rechte der Vernunft im theologischen Gebiethen zu erklären“*.²² Zehn Jahre später präzisiert und relativiert er, es sei einerseits schimpflich, *„der Vernunft auf dem Gebiethen der Religion alles Stimmrecht“* abzusprechen, andererseits anmaßend und ungereimt, *„die Unmöglichkeit einer übernatürlichen Offenbarung und einer wunderbaren Einwirkung Gottes in die Welt zu behaupten“*, da sich nach mancherlei Verirrungen die Vernunft als sicherer Führer des Menschen nicht bewährt habe.²³ Diese Begründung zeigt eine bemerkenswerte Skepsis des älteren Feilmoser gegenüber den Verheißungen der Vernunft. So ist über die Jahre bei ihm das Bestreben zu sehen, Vernunft und Glaube, Natur und Übernatur immer wieder neu in ein ausgeglichenes Verhältnis zu bringen.

Diese Balance trägt auch Feilmosers Arbeit in seinem theologischen Fachgebiet, der Exegese. Er weiß, dass die Heilige Schrift für unterschiedliche Deutungen offen ist; anstatt sie polemisch zurückzuweisen, sind sie zuzulassen und argumentativ abzuwägen. Dafür sind die Auseinandersetzung mit der Textgeschichte und die *„Kenntniß der biblischen Grundsprachen“* unerlässlich. Für die Textdeutung, aber darüber hinaus grundsätzlich für den theologischen Diskurs, geben die Kirchenväter eine Orientierung von hoher Verbindlichkeit. Die wissenschaftlich redliche Schriftauslegung dient letztlich der Stärkung des Glaubens und der

²¹ Ebd., S. 13.

²² Ebd., S. 73.

²³ Feilmoser, Einleitung, S. 661.

Kirche, indem sie durch zeitgemäße und „*gründlichere Befestigung der Religionswahrheiten*“ den mündigen katholischen Christen hervorbringt.²⁴ Diese Verbindung von Wissenschaftlichkeit und Glaubensbildung versetzte Feilmoser in seinem letzten Lebensjahrzehnt in Tübingen in die Lage, sich als historisch-kritisch arbeitender, aber auch kirchentreuer Exeget einen Namen zu machen und das wissenschaftliche Ethos der katholischen Tübinger Schule wesentlich mitzuprägen.²⁵

Georg Maurer und Gottfried Lumper

Wenn sich Grundpositionen Feilmosers von seinen „*unvergeßlichen Lehrern zu St. Georgen in Villingen, Gottfried Lumper und Georg Maurer*“, herleiten lassen, gilt umgekehrt auch, dass sich im Schüler die wissenschaftliche Ausrichtung der Lehrer spiegelt. Demnach haben wir mit zwei Gelehrten zu rechnen, die textkritisch und auf solider bibelsprachlicher Grundlage arbeiteten, sich an den Deutungen der Väterliteratur ausrichteten und offen waren für die Impulse aufgeklärten Denkens auch für Glaubenspraxis und Theologie. Mit dieser Haltung waren sie die herausragenden Intellektuellen des Villingener Benediktinerklosters und verkörpern den Höhepunkt seiner Gelehrsamkeit im ausgehenden 18. Jahrhundert; ihnen war es hauptsächlich zu verdanken, wenn St. Georgen auch auswärts Beachtung fand.

Von Georg Maurer wurden keine Werke gedruckt, und sein umfangreicher handschriftlicher Nachlass in der Leopold-Sophien-Bibliothek in Überlingen bedarf noch der gründlichen Auswertung. Daher soll hier nur eine knappe und vorläufige Annäherung an sein Leben und Denken mithilfe der Zeugnisse Dritter erfolgen. Er stammte aus dem Dorf Ingoldingen bei Biberach, das zur Grundherrschaft St. Georgens gehörte und dem Kloster drei Äbte aus dem Geschlecht Gaisser gestellt hatte. Seine

²⁴ Matthias Blum, Andreas Benedikt Feilmoser (1777–1831) – ein bedeutender Exeget der Katholischen Tübinger Schule, in: ders. u. Rainer Kampling (Hrsg.), *Zwischen katholischer Aufklärung und Ultramontanismus. Neutestamentliche Exegeten der „Katholischen Tübinger Schule“ im 19. Jahrhundert und ihre Bedeutung für die katholische Bibelwissenschaft*, Stuttgart, 2012, S. 114 ff., 129.

²⁵ Markus Müller, Rezension von, M. Blum/R. Kampling (Hrsg.), *Zwischen katholischer Aufklärung und Ultramontanismus.*, in: *sehpunkte* 14 (2014), Nr. 6 [15. 6. 2014], <http://www.sehpunkte.de/2014/06/24051.html> (Aufruf 01.02.2016).

Profess legte er am 19. November 1780 ab. Er galt als guter Orientalist und muss sich rasch als fortschrittlicher Theologe profiliert haben; denn 1782 berichtet Franz Joseph Sulzer, ein aufgeklärter Reisender, aus Villingen, die nicht eben reiche Benediktinerabtei besitze eine gute Bibliothek, ein Naturalienkabinett sowie einen Frater, „*Georg Maurer mit Namen, welcher eine noch ungedruckte Theologie geschrieben hat, die, wie mir Kenner sagen, auch in diesen Zeiten, da man alle Theologien unter die Bank werfen sollte, noch gedruckt zu werden verdiente; die aber dem guten Frater Georg auch viele Feinde zugezogen haben soll; unter deren Anzahl jedoch sein Herr Prälat, der P. Prior und der Professor P. Gottfried nicht gehören*“.²⁶ Maurer war ein früher Anhänger Kants und verteidigte dessen Lehrsätze schon, bevor sie an der Freiburger Universität Eingang fanden.²⁷ Wir berühren hier den Villingener Ausgangspunkt für Feilmosers Kantianismus. Die Zahl der Gegner Maurers, insbesondere in Tirol, nahm noch zu, seit er bei der Disputation zur Erlangung des theologischen Doktorgrads 1796 in Innsbruck den Satz, dass man die vorgeblich Besessenen entweder als Betrüger oder als Betrogene behandeln müsse, „*mit kühner Freymüthigkeit vertheidiget hatte*“. Diese Auffassung hat sich später auch Feilmoser zu eigen gemacht.²⁸ Offensichtlich war Maurer ein entschiedener Rationalist, der entsprechend polarisierte. Dass ausgerechnet er Feilmosers wichtigster Lehrer gewesen war, trug diesem in konservativen Kirchenkreisen „*ein schlimmes Vorurtheil*“ ein und erschwerte seine Lage im Konflikt mit dem Brixener Ordinariat.²⁹

Gottfried Lumper wurde am 9. Februar 1747 in Füssen geboren und trat nach ersten Studien in Ochsenhausen 1764 bei den Villingener Benediktinern ein. 1770/1771 wurde er nach St. Gallen geschickt, um dort die

²⁶ F. J. S., *Altes und neues oder dessen litteralische Reise durch Siebenbürgen, den Temeswarer Banat, Ungarn, Oesterreich, Bayern, Schwaben, Schweiz und Elsaß etc.*, in drey Sendschreiben an Herrn Prediger Theodor Lange, zu Kronstadt in Siebenbürgen, gedruckt im Jahr 1782, S. 126 (Google Books). Maurers Manuskript von 1781 mit dem Titel „*Theologia practica Methodo scientifica pertractata*“ befindet sich in einer Abschrift von Pater Maurus Seelos im Nachlass, Bd. 1.

²⁷ Vgl. Fidelis Dürr, *Gedenkbüchlein oder Congress der alten Benediktiner-Studenten zu Villingen am Barnabastage den 11. Juni 1840*, Villingen 1840, S. 3. Der Nachlass, insbesondere Bände 6 u. 94, belegt eine systematische Aneignung der kantischen Philosophie durch Maurer.

²⁸ Vgl. Naupp, *Beiträge*, S. 11.

²⁹ Felder, *Gelehrtenlexikon*, S. 218.

französische Sprache zu lernen.³⁰ Nach seiner Priesterweihe 1771 verließ er die Klausur nur noch, um die dem Kloster anvertraute Pfarrei im benachbarten Pfaffenweiler zu betreuen.³¹ Er lehrte als Professor am Klosterschulhaus und stieg zu dessen Präfekten und zum Prior der Mönchsgemeinschaft auf. Er starb am 8. März 1800, „*vita longiore dignissimus*“, wie ihm der Freiburger Professor Engelbert Klüpfel ins Grab nachruft.³²

Die Widmungen der von ihm geschriebenen Bücher ermöglichen eine erste Standortbestimmung Lumpers. Sie zeigen ein Netzwerk aus Persönlichkeiten, an denen er sich ideell ausrichtete oder mit denen er in direktem Austausch stand. Dazu gehören die Geistlichen des Villingen Landkapitels, sein früherer Abt Romuald von Ochsenhausen ebenso wie sein derzeitiger Abt Anselm Schababerle, Joseph Theophil Schubart aus Villingen, Doktor der Theologie und Kanoniker an St. Stephan in Konstanz, ein besonderer Förderer des Klosters, aber auch der Benediktinerbischof Morosini in Verona. Von besonderem Interesse sind die Widmungen im ersten, vierten, fünften und siebten Band seines patristischen Hauptwerks (s. u.). Den ersten Band hat Lumper Franz Stephan Rautenstrauch, dem Abt der Benediktinerabtei Břevnov/Braunau bei Prag, gewidmet und diesen damit besonders herausgehoben. Als Mitglied der Studienhofkommission, der obersten Erziehungsbehörde der Habsburgermonarchie, hatte Rautenstrauch 1774 eine nachhaltige Reform des Theologiestudiums durchgesetzt: die scholastische Spekulation wurde zurückgedrängt, stattdessen sollten Bibelstudien, Patristik, Kirchengeschichte und Pastoral im Mittelpunkt stehen. Er befürwortete die Unterordnung der Kirche unter den Staat und war enger Berater Maria Theresias und Josephs II. Der vierte Band nennt Engelbert Klüpfel mit besonderer Ehrerbietung. Der bedeutende Aufklärungstheologe gilt als der Erneuerer der Freiburger wissenschaftlichen Theologie in dem beschriebenen Sinn. Lumper war sein enger Mitarbeiter und Freund. Er schrieb

³⁰ Vgl. Pirmin Lindner, Die Schriftsteller und Gelehrten der ehemaligen Benediktiner-Abteien im jetzigen Großherzogthum Baden vom Jahre 1750 bis zur Säcularisation, in: FDA 20 (1889), S. 128.

³¹ Vgl. Werner, Lumper, Gottfried, in: Allgemeine Deutsche Biographie (1884), Onlinefassung, <http://www.deutsche-biographie.de/pnd117316032.html> (Aufruf 15.10.2015).

³² Engelbert Klüpfel, *Necrologium Sodalium et Amicorum litterariorum qui autore superst. d. s. obierunt*, Freiburg 1809, S. 253, <http://bsb3.bsb.lrz.de/~db/1007/bsb10070392/images/index.html> (Aufruf 24.01.2016).

1775–1783 für dessen „Nova Bibliotheca Ecclesiastica Friburgensis“, die erste literarische Rundschau des katholischen Deutschland. Außerdem standen die beiden Männer fast zwanzig Jahre lang in einem intensiven Briefwechsel.³³ Den fünften Band hat Lumper Nikolaus Will zugeeignet, Professor für biblische Wissenschaften, dann Patristik, Polemik und Literaturgeschichte an der Universität Freiburg und 1783–1790 Direktor des dortigen josephinischen Generalseminars für die Theologenausbildung. Den siebenten Band schließlich hat Lumper dem Donauwörther Benediktiner Beda Mayr gewidmet. Dieser setzte sich für die Verwendung der deutschen Sprache in der Liturgie ein und ist mit seinen Plänen zur Vereinigung von Katholiken und Protestanten einer der bekanntesten Aufklärungstheologen. All diese Persönlichkeiten stehen für eine katholisch-aufgeklärte Ideenwelt, nämlich Reform der Theologie durch historisch-kritischen Rückgriff auf Bibel und Kirchenväter, Reform der Liturgie durch Verwendung der Muttersprache, Offenheit gegenüber Protestanten und die führende Rolle des Staates auch in kirchlichen Angelegenheiten.

Dass sich Lumper theologisch und kirchenpolitisch in diesem Horizont bewegte, bestätigt sich in den Werken, die er seit den 1780er-Jahren veröffentlichte. 1784 erschien in Ulm „Die römisch-katholische Messe in teutscher Sprache nebst angehängten verschiedenen Gebeten“. Mit dieser Schrift leistet er seinen Beitrag zu dem Anliegen der kirchlichen Reformer in Österreich und Süddeutschland, der katholische Christ solle, statt Rosenkranz betend dem unverständlichen Gemurmel der Priester am Altar beizuwohnen, zu mehr innerer Beteiligung und einem bewussteren Mitvollzug der Messe angeleitet werden. Vier Jahre später legte er seine Überarbeitung der Religions- und Kirchengeschichte des Wittenberger protestantischen Historikers Johann Martin Schröckh vor, die zwei Auflagen erlebte.³⁴ Mangels katholischer Alternativen war dessen ursprüngliches Lehrbuch 1786 von Joseph II. an den erbländischen Universitäten mit der Weisung eingeführt worden, dass der Lehrer der

³³ Georg Pfeilschifter, Ein Briefwechsel zwischen dem Freiburger Dogmatikprofessor Klüpfel und dem Villingener Patristiker Lumper aus den Jahren 1780–1798. In: Festschrift Sebastian Merkle, zu seinem 60. Geburtstag gewidmet von Schülern und Freunden, hrsg. unter Mitw. von Wilhelm Schellberg, Düsseldorf 1922, S. 217–242.

³⁴ Jo. Matth. Schroeckhii historia religionis et ecclesiae christianae. In usus praelectionum catholicorum reformata et aucta, Augsburg 1788; Institutiones historiae ecclesiasticae methodo Schroeckhii publicis praelectionibus accommodatae, Augsburg 1790.

Kirchengeschichte „*die in dem Schröckhischen Werke vorkommenden von der katholischen Lehre abweichenden Sätze durch überzeugende Beweise zu widerlegen habe*“.³⁵ Darüber gab es Unmut, sodass Schröckhs Lehrbuch 1788 durch das des Freiburger Professors Dannenmayer ersetzt wurde. Wenn Lumper im selben Jahr seine Überarbeitung vorlegte, kann man vermuten, dass er mit dem Konzept seines Freiburger Glaubensgenossen nicht völlig einverstanden war und den Ansatz des Wittenberger Protestanten nach wie vor für geeigneter hielt. Klüpfel lobte Lumpers Ergänzungen und Kommentare und meinte, niemand brauche zu befürchten, dass er von diesem Buch in seinen Glaubensüberzeugungen gefährdet oder in Gegensatz zum Papst gebracht werde.³⁶ Schröckh selbst allerdings war weniger angetan. Er hielt Lumper vor, er habe mit „*einer Menge willkürlicher Veränderungen und Zusätze aus der Dogmatik seiner Kirche*“ eine zugleich verstümmelte und überladene Fassung des Lehrbuchs erstellt. Ihn störte insbesondere, dass Lumper seine These, „*der Kirchenschatz von Verdiensten Christi und der Heiligen sey als eine neue Glaubenslehre zur Unterstützung des Ablasses eronnen worden*“, als erdichtet zurückgewiesen hatte. „*Nur so viel ist dogmatisch, sagt der P. Lumper dagegen, daß Christus uns durch seine Verdienste von unsern Sünden abgewaschen und seinem göttlichen Vater für dieselben wahrhaftig genug gethan hat; auch daß wir durch seine Verdienste gerechtfertigt und geheiligt werden. Jener Schatz aber, den der Papst zu vertheilen das Recht haben soll; oder daß den Verdiensten Christi die Verdienste der Heiligen beigefügt würden, welche an Statt einer Zahlung den Gläubigen in den Ablässen angerechnet werden sollten, darf keineswegs eine Lehre der Kirche genannt werden.*“ Offenbar kenne also dieser Schriftsteller „*den Lehrbegriff seiner Kirche und die Geschichte desselben nicht*“ oder verschönere ihn und verwickle sich überdies in Widersprüche.³⁷ Das ist nicht nur Polemik, Lumper scheint in der zentralen Frage von Verdienst und Gnade vom strikt katholischen Pfad ein gutes Stück in Richtung Protestantismus abgewichen zu sein.

³⁵ G. Frank, Schröckh, Johann Matthias, in: Allgemeine Deutsche Biographie 32 (1891), S. 498–501, Onlinefassung, <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118761803.html?anchor=adb> (Aufruf 19.11.2015).

³⁶ Vgl. Erwin Keller, Der Freiburger Theologe Engelbert Klüpfel in seiner Zeitschrift Nova Bibliotheca Ecclesiastica Friburgensis, in: FDA 103 (1983), S. 79.

³⁷ Johann Matthias Schröckh, Christliche Kirchengeschichte, Band 28, Leipzig 1799, S. 42f. (Google Books).

1796 brachte Lumper in Ulm ein weiteres Werk zur praktischen Seelsorge heraus, „Der Christ in der Fasten, das ist: die Fastenevangelien nach dem buchstäblichen und sittlichen Sinn“, eine Erbauungsschrift für den „gemeinen Mann“. Sie enthält für jeden Tag der Fastenzeit das Evangelium der Messe mit einer Texterklärung und einem abschließenden Gebet. Einem Rezensenten in Jena gefiel „die überall sichtbare Tendenz, schädlichem Aberglauben entgegen zu arbeiten“, und dass „in der Auseinandersetzung des sogenannten sittlichen Sinnes nicht die geringste Spur einer schwärmerischen Mystik, wie es bey katholischen Erbauungsschriften gewöhnlich der Fall ist“, anzutreffen sei.³⁸ Parallel zur Abfassung dieser Bücher arbeitete Lumper an seinem „magnum opus“, einer dreizehnbändigen Darstellung der patristischen Literatur.³⁹ Aufschlussreich sind die Voraussetzungen dafür. Klüpfel war der wichtigste Anreger und Förderer, wie Lumper in der Widmung des vierten Bands schreibt. Die Universitätsbibliothek Freiburg besitzt aus den Beständen St. Georgens ein patrologisches Lehrbuch des Brzevnover Benediktiners und Prager Professors Bonifacius Schleichert von 1778, das an der Wiener Universität eingeführt war.⁴⁰ Es trägt den handschriftlichen Vermerk Lumpers, dass er es 1779 aus Messstipendien angeschafft habe⁴¹; offensichtlich diente es ihm zur Orientierung für sein geplantes eigenes Werk. Die Widmung seines ersten Bandes an Rautenstrauch, den Abt von Břevnov und Wegbereiter patristischer Studien in der Habsburgermonarchie, findet hier ihre genauere Erklärung. Für die ersten sechs Bände entnahm Lumper den gewaltigen Stoff mehreren vorliegenden französischen Patrologien⁴² und stellte ihn nach einem durchgängigen Schema neu dar: auf die Vita des jeweiligen Autors folgt die Inhaltsangabe seiner Werke sowie die dogmatische und moraltheologische Einordnung und Bewertung.⁴³ Lumper konnte seine Patrologie nicht zu Ende führen, hat aber zur Einbürgerung patristischer

³⁸ Allgemeine Literatur-Zeitung (ALZ), Ergänzungsblätter, Jg. III, Nr. 28, Jena und Leipzig (1803), S. 224 (Google Books).

³⁹ *Historia theologico-critica de vita, scriptis atque doctrina sanctorum patrum*, 13 Bände, Augsburg 1783–1799.

⁴⁰ P. Bonifacii Schleichert Benedictini Brzewnoviensis, in universitate Carolo-Ferdinanda Pragensi patrologiae et historiae litterariae theologiae professoris regii publici ac ordinarii: *Institutiones Historiae Litterariae Theologiae: ad praescriptum reformationis Vindobonensis usui academicis accommodatae*, Prag 1778.

⁴¹ Vgl. http://dl.ub.uni-freiburg.de/diglit/prn_lumper_gottfried/0001 (Aufruf 23.01.2016).

⁴² Vgl. *Journal historique et littéraire* CLXX (Luxembourg), 15. Mai 1785, S. 107f. (Google Books).

⁴³ Vgl. Keller, Engelbert Klüpfel, S. 41.

Studien im katholischen Deutschland einen wichtigen Beitrag geleistet, was selbst ein kritischer protestantischer Rezensent zugestand.⁴⁴

In seinem Nachruf auf Pater Gottfried würdigt Klüpfel, dass jener sich Tag und Nacht dafür eingesetzt habe, das akademische Niveau, aber auch den Lebenswandel seiner Schüler am Villinger Benediktinerlyzeum zu heben; deshalb sorgte er streng für Disziplin. Letzteres hebt Klüpfel eigens hervor und lässt sich dabei zu einem wahren Ausbruch von anthropologischem Pessimismus hinreißen: Wenn Disziplinlosigkeit ungestraft durchgehe, würden Künste und Wissenschaften besudelt und die Sitten am Ende unmenschlich.⁴⁵ Eine ähnlich pessimistische Annahme von der Natur der Jugend liegt schon der Disziplinarordnung des Villinger Abts Cölestin Wahl (s. u.) von 1766 für das Klostersgymnasium⁴⁶ zugrunde, die während Lumpers Noviziat erlassen wurde und während seiner eigenen Lehrtätigkeit galt. Solche Stellungnahmen mögen zeitty-pischer Pädagogentrhetorik geschuldet sein, vielleicht blitzt in ihnen aber auch ein jansenistisch grundiertes Menschenbild auf. Der Teufel besitze die Seele des Kindes vom Mutterleib an, so 1642 Jean Duvergier de Hauranne, einer der Begründer des Jansenismus; um die Taufgnade zu bewahren, müsse daher die Erziehung in höchstem Maße disziplinierend und autoritär sein; die erzieherische Kontrolle muss den Zögling in vollem Umfang erfassen, behütende Aufsicht, strenge Zucht und harte Strafen sind notwendige Mittel der Erziehung.⁴⁷ Pädagogischer Rigorismus gehört also zu jener religiösen Strömung, der im Österreich des 18. Jahrhunderts führende Persönlichkeiten und viele Benediktiner, auch Rau-

⁴⁴ Vgl. ALZ, Nr. 98, 3. April 1795, S. 17–20.

⁴⁵ „*Quam multae male audiunt, ob collapsam disciplinam? Quot nepotes, fuci, et decoctores paternos nummulos prodigunt impune? Quae dum permittuntur; invidiam incurrunt et contumeliam ipsae artes et scientiae: quasi non, ut praedixit poeta, emollirent mores; sed eos reddant ferocientes, brutos, verbo uno: inhumanissimos.*“ Necrologium, S. 251 f.

⁴⁶ „*Cum adeo ad malum prona sit Juventus, ut nisi motu absterreatur, in omnen perversae vitae licentiam cito sese effundat, non modo proficuum, sed maxime necessarium duximus, nostris in scholis a primis mox annis studiosae Juventuti de ijs providere remedijs, quibus non tam bonarum artium, seu litterarum profectui, quam animarum consulatur saluti, quatenus e Juvenum mentibus vitia primitus et pravi mores eliminentur, ac tunc demum virtutes cum lacte scientiarum instillantur.*“ Leges Scholasticae Pro studiosa Juventute in gymnasio Benedictino Villingano, Generallandesarchiv Karlsruhe (GLAK) 184, Nr. 715.

⁴⁷ Vgl. Gerald Grimm : Die Schulreform Maria Theresias 1747–1775. Das österreichische Gymnasium zwischen Standeschule und allgemeinbildender Lehranstalt im Spannungsfeld von Ordensschulwesen, thesianischem Reformabsolutismus und Aufklärungspädagogik, Frankfurt/M. 1987, S. 207; Winfried Böhm: Entwürfe zu einer Pädagogik der Person: gesammelte Aufsätze, Bad Heilbrunn 1997, S. 216 f. (Google Books).

tenstrauch, trotz des kirchlichen Verbots anhängen. Um auch bei Lumper in seiner Rolle als gestrenger „praefectus gymnasii“ einen Einfluss des Jansenismus auszumachen, ist zwar die Textbasis zu schmal; ganz von der Hand zu weisen ist die Vermutung aber nicht.

Gottfried Lumper war weniger der originelle Forscher, der aus den Quellen neue Ansätze entwickelte, als der Kompilator, der das vorhandene Material sichtet, und der Didaktiker, der vorhandene Ansätze aufgriff, für die Praxis des Lehrens und Studierens ausarbeitete und damit dazu beitrug, dass sie in die Breite wirken konnten. In allen seinen Schriften lässt sich ein gemeinsamer Grund ausmachen: der Christ soll seinen Glauben auch im Verstande begreifen. Dafür müssen die Glaubenswahrheiten anhand der Väter, die am nächsten am Christusgeschehen und der Entstehung der Heiligen Schrift standen, überprüft und bestätigt werden. In der Praxis sollen der bloß äußerliche Vollzug von Riten sowie magische und abergläubische Vorstellungen überwunden werden, stattdessen erwächst aus einem von innen heraus begriffenen Christentum sittliche Vervollkommnung. In diesem Punkt trifft sich Lumper mit dem Josephinismus, der ähnliche Anliegen verfolgte (dass dort die Reform von Glaube und Praxis für Gesellschaft und Staat instrumentalisiert wurde, steht auf einem anderen Blatt). Bei der Erneuerung und Weiterentwicklung der Theologie haben die Protestanten einen Vorsprung, sodass auch Katholiken von ihnen lernen können. Es hat sich eingebürgert, die reformbereite, nüchterne, historisch-kritische, moralisch utilitäre und konfessionell aufgeschlossene Form des Katholizismus im 18. Jahrhundert als „katholische Aufklärung“ zu bezeichnen. Diese zeittypische Ausprägung der „fides quaerens intellectum“ hat Feilmoser aus Villingen in seine Tiroler Heimat und später nach Tübingen mitgenommen. Er wäre in vielen anderen Klöstern Süddeutschlands und Österreichs ebenso in sie eingeführt worden, aber es war nun einmal hier und durch diese Lehrer, dass sich seine „*Grundsätze und Ueberzeugungen*“ herausbildeten und ein Leben lang Bestand hatten.

St. Georgen als Stätte der Gelehrsamkeit

Georg Maurer hatte die Profess unter Abt Anselm Schababerle (1778–1806) abgelegt, Gottfried Lumper war, wie schon erwähnt, noch unter dessen Vorgänger Cölestin Wahl (1757–1778) in das Kloster eingetreten.

Beide Kloostervorsteher schufen Voraussetzungen dafür, dass St. Georgen nach mancherlei Brüchen in den letzten 50 Jahren seines Bestehens eine geistige Spätblüte entfalten konnte. Abt Cölestin konnte an Leistungen seines Vorgängers Hieronymus Schuh anknüpfen. Dieser hatte 1747–1749 den schon lange geplanten Gymnasiumsbaus errichten lassen und so den Geltungsanspruch der Villingener Benediktiner in der Konkurrenz mit der bis dahin wichtigeren Schule der Franziskaner unübersehbar gemacht. Noch in Schuhs Amtszeit kam der junge Trudpert Neugart auf dieses „auf der Höhe der Zeit stehende Gymnasium“.⁴⁸ Er lernte hier neben Latein und Griechisch vielleicht sogar schon Hebräisch und erwarb die Grundlagen, 1759 in der gelehrten Welt St. Blasians sogleich Fuß zu fassen und zu einem bedeutenden Orientalisten und Historiker aufzusteigen. Der dortige Abt Martin Gerbert nennt St. Georgen wegen seiner Pflege der humanistischen, philosophischen und theologischen Studien und der orientalischen Sprachen eine Zierde der Stadt und bezeichnet Cölestin Wahl gar als den „Villingener Apoll“, weil er die wissenschaftlichen Hilfsmittel durch gelehrte neue Werke einschließlich einer mathematisch-naturkundlichen Sammlung ebenso wie durch alte Handschriften vermehrte.⁴⁹ Etwas nüchterner formuliert die „Series Abbatum“: „*Ad studia tam humaniora quam Philosophica et Theologica promovenda munificentissime contulit.*“⁵⁰ Dazu gehört auch, dass Cölestin liturgische Schriften des Klosters drucken ließ.⁵¹ Sein größtes Verdienst liegt im Erhalt und Ausbau des Kloostergymnasiums. Gegenüber den Eingriffen des Staates in das Schulwesen agierte er geschickt⁵², und indem er

⁴⁸ Vgl. Willi Vomstein: Trudpert Neugart und die Einführung der biblischen Sprachen in das Theologiestudium an der Universität Freiburg (Beiträge zur Freiburger Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, 23. Heft), Freiburg 1958, S. 15.

⁴⁹ *Iter Alemannicum, accedit Italicum et Gallicum*, 2. Aufl. St. Blasien 1773, S. 310, http://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb11113162_0005.html (Aufruf 25.01.2016).

⁵⁰ *Series Abbatum Monasterii ad S. Georgium p.J. Villingae in Hercynia Silva*, in: Johann Baptist Schönstein: Kurze Geschichte des ehemaligen (sic) Benediktinerstifts St. Georgen auf dem Schwarzwalde usw., Einsiedeln 1824, hrsg. von Josef Fuchs, Villingen-Schwenningen 1988, o. Pag.

⁵¹ Vgl. GLAK 100, Nr. 18.

⁵² Vgl. Monika Spicker-Beck, *Barockes Theater der Franziskaner und Benediktiner in Villingen*, in: Zersägt. Ein Krimi um barocke Theaterkulissen. Katalog zur Ausstellung Franziskanermuseum Villingen-Schwenningen 30. November 2013 bis 23. Februar 2014, Villingen-Schwenningen 2013, S. 39f.; Michael Tocha, *Abt Cölestin und das Schultheater*, in: *Villingen im Wandel der Zeit, Jahresheft des Geschichts- und Heimatvereins Villingen*, Jg. XXXVII (2014), S. 29f.

seine Kontakte zur vorderösterreichischen Regierung in Freiburg spielen ließ und den einflussreichen Martin Gerbert als Fürsprecher gewann⁵³, erreichte er 1774, dass das Benediktinergymnasium als einzige höhere Schule in Villingen bestehen blieb. 1775 holte er den berühmten „Uhrenpater“ Thaddäus Rinderle aus St. Peter für ein halbes Jahr nach Villingen, um den Mathematikunterricht in Schwung zu bringen. 1777 konnte er noch erleben, dass seine Schule einen philosophischen Kurs einrichten und sich Lyzeum nennen durfte.

Abt Cölestins Nachfolger Anselm Schababerle leitete 28 Jahre lang das Kloster auf dem Höhepunkt seiner wissenschaftlichen und schulischen Leistungen und musste dann die Auflösung hinnehmen. Das Gymnasium förderte er als dessen ehemaliger Präfekt durch eine Reihe von Maßnahmen. So kaufte er gleich zu Beginn seiner Amtszeit den Seyhof bei Fischbach für die beträchtliche Summe von 18 000 Gulden und ließ ihn mit mehreren Wohnzimmern so einrichten, „*daß die Herren Patres Professores sich in den Herbstferien bequem unterhalten konnten*“.⁵⁴ Sollen wir uns die Herren, mit einer Tasse Kaffee vor sich und in Tabakswolken gehüllt, in angeregtem Gespräch über neueste Entwicklungen in den Wissenschaften vorstellen?kehrte also auch in St. Georgen der neue Geist ein, der die klösterliche Askese zurückdrängte und mancherorts einen fast schon bildungsbürgerlichen Lebensstil begünstigte?⁵⁵ Auch die Bibliothek und das Naturalienkabinett ließ Abt Anselm gezielt erweitern. Lumper preist ihn als Mäzen, weil er Maurinerausgaben der Kirchenväter ebenso wie Bücher vieler Fachrichtungen angeschafft habe eingedenk des Ausspruchs „*unseres großen Mabillon*“, dass die Klosterzucht zu allen Zeiten dort blühe, wo die Wissenschaften gepflegt werden.⁵⁶ (Fünf Jahre später allerdings klagt er, dass wegen der Religionsfonds- und der Türkensteuer kaum noch Geld für den Kauf von Büchern übrig sei.⁵⁷) Der gute Bücherbestand hat Pater Gottfried gewiss geholfen, seine große Patrologie zu schreiben, ohne das Kloster

⁵³ Vgl. Korrespondenz des Fürstabtes Martin II. Gerbert von St. Blasien, hrsg. v. d. Badischen Historischen Kommission, bearb. v. Georg Pfeilschifter, Bd. I 1752–1773, Karlsruhe 1931, Nr. 485, 487, 523, 525, 530, 532, 533.

⁵⁴ Schönstein, Kurze Geschichte, o. Pag. (Abschnitt „Abt Anselm Schababer“).

⁵⁵ Vgl. Lehner, Enlightened Monks, S. 27 ff. („The Challenge of a New Lifestyle“).

⁵⁶ Vgl. Historia theologico-critica, Bd. 2, S. 4 f. Lumper schrieb diese Sätze genau 100 Jahre nach Mabillons Besuch in Villingen.

⁵⁷ Vgl. Pfeilschifter, Briefwechsel, S. 235.

verlassen zu müssen. Über die Bibliothek, mit rund 20 000 Bänden umfangreicher als selbst die von Wiblingen, gibt es zahlreiche anerkennende Äußerungen von Zeitgenossen, und es wäre ein wünschenswertes Forschungsziel, die Anschaffung von Büchern in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einmal unter geistesgeschichtlichen Fragestellungen zu analysieren. Das Naturalienkabinett ließ Anselm „mit vielen Requisiten zur Vervollkommnung der Experimental Physik“⁵⁸ ergänzen; diese kamen auch im naturwissenschaftlichen Unterricht zum Einsatz.⁵⁹ Auch in Villingen war man also im Zeitalter der Aufklärung zunehmend aufgeschlossen dafür, die reale Welt statt aus traditionellem Bücherwissen durch Anschauung und Empirie zu erkennen. So stand St. Georgen trotz aller zeitgenössischen Grundsatzkritik an den Klöstern und ihren immer noch humanistischen Schulen mit seinen Professoren und dem Verbund von Lyzeum, Bibliothek und Naturalienkabinett durchaus auf der Höhe der Zeit. Das Angebot Abt Anselms an seinen Amtsbruder in Fiecht, Novizen zum Studium in Villingen aufzunehmen, zeugt daher auch von einem entsprechenden Selbstbewusstsein.

Wie das obige Zitat Franz Joseph Sulzers belegt, bezog Abt Anselm zu Beginn seiner Amtszeit auch inhaltlich Position, indem er sich im Bund mit dem Prior Bernhard Lenz und Gottfried Lumper auf die Seite Georg Maurers gegen dessen Kritiker stellte. Demnach neigten die führenden Persönlichkeiten im Kloster einem theologischen Rationalismus zu. Dass „vernünftige Gedanken“ im Sinne Christian Wolffs in der Professorschenschaft heimisch waren, ist zu erwarten und in dem Hinweis belegt, Pater Martin Bayer sei ein „*gewandter Wolfianer*“ (sic) gewesen⁶⁰, und Kant wurde, wie erwähnt, durch Maurer im Kloster rezipiert. Man wird dieser Gruppe aufgeklärter Mönche auch Pater Cölestin Spegele zurechnen können, den Lehrer für Mathematik und biblische Sprachen, der 1812 Rektor der neuen theologischen Hochschule in Ellwangen wurde. Vertreten war allerdings auch die andere Richtung, als deren Stimme Pater Johann Baptist Schönstein gelten kann. Er schreibt nicht mit wissenschaftlichem Anspruch, sondern als frommer Seelsorger und hat eine Fülle von kleinen

⁵⁸ Schönstein: Kurze Geschichte, o. Pag. (Abschnitt „Abt Anselm Schababer“).

⁵⁹ Vgl. Philipp Ludwig Hermann Röder, Geographisches Statistisch-Topographisches Lexikon von Schwaben, Bd. 2, Ulm 1792, S. 896; Peter Graßmann, Die Welt im Kabinettschrank. Zur Kunst- und Naturalienkammer der Villingener Benediktiner, in: Villingen im Wandel der Zeit, XXXVIII (2015), S. 31–42.

⁶⁰ Vgl. Dürr, Gedenkbüchlein, S. 3.

Werken zur christlichen Glaubenspraxis vorgelegt.⁶¹ In seinem Rückblick auf die Geschichte St. Georgens (1824) zeigt er sich auch fast 20 Jahre nach dessen Aufhebung mit seinem Kloster verbunden, während manche seiner Mitschüler und Mitbrüder, wie Lukas Meyer oder Franz Sales Wocheler (s.u.), von „Änderungssucht“ befallen waren, wie der letzte Abt von St. Peter die aufklärerische Abneigung selbst vieler Mönche gegen das Mönchsleben bezeichnete. Die Französische Revolution und ihre Folgen lehnt er ab und macht in letzter Instanz die Philosophie der Aufklärung für alle Auswüchse verantwortlich: „Die Saat eines Voltairs, Roussaus, d’Alembert, Diderots und der Enzyklopädisten gieng auf. Eine oberflächlich witzelnde Philosophie trat mit frechem Hohne allem Heiligen entgegen.“⁶² Das ist mehr als eine Einzelstimme, auch wenn die tonangebenden Persönlichkeiten im Kloster um 1800 noch von dem in Österreich lange nachwirkenden thesesianisch-josephinischen Vernunftdenken geprägt blieben. So war auch St. Georgen, obgleich in einer die Zeiten überwölbenden Glaubens- und Geisteswelt begründet, doch keineswegs von den Strömungen und Widersprüchen des Zeitgeists abgeschirmt.

Mit der gezielten Förderung von Bildung und Wissenschaft nahmen die letzten Äbte St. Georgens eine Tradition wieder auf, die nach vielversprechenden Ansätzen gegen Ende des 17. Jahrhunderts abgebrochen war. Die Rede ist von den umfangreichen Aktivitäten des Priors und Abts Georg III. Gaisser (Profess 1656, Abt 1685–1690). Er war selber Verfasser mehrerer Werke zu philosophischen Fragen und zur Ordensgeschichte⁶³, vor allem aber ein vielseitiger Bildungsnetzwerker. Als Sekretär der schwäbischen Benediktinerkongregation hatte er einen wichtigen Anteil daran, dass diese sich am Unterhalt der Salzburger Universität und ihrer Tochterakademie in Rottweil beteiligte. In Villingen betrieb er gezielt den Ausbau des Gymnasiums an seinem Kloster. Von besonderer Bedeutung ist seine Zuarbeit für Jean Mabillon in Saint-Germain-des-Prés in Paris: Seit 1679 unterhielt er mit ihm einen Briefwechsel⁶⁴ und gilt als sein frühester Mitarbeiter im deutschen

⁶¹ Vgl. Lindner, Die Schriftsteller und Gelehrten, S. 124f.

⁶² Kurze Geschichte, o. Pag. (Abschnitt „Frankreichs Empörung“, Rechtschreibung beibehalten).

⁶³ Verzeichnis unter http://www.worldcat.org/search?q=au%3AGeisser%2C+Georg.&q=hot_author (Aufruf 28.12.2015).

⁶⁴ Die Bibliothèque Nationale in Paris bewahrt 82 Briefe Gaisers an Mabillon auf, die seit 2012 online eingesehen werden können, <http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/btv1b9064310m>, S. 81 ff. (Aufruf 28.12.2015).

Sprachraum⁶⁵; Mabillon selbst bezeichnet ihn als „*studiorum nostrorum fautor singularis*“.⁶⁶ Durch Gaisser wurde Villingen zum Knoten im deutschen Netzwerk der Mauriner: er schrieb zahlreiche Briefe an Ordensbrüder in Süddeutschland und der Schweiz und bat um Handschriften für Mabillon, diese wurden dann oft zunächst Gaisser anvertraut und von ihm nach St. Germain geschickt und kamen über ihn wieder zurück, ebenso wurden Briefe aus Einsiedeln, St. Gallen oder Muri in Villingen gesammelt, hier zu Paketen geschnürt und weiter nach Paris befördert.⁶⁷ 1683 begegneten sich die beiden Männer, als Mabillon bei einer Bibliotheksreise nach Bayern und in die Schweiz auf dem Rückweg in Villingen Station machte.⁶⁸ Außer mit und für Mabillon korrespondierte Gaisser mit dem Bollandisten Papebroch, Georg Gobat SJ in Konstanz⁶⁹, dem Benediktinerkardinal Josef de Aguirre und mit Ordensbrüdern in Melk, Weingarten, Reichenau und St. Gallen, dort besonders intensiv und freundschaftlich mit dem Bibliothekar Pater Hermann Schenk.⁷⁰ Eine Edition dieser Briefe würde wichtige Erkenntnisse darüber liefern, wie sich die „benediktinische Gelehrtenrepublik“ herausbildete. Denn dadurch würde ein weit gespanntes Netzwerk sichtbar werden, das vermutlich dem der Brüder Pez⁷¹ kaum nachsteht, aber schon Jahrzehnte vor diesem geknüpft wurde. Und es würde sich die Frage stellen, ob nicht, weniger wegen seiner eigenen Werke als wegen seines Einsatzes für Mabillon, der Titel des „ersten deutschen Mauriners“ vielleicht Georg Gaisser zusteht. Aber Gaisser war eine Ausnahme, herausgehoben über die Möglichkeiten seines Klosters. Er starb zu früh – 1690 im Alter von 51 Jahren. Außer ihm gab es in St. Georgen niemanden, der die Ordensgeschichtsschreibung im Sinne der

⁶⁵ Vgl. Quarthal, *Reformation*, S. 335.

⁶⁶ Io[annes] Mabillon, *Iter germanicum*, Hamburg 1717, S. 95, vgl. Christian Roder, Das Benediktinerkloster St. Georgen auf dem Schwarzwald, hauptsächlich in seinen Beziehungen zur Stadt Villingen, in: FDA NF. 6 (1905), S. 41.

⁶⁷ Vgl. Gall Heer, Johannes Mabillon und die Schweizer Benediktiner. Ein Beitrag zur Geschichte der historischen Quellenforschung im 17. und 18. Jahrhundert, St. Gallen 1938, S. 118, 120, Anm. 75.

⁶⁸ Vgl. Roder, St. Georgen, S. 41f.; Michael Tocha, Starthilfe aus Zwiefalten, *Impulse aus Paris*, in: *Villingen im Wandel der Zeit*, XXVIII (2015), S. 25.

⁶⁹ Vgl. GLAK 100, Nr. 404.

⁷⁰ Vgl. Heer, Johannes Mabillon, S. 116f.

⁷¹ Vgl. Der digitalisierte Pez-Nachlass, http://www.univie.ac.at/monastische_aufklaerung/de/pez-nachlass-digital/ (Aufruf 01.03.2016).

Mauriner hätte voranbringen können.⁷² Der Ausbau des Gymnasiums geriet ins Stocken, der Bau von Kirche und Konvent verschlang alle Mittel. Erst nach der Mitte des 18. Jahrhunderts konnte St. Georgen unter günstigeren Bedingungen das intellektuelle Profil wieder ausprägen, das es durch Georg Gaisser schon einmal erreicht hatte.

Die hier beschriebene Lehrer-Schüler-Konstellation wäre nicht vollständig ohne Feilmosers Mitschüler. Dabei ist zu unterscheiden zwischen den Schülern am Kloostergymnasium, im Schnitt 50–70, und einigen wenigen klösterlichen Hausstudenten, zu denen die beiden Gäste aus Tirol gehörten. Beide Gruppen dürften eher wenig Kontakte miteinander gehabt haben, wurden aber von denselben Professoren unterrichtet. Bei vielen Schülern des Gymnasiums gibt es keine Quellen über ihre weiteren Lebenswege. Die Mehrzahl derer, die wir kennen, zeigen als Erwachsene eine Tendenz zum Rationalismus und sind Anhänger Wessenbergs. Das ist z. B. der Fall bei dem liberalen Geistlichen Victor Keller (1760–1827), Lukas Meyer (1774–1821), dem gelehrten Pfarrer von Gurtweil, oder Philipp Jakob Nabholz (1782–1842), dem Pionier der Lehrerbildung in der Schweiz und in Baden.⁷³ Zwar lassen sich ihre „*Grundsätze und Ueberzeugungen*“ nicht so belegbar von der Lehrerschaft und dem geistigen Klima St. Georgens herleiten, wie das bei Feilmoser möglich ist. Ihre schulische Prägung erfolgte in einer frühen Phase, andere Einflüsse überlagerten sie, vor allem ist ihr Studium an der Universität Freiburg, einer Kaderschmiede der katholischen Aufklärung, nicht gering einzuschätzen. Aber sie waren „unbeschriebene Blätter“, als sie an das Villingener Gymnasium kamen, Jungen aus armen und bildungsfernen Familien, befangen in ländlichen Traditionen und ohne eigenen Standpunkt zu den Denkströmungen der Zeit. Dass die Schule eine erste Weichenstellung in die spätere Richtung bewirkte, liegt daher nahe.

Sehr viel deutlicher sind diese Zusammenhänge bei Franz Sales Wocheler (1778–1848), dem anderen Kommilitonen Feilmosers im klösterlichen Hausstudium. Er war der Sohn eines mittellosen Dorfschullehrers aus Ballrechten bei Staufen und kam im Alter von 12 Jahren zu den Benediktinern nach Villingen. Sie müssen seine Neigung zu Bildung und

⁷² Vgl. Quarthal, *Reformation*, S. 336.

⁷³ Vgl. Michael Tocha, *Benediktinerschüler und ihre Lebenswege*, in: *Villingen im Wandel der Zeit XXXIX* (2016), S. 19ff.

Gelehrsamkeit geweckt haben, denn nach seiner Schulzeit trat er 1797, wie er in einem Brief an Wessenberg schreibt, aus „*Studiensucht*“ und wegen der vortrefflichen Bibliothek in das Kloster ein. „*Hier überließ ich mich mitten unter den mannigfaltigen Stürmen dieser Zeit einzig meinem Streben nach Wissenschaften und studierte [...] die Theologie vom Jahre 1797–1801.*“⁷⁴ Von einer religiösen Motivation ist nicht die Rede. 1801 wurde er Lehrer der Grammatik am Klostergymnasium, nach seiner Priesterweihe 1802 Seelsorger im benachbarten Pfaffenweiler, wie vor ihm Lumper. Dort trat er ganz wie ein josephinischer Pfarrherr auf. Sein Anliegen war die „*Einführung einer vernünftigen und geschmackvollen Gottesverehrung bei häuslichen und kirchlichen Andachten*“.⁷⁵ Traditionelle Bettage und Bittgänge nach Villingen und Herzogenweiler schaffte er ab und ersetzte sie durch Betstunden mit Predigt. Dabei sprach er über „*Gebeth, Vorsehung, Arbeitsamkeit, Verhalten in itzigen Zeiten, einige häußliche Angelegenheiten, besonders Schutzpocken*“.⁷⁶ Auch bei Wocheler tritt also die Aufgabe, die Menschen ihrem ewigen Heil entgegenzuführen, hinter der Erziehung eines edlen, humanen Menschentums und der Sorge um die irdische Wohlfahrt zurück⁷⁷, das „*moralische Utilitätsprincip*“⁷⁸ des Aufklärungschristentums ist bei ihm besonders ausgeprägt. Ebenso teilt er dessen Toleranz gegenüber anderen Konfessionen; im Gottesdienst der Herrnhuter Brüdergemeine in Königfeld sieht er so viel Ehrfurcht und Andacht, „*dass der dabei erscheinende Katholik wahrhaft erst beschämt wird*“.⁷⁹ Wocheler verbrachte als Schüler, Novize, Mönch und Weltpriester zwanzig entscheidende Jahre im Villingener Benediktinerkloster. Zwar gibt es bei ihm keinen ausdrücklichen Beleg wie bei Feilmoser, aber die Annahme ist zwingend, dass seine aufgeklärten Standpunkte durch seine Lehrer und Mitbrüder dort geprägt worden sind.⁸⁰

⁷⁴ Wocheler an Wessenberg, 26. 10. 1809, zit. nach Michael Raub, Von der Baar an den Bodensee, Franz Sales Wocheler – Ein Mönch aus Villingen, Pfarrer und Bildungsreformer in Überlingen, in: Schriften der Baar 59 (2016), S. 33.

⁷⁵ Wocheler an Wessenberg, 27. 5. 1809, zit. nach ebd. S. 34.

⁷⁶ Ebd., S. 35.

⁷⁷ Vgl. Franz Schnabel, Deutsche Geschichte Bd. IV, S. 12, vgl. auch Raub, Franz Sales Wocheler, S. 37.

⁷⁸ Johann Baptist Lüft, Liturgik, oder Wissenschaftliche Darstellung des katholischen Cultus, Band 1, Mainz 1844, S. 190 (Google Books).

⁷⁹ Wocheler an Wessenberg, 18. 1. 1810, zit. nach Raub, Franz Sales Wocheler, S. 39.

⁸⁰ Vgl. Hermann Schmid, Franz Sales Wocheler, ehem. Stadtpfarrer von Überlingen. Biographische Notizen, in: FDA 97 (1977), S. 566.

Welche Bilanz haben die Villingener Benediktiner um 1800 vorzuweisen? Mönche wurden im 18. Jahrhundert gern als abergläubisch und unnütz belächelt oder gehasst, das Mönchtum war gewissermaßen der Lieblingsfeind der Aufklärung.⁸¹ Das gilt nicht nur für französische Atheisten und Agnostiker, sondern auch für den auf seine Weise durchaus frommen Joseph II. und sogar für Männer der Kirche einschließlich selbst mancher Mönche: Thaddäus Rinderle verkündete bei seiner Antrittsvorlesung als Mathematikprofessor in Freiburg, die Klöster müssten sich aus den „*alten Fesseln der Sklaverei des Mönchtums*“ lösen⁸², Wocheler wollte nach der Aufhebung St. Georgens nur unter der Bedingung, dass mit der Schule keine Mönchsgemeinschaft verbunden sei, weiterhin am Villingener Pädagogium unterrichten⁸³; Feilmoser zog es vor, nicht mehr in sein Kloster zurückzukehren, nachdem es 1816 wiederhergestellt worden war, auch für ihn stand der Weltpriester über dem Mönch.⁸⁴ Freilich sind Differenzierungen angebracht, Kapuziner etwa zogen mehr Kritik auf sich als Augustiner oder Benediktiner. Diese schlugen im 18. Jahrhundert in den großen Abteien zwischen Břevnov und St. Blasien, zwischen Fulda und Fiecht einen Kurs hin zur Wissenschaft im Geist der Zeit ein, und auch das kleine Villingen zog in diese Richtung mit. In einer Epoche, in der nicht nur das Mönchtum sowieso, sondern das Christentum als Ganzes infrage stand, sollte gerade auch mithilfe der neuen Philosophie eines Christian Wolff oder Immanuel Kant die Möglichkeit des Glaubens neu gedacht werden, was Martin Bayer und Georg Maurer versuchten und Letzterer an seinen Schüler Feilmoser weitergab. Der Glaube selbst war nicht mehr mit scholastischen Spitzfindigkeiten, sondern durch Rückgriff auf Bibel und Kirchenväter neu zu erschließen, wofür Maurer und Cölestin Spegele die Sprachkenntnisse vermittelten und Gottfried Lumper das Material auf-

⁸¹ Vgl. Hans Otto Mühleisen, *Der „Hintersinn“ der Bilder. Embleme barocker Klosterbibliotheken, Rätsel und Argument. Sonderdruck aus: Machtwechsel der Bilder. Bild und Bildverstehen im Wandel*, Zürich 2012, S. 251.

⁸² Konstantin Maier, *Bildung und Wissenschaft in schwäbischen Klöstern bis zum Vorabend der Säkularisation*, in: Hans Ulrich Rudolf (Hrsg.), *Alte Klöster, neue Herren. Die Säkularisation im deutschen Südwesten 1803. Aufsätze, erster Teil, Vorgeschichte und Verlauf der Säkularisation*, Ostfildern 2003, S. 226.

⁸³ Vgl. GLAK 184, Nr. 734.

⁸⁴ Vgl. Thomas Naupp, *Das theologische Hausstudium im Benediktinerstift Fiecht. Bis zur ersten Aufhebung 1807 und der Hochschulprofessor Andreas Benedikt Feilmoser (1777–1831)*, in: *Der Schlern* 57 (2012), S. 55f.

bereitete. Eine historische Sichtweise überwand die Abgrenzung der christlichen Konfessionen voneinander und ließ erkennen, dass Protestanten Antworten auf Fragen hatten, die auch Katholiken stellten – „*was gut ist, soll man auch an Akatholiken nicht verkennen*“.⁸⁵ Deshalb gab Lumper Ende der 1780er-Jahre fast alles verfügbare Geld für Bücher von Protestanten aus, an deren Mangel die Klosterbibliothek bislang gelitten habe, wie er 1789 in einem Brief an Klüpfel schreibt.⁸⁶ Auch in Villingen waren die Benediktiner so tolerant, fortschrittlich und aufgeklärt, wie das Mönchen möglich war. Ebendies würdigt einer ihrer Schüler, Philipp Wilhelm Rappenegger (1788–1858), der später am Gymnasium in Mannheim unterrichtete, wenn er aus dem Abstand von fast 40 Jahren zurückblickt: „*Wie liebevoll und wie verständig diese ehrenwerten Männer waren, ist mir erst in späterer Zeit recht klar geworden. Wenn sie uns Geschichte lehrten, so vernahmen wir nie ein verunglimpfendes Wort über Luther oder einen andern der Reformatoren; nie suchten sie den Grund zur Intolleranz [sic] in unsere jungen Gemüther zu pflanzen. Dafür bin ich ihnen meiner gegenwärtigen persönlichen Stellung wegen zu besonderem Danke verpflichtet. Und diese Männer waren Mönche.*“⁸⁷

⁸⁵ Wocheler an Wessenberg, 18. 1. 1810, zit. nach Raub, Franz Sales Wocheler, S. 39.

⁸⁶ Vgl. Pfeilschifter, Briefwechsel, S. 235.

⁸⁷ Vgl. Dürr, Gedenkbüchlein, S. 19.

Die Erlebnisse der Fürstin Katharina von Hohenzollern im Kloster Sant'Ambrogio*

Von Gregor Patt (Hrsg.)



Abb. 1: Katharina von Hohenzollern-Sigmaringen, um 1890.

* Ein Transkriptionsprojekt des 53. Fachhochschullehrgangs der Archivschule Marburg. Dank und Anerkennung gebühren Helmut Henschel, Teresa Traupe, Nele Müller, Annabell Engel, Sarah Greve, Michaela Hayer, Nathalie Huck, Jan Klein, Andreas Münzer, Annalena Schäfer und Julian Wolff; Kritik und Verbesserungsvorschläge sind an den betreuenden Dozenten zu richten. Bildnachweise auf Seite 240.

Es gibt kaum ein historisches Sachbuch, dem in den letzten Jahren ein solcher Erfolg beschieden gewesen ist, wie *„Die Nonnen von Sant’Ambrogio. Eine wahre Geschichte“*^I aus der Feder des Münsteraner Kirchenhistorikers Hubert Wolf. Wolf schildert in der *„exzellent recherchierte[n] Story“* im Stile eines Kriminalromans *„die Geschichte der Prinzessin Katharina von Hohenzollern-Sigmaringen (1817–1893)“*^{II}, die nach zweifacher Verwitwung und einem gescheiterten ersten Klosteraufenthalt [im Elsass, G.P.] auf Anraten ihres Beichtvaters, des [überaus konservativen, zum Mystizismus neigenden, G.P.] Kurienkardinals Karl August von Reisach^{III}, in das Kloster [...] Sant’Ambrogio in Rom ein[tritt]^{IV}. Schon unmittelbar nach Beginn ihres Noviziats im Jahr 1858 sieht sich die Fürstin jedoch mit sittlichen und strafrechtlichen Vergehen in ungeahntem Ausmaße konfrontiert, die in Mordanschlägen auf ihre Person, einer spektakulären Flucht im Juli 1859 und letztlich sogar in der Aufhebung der Gemeinschaft gipfeln. Im Rahmen des in diesem Zusammenhang von Katharina angestregten Inquisitionsprozesses treten massive strukturelle Probleme zutage. Insbesondere sexuelle Verfehlungen und disziplinarische Auswüchse scheinen in dem von der charismatischen Mystikerin Maria Agnese Firrao († 1854)^V um 1800 ins Leben gerufenen Konvent seit der Gründung üblich und somit systemimmanent gewesen zu sein. Zugleich zeigt sich im Laufe des minutiös dokumentierten Prozesses aber auch, dass zwei Personen Ende der 1850er-Jahre erheblich zu einer Ausweitung und Vertiefung der skandalösen Zustände beigetragen haben. Hierbei handelt es sich zum einen um die *„junge und attraktive Novizenmeisterin“*^{VI} Maria Luisa Ridolfi^{VII}, die im Ruf angemaßter Heiligkeit steht, ihre Machtposition systematisch missbraucht und letztlich auch vor Gewalttaten und Mordanschlägen nicht zurückschreckt. Zum anderen spielt der deutsche Jesuit Joseph Kleutgen (1811–1883)^{VIII}, der unter dem Pseudonym Giuseppe Peters in Sant’Ambrogio als zweiter Beichtvater aktiv ist, eine überaus dubiose Rolle. Er unterhält nicht nur ein intimes Verhältnis mit der Novizenmeisterin, sondern tut auch alles, um deren kirchenrechtlich problematische Machtposition weiter zu stärken bzw. ihre schwerwiegenden Vergehen zu vertuschen.

Da Kleutgen zu den renommiertesten Theologen im Umfeld Papst Pius’ IX. († 1878) zählte und auch andere Fürsprecher der Nonnen zu den einflussreichsten römischen Klerikern ihrer Zeit gehörten^{IX}, vermag es kaum zu überraschen, dass das Buch mehr ist als eine wahre (Kriminal-)Geschichte. Insbesondere die Tatsache, dass Kleutgen vergleichs-



Abb. 2: George Peter Alexander Healy, Pius IX., 1871.

weise milde bestraft wurde und in der Folgezeit noch als wichtiger theologischer Ratgeber Papst Pius' IX. in Erscheinung getreten ist, belegt die hohe politische Brisanz des Falls. So konstatiert Wolf, hinter den Nonnen habe „*ein Netzwerk [...] mit besten Kontakten zum Papst*“^X gestanden, welches die Auswüchse gedeckt und überhaupt erst möglich gemacht habe. Nahezu zwangsläufig ergeben sich somit weiterführende (kirchen-)historische bzw. theologische Fragen. Dass religiöse Überzeugungen, Machtstrukturen und Personalentscheidungen in der römischen Kirche des 19. Jahrhunderts Entwicklungen wie in Sant' Ambrogio nicht nur begünstigten, sondern vielleicht sogar verursachten, ist daher die große weiterführende These des Münsteraner Kirchenhistorikers. Durchgängig steht die Frage im Raum, ob man die dogmatischen Festlegungen während des Pontifikats Pius' IX. von Strukturen trennen kann, die in den Akten über den Inquisitionsprozess zu Sant' Ambrogio schlaglichtartig und in allen Einzelheiten zutage treten. Es fällt schwer, sich nach Lektüre des Buchs des Eindrucks zu erwehren, dass kirchenpolitische sowie theologische Trends, Überzeugungen und Entschei-

dungen während der „ultramontanen Jahrzehnte“ Mitte des 19. Jahrhunderts ein Binnenklima entstehen ließen, in dem Auswüchse wie in Sant’Ambrogio gedeihen konnten, wenn nicht sogar mussten.

Vor diesem Hintergrund kommt dem Erlebnisbericht^{XI}, den die Fürstin knapp elf Jahre nach den Ereignissen ihrer Vertrauten Christiane Gmeiner^{XII} diktierete, besondere Bedeutung zu. Abgesehen von den quellenkundlichen Problemen, die retrospektiv verfasste, autobiografische Berichte unmittelbar Beteiligter ohnehin mit sich bringen, bietet er eine von den Akten des Inquisitionsprozesses deutlich abweichende Schilderung der Ereignisse, die ihrerseits Rückschlüsse auf (Selbst-)Wahrnehmung, Denkstrukturen und Kirchenbild eines tiefreligiösen Menschen des 19. Jahrhunderts wie der Fürstin von Sigmaringen bietet. Wie Wolf gezeigt hat, irrt, wer glaubt, die Akten der Inquisition böten als Ergebnis eines „*moderne[n] Hexenprozess[es]*“ eine völlig irreführende Sicht der Dinge.^{XIII} Stattdessen ist es vielmehr der Erlebnisbericht, der angesichts der furchtbaren Erfahrungen der Fürstin ob seiner Zurückhaltung überrascht. Grundsätzliche Kritik an auf charismatische Führungspersönlichkeiten ausgerichteten Gemeinschaften wie Sant’Ambrogio findet sich nicht. Mögliche in Lebensform und Ausrichtung des Klosters begründete strukturelle Ursachen der Missstände werden vollständig ausgeklammert. Obwohl sich die Fürstin in der Folgezeit von mystisch geprägten Orden wie den Nonnen von Sant’Ambrogio ab- und den vergleichsweise „liberalen“ Benediktinern aus St. Paul vor den Mauern bzw. Beuron zuwandte, verzichtet sie auf Kritik an den mystifizierenden, stark spirituell geprägten Neugründungen des 19. Jahrhunderts.

Die Verantwortung für die Verbrechen schreibt Katharina vor allem der weiblichen Hauptprotagonistin zu. Kritik an den involvierten Klerikern äußert sie bestenfalls zwischen den Zeilen; insbesondere Giuseppe Peters alias Joseph Kleutgen kommt in ihrem Bericht vergleichsweise gut weg.^{XIV} Obgleich von der Inquisition als an allen kirchen- und teilweise auch strafrechtlich relevanten Verbrechen beteiligter Häretiker verurteilt, sieht Katharina in ihm weniger einen (Mit-)Täter als ein weiteres Opfer. Wie es der Novizenmeisterin gelingen konnte, einen großen Theologen und gelehrten Priester derart hinter das Licht zu führen, gehört zu den zentralen Themen des Christiane Gmeiner diktiereten Berichts.^{XV} Dass dies der Verfasserin selbst bewusst war, wird insbesondere auf den Blättern 50 bis 52 deutlich: Ausführlich geht die Fürstin auf die Frage ein, was eine „*ungebildete [...] Nonne, deren*

geringe Kenntniße selbst der Religionswahrheiten ihm wohl bekannt war“, zu solchen Taten befähigte. Versteigt sie sich in diesem Zusammenhang zu Überlegungen zur Wirkung von Frauen auf Männer, die aus heutiger Sicht sogar amüsant erscheinen mögen, so darf dies nicht den Blick darauf verstellen, dass hier eine unverrückbare Grundannahme zum Ausdruck kommt: Der geweihte und später zum – wenn auch inoffiziellen – Haus- und Hoftheologen des Papstes aufgestiegene Kleutgen kann schlechterdings nicht in die Verbrechen der Nonne verwickelt sein; er „muss“ einer perfiden Täuschung zum Opfer gefallen sein. Schenkt man Katharina von Hohenzollern-Sigmaringen Glauben, dann fehlte es ihm schlichtweg an Erfahrung und Menschenkenntnis. Ja, sie hält sogar ausdrücklich fest, dass möglicherweise sogar nur ein Heiliger(!) die Absichten der Novizenmeisterin hätte durchschauen können. Obwohl das Verhalten Kleutgens jedem Leser des autobiografischen Berichts ebenso suspekt erscheinen muss wie später auch den Vertretern der Inquisition, hält Katharina unverrückbar daran fest, dass Kleutgen nicht nur ein Mann von großer „*Gelehrsamkeit*“ und herausragendem „*Verstand*“ war, sondern auch über einen „*festen Charakter*“ verfügte. Als der hoch angesehene Neuscholastiker Kleutgen wegen seiner undurchsichtigen Rolle in der Affäre von alt-katholischen Theologen im Jahre 1879 angefeindet wurde, schrieb die Fürstin ihm sogar einen Brief, der fast schon apologetisch nochmals über den hier edierten Bericht hinausgeht.^{XVI} Kann der Leser mit Hubert Wolf in der Anklageschrift, die 1859 am Anfang des Inquisitionsprozesses stand, zumindest noch Spuren tiefer Enttäuschung über den unfähigen Beichtvater finden^{XVII}, so ist nun von „*Beweise[n] priesterlicher Sorgfalt*“^{XVIII} sowie „*wohlwollender Anteilnahme*“^{XIX} während des Aufenthalts im Skandal-kloster, ja sogar von „*lügenhafte[n] Verfolgungen*“^{XX} seitens der Alt-Katholiken die Rede. Ganz offensichtlich ist somit auch das hier edierte Egodokument nicht nur Bericht über die Ereignisse im Kloster Sant' Ambrogio, sondern auch Zeugnis für das Priester- und Kirchenbild der Verfasserin.

Hiermit könnte man es bewenden lassen, wenn diese Feststellung nicht doch die Frage aufwerfen würde, ob der Bericht somit zumindest in Ansätzen eine andere Interpretation zulässt, als Wolfs meisterhafte Analyse der Inquisitionsakten glauben machen möchte. Wenn Wolf den gesamten Prozess als eine Art Stellvertreterkrieg zwischen der reaktionären, ultramontanen, „jesuitischen“ Partei am päpstlichen Hof um



Abb. 3: Titelblatt eines Bandes von „Die Theologie der Vorzeit vertheidigt“.

Mit diesem Buch wurde Joseph Kleutgen alias Giuseppe Peters während und nach seiner Zeit in Sant’Ambrogio zum Vordenker von Neuscholastik und Antimodernismus.

Kardinal von Reisach, Kardinal Patrizi bzw. Kleutgen auf der einen sowie den eher reformbereiten, aufgeklärten „Modernisten“ um Katharinas Cousin Gustav Adolf bzw. die Benediktiner aus St. Paul vor den Mauern und später Beuron auf der anderen Seite interpretiert, dann vermag eine intensive Beschäftigung mit dem Bericht eine solche Deutung zwar nicht zu widerlegen, verdeutlicht aber doch ihre Grenzen. Katharina ist und bleibt eine typische Vertreterin des Katholizismus ihrer Zeit. Die Auswüchse in Sant’Ambrogio sind einfach zu viel für die gebildete Frau aus aristokratischem Hause; dennoch teilt sie viele der Grundannahmen ihrer Mitschwestern und Beichtväter. Folglich fällt es vielleicht doch schwerer, einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen neuscholastischer Theologie und „Anfälligkeit“ für Wunderglauben zu konstruieren, als Wolf andeutet.

So lässt Katharina nicht einmal zwischen den Zeilen Zweifel an ihrer Treue zur Kirche aufkommen. In ganz besonderer Weise gilt dies für die große Frage der Wundergläubigkeit, die Wolf zumindest implizit immer wieder als Charakteristikum der ultramontanen Neuscholastiker um Kleutgen und andere kritisiert und kausal mit der „mittelalterlichen“ Gedankenwelt dieser Kleriker verknüpft. Selbst wenn man in Rechnung stellt, dass dem Bericht an einigen Stellen eine retrospektive Selbststilierung zu eigen ist, bleibt festzuhalten, dass Katharina in vielem ihren Mitschwestern in Sant’Ambrogio doch ähnlich gewesen sein muss. Angefangen bei ihrer Entscheidung für ein Kloster mit besonders ungebildeten Mitschwestern (Bl. 10) über das Verlangen nach einem geweihten Kreuz (Bl. 43) bis hin zu ihrem Verhalten angesichts der Mörder, das selbst für einen Menschen des 19. Jahrhunderts wohl kaum selbstverständlich gewesen sein dürfte: Statt sich auf alle erdenkliche Art und Weise der Aufnahme des Giftes zu erwehren, vertraut sie auf die heilende Kraft ihres Glaubens. Dass es sich hierbei nicht um eine reine Schutzbehauptung handelt, um dem Vorwurf mangelnden Gottvertrauens zu entgehen, wird insbesondere daran deutlich, dass sie auf Empfehlung ihres „liberalen“(!) Cousins ausgerechnet den Rosenkranz ihres Onkels Leopold Alexander († 1849) als eine Art Berührungsreliquie nutzt (Bl. 67). Leopold Alexander galt seinen Zeitgenossen als Wunderheiler und war unter dem Pontifikat Pius’ VII. deshalb sogar gemäßregelt worden. In vielerlei Hinsicht steht er folglich exemplarisch für den fast schon spiritistischen Wunderglauben, den Wolf an der Partei um Reisach und Patrizi außerordentlich kritisch hervorhebt und den er auf

untrennbare Art und Weise mit den vertretenen – oftmals neuscholastischen – theologischen Positionen verwoben sieht. Dem ist entgegenzuhalten, dass auch Katharina von Hohenzollern-Sigmaringen die „Kraft“ ihres Onkels noch um 1870 für eine Selbstverständlichkeit hielt. Dies ist durchaus beachtenswert, weil sie zu diesem Zeitpunkt bereits seit knapp acht Jahren unter dem Einfluss der Mönche aus Beuron stand, die Wolf der „theologischen Alternative“ zurechnet.

An dieser Stelle besteht sicherlich die Gefahr, Wolfs Position zu überzeichnen und ihm Deutungen zu unterstellen, die er in einer solchen Radikalität gar nicht vertritt. Tatsächlich ist er weit davon entfernt, Katharina selbst und nicht ihre „*Seelenführer*“ (Bl. 80) zu den eher modernistischen, aufgeklärten Gegenspielern Kleutgens zu zählen. Dennoch bleibt festzuhalten, dass der Bericht insofern eine korrigierende Folie ist, als er zeigt, wie schwer es ist, Exzesse und „normalen“ Wunderglauben voneinander zu trennen. Nach Lektüre des Berichts darf man daher – ungeachtet der herausragenden Stringenz und Überzeugungskraft der Argumentation Wolfs – die Frage stellen, ob das Umfeld der Fürstin nicht doch sehr viel mehr mit der Gedankenwelt eines Joseph Kleutgen verband, als beide Positionen voneinander trennte. Gerade hierin liegt vielleicht auch die große regional- und bistumsgeschichtliche Bedeutung des Berichts über Ereignisse im scheinbar fernen Rom. Inwiefern die Gründungsväter bzw. vielleicht auch die Gründungsmutter von Beuron tatsächlich für eine „katholische“ bzw. „theologische Alternative“ zu Ultramontanismus und Neuscholastik standen, bleibt offen. Dies gilt natürlich umso mehr, wenn man versucht, die Ereignisse zwischen dem Skandal in Sant’Ambrogio und der Entstehung der Memoiren angemessen zu kontextualisieren: Ob im Zuge der Italienischen Einigungskriege bzw. zwischen Badischem und Preußischem Kulturkampf eine grundsätzlich andere Ausrichtung von Theologie und Kirche wirklich denkbar war, lässt sich schwerlich anhand des Einzelfalls bzw. seiner Erinnerung durch eine der Hauptbeteiligten klären. Auf jeden Fall belegt der Bericht aber eindeutig, dass es problematisch ist, (übersteigerten) Wunderglauben und exzessive Formen der Frömmigkeit kausal mit Ultramontanismus und Neuscholastik in Verbindung zu bringen.

Man mag diese Interpretation teilen oder sie ablehnen; alles in allem wird aber wohl Einigkeit herrschen, dass das Landesarchiv Baden-Württemberg, Abt. Sigmaringen, angesichts dieser Gemengelage gute Gründe hatte, anlässlich des Erscheinens von Wolfs Buch eine digitali-

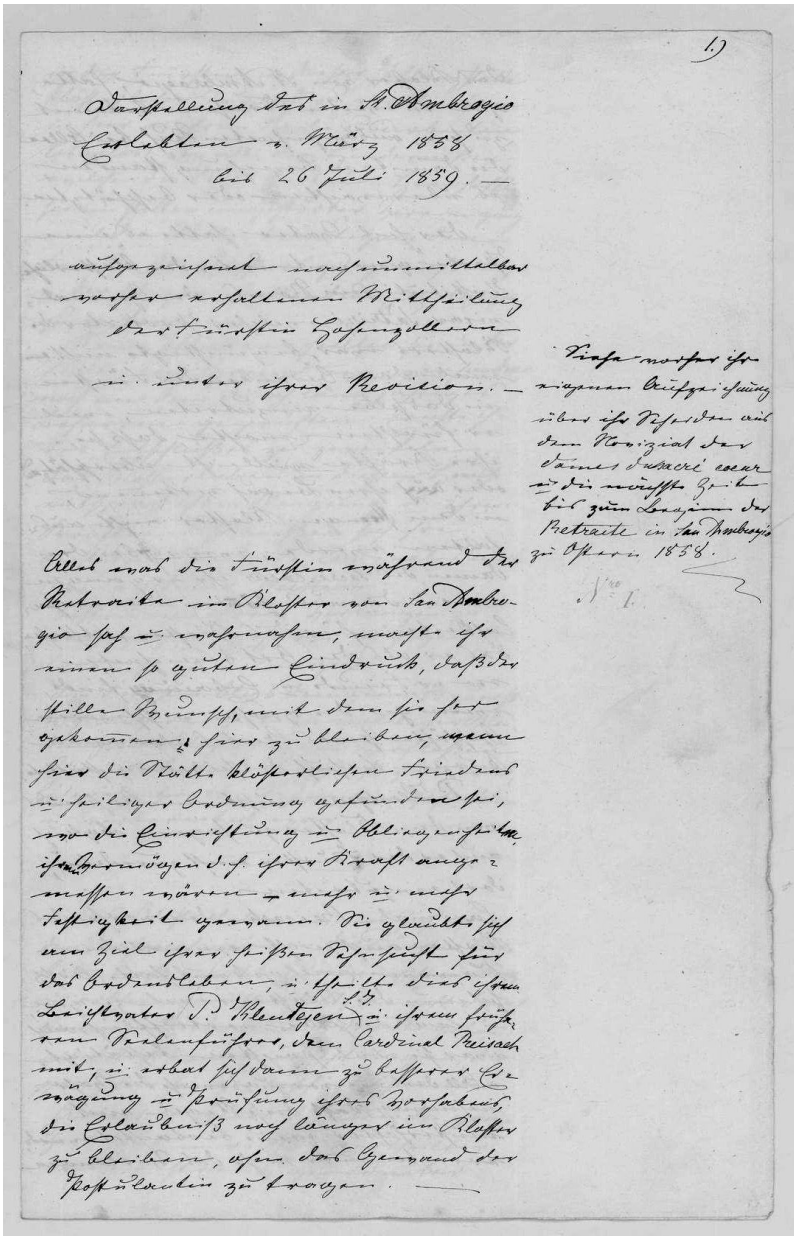


Abb. 4: Beispiel für die handgeschriebene Vorlage des hier transkribierten Textes.

sierte Fassung des Berichts der Öffentlichkeit im Internet zugänglich zu machen.^{XXI}

Da die Lektüre der Handschrift von Christiane Gmeiner guter paläografischer Kenntnisse bedarf, erwuchs im Sommertrimester 2016 aus dem Unterricht zur Lektüre deutscher Schriftstücke des 19. und 20. Jahrhunderts an der Archivschule Marburg das Vorhaben, eine Transkription des 78-seitigen Textes anzufertigen. Dieses Anliegen folgte drei unterschiedlichen, aber doch untrennbar miteinander verbundenen Lernzielen:

Erstens sollten die insgesamt elf Studierenden des 53. Fachhochschullehrgangs ihre Lesefähigkeit von Handschriften des 19. Jahrhunderts anhand des Berichts einüben und vervollständigen. Die Handschrift von Christiane Gmeiner erschien hierfür in besonderem Maße geeignet, weil sie einerseits relativ gleichförmig und gut lesbar ist, andererseits im Vergleich zu Behördenreinschriften aus derselben Zeit – vor allem aufgrund von nachträglichen Streichungen und Ergänzungen – einige Schwierigkeiten beinhaltet, deren Auflösung vertiefter paläografischer Kenntnisse bedarf.

Zweitens war beabsichtigt, den angehenden Archivaren zugleich eine Einführung in Editionstechnik und -praxis zu geben. Unter Nutzung einer leicht abgewandelten Version der Transkriptionsrichtlinie der Archivschule Marburg sollte ein Text entstehen, welcher den Ansprüchen an eine wissenschaftliche Edition genügt. Zugleich ging es darum, die Studierenden für die Vielzahl von praktischen Problemen zu sensibilisieren, die bei der Arbeit mit Textverarbeitungsprogrammen entstehen können.

Drittens konnte der Text aufgrund seiner Länge in insgesamt lediglich 14 Unterrichtsstunden nur deshalb vollständig bearbeitet werden, weil die Arbeit unter den Teilnehmern aufgeteilt wurde. Folglich war eine Einführung in Methoden und Grundlagen von Projektmanagement bzw. -durchführung zugleich Vorbedingung und Ergebnis der Gruppenarbeit. Die Studierenden verteilten, koordinierten, korrigierten und erledigten ihre Arbeit(en) selbstständig und eigenverantwortlich.

Alle drei Lernziele wurden in der Zeit vom 27. April bis zum 10. Juli 2016 vollständig erreicht. Am Ende steht ein Produkt, das den angestrebten wissenschaftlichen Ansprüchen genügt. Möglich war dies nur, weil alle elf beteiligten Studierenden hochmotiviert, leistungswillig und kompetent mitarbeiteten. Zudem erledigten Helmut Henschel (Landesarchiv Niedersachsen), Teresa Traupe (Landesarchiv Hessen) sowie Nele

Müller (Landesarchiv Schleswig-Holstein) als Projektleiterinnen und Projektleiter die koordinativen Aufgaben eigenverantwortlich zur vollsten Zufriedenheit aller Beteiligten. Im Einzelnen bedeutete dies, dass in Absprache mit Dozent und Gruppe zunächst eine ganze Reihe von formalen und technischen Vorgaben entwickelt wurde, die eine möglichst hohe Homogenität der Ergebnisse gewährleistete. Innerhalb kürzester Zeit entstanden verbindliche, allgemein akzeptierte und problemlos umgesetzte Regeln. Vom Umgang mit Ergänzungen bis zur Gestaltung des textkritischen Apparats entwarfen die drei Projektleitenden Vorgaben, die teilweise im Vorhinein festgelegt, vor allem aber praktisch-induktiv den jeweils auftretenden Problemen angepasst wurden. Wo immer Schwierigkeiten sichtbar wurden, steuerte die Projektgruppe zeitnah nach.

In einem zweiten Schritt wurden die insgesamt 80 Digitalisate bzw. Seiten dann gleichmäßig unter den elf Studierenden verteilt. Jeder Einzelne kollationierte seinen Abschnitt und korrigierte im Anschluss die Arbeit eines ihm zugewiesenen Partners. Nach nur drei Wochen lag somit eine bereits annähernd fehlerfreie Transkription des Berichts vor. Die Drittkollation war schließlich die Aufgabe von drei größeren Gruppen aus jeweils drei bis vier Personen. Jede dieser Gruppen sah nochmals ihr Drittel des Gesamttextes auf Transkriptionsfehler sowie formale und sachliche Richtigkeit durch. Das Ergebnis, das dem Dozenten nur knapp zehn Wochen nach Beginn des Projekts übergeben wurde, kann sich mehr als sehen lassen. Innerhalb kürzester Zeit erarbeiteten die elf Studierenden neben mannigfaltigen anderen (Unterrichts-)Verpflichtungen eine gelungene Transkription der Vorlage. Erstmals ist es auch dem historisch interessierten Laien ohne Kenntnisse der Kurrentschrift des 19. Jahrhunderts möglich, den Bericht der Fürstin zu lesen. Dem Dozenten erscheint es nach Durchsicht des Werks daher gerechtfertigt, das Ergebnis hier zu veröffentlichen. Der abgedruckte Text orientiert sich weitgehend an den Vorgaben der Transkriptionsrichtlinie der Archivschule Marburg.^{XXII} Dies bedeutet insbesondere, dass Zeichensetzung und Orthografie der Vorlage in der Mehrzahl der Fälle unverändert übernommen wurden und auf die Kenntlichmachung von Versehen der Schreiberin mit „sic!“ oder vergleichbare Vermerke verzichtet wurde. Absätze und Einrückungen fanden hingegen nur Aufnahme, wenn dies aus inhaltlichen Gründen sinnvoll erschien. Die in eckige Klammern gesetzten Zahlen bezeichnen die Blätter der Archivalieneinheit inklusive drei Sei-

ten mit Erschließungsinformationen; ihre Nummerierung entspricht der der Digitalisate im Onlinefindmittelsystem (OLF) des Landesarchivs Baden-Württemberg. Eine zeilengetreue Transkription ist aus Gründen der Übersichtlichkeit unterblieben.

Marburg, im Juli 2016

Gregor Patt

[1]

[Erschließungsinformation von anderer Hand]

Fürstin¹ Catharinas Erlebnisse in San Ambrogio² 1858–1859³

Am⁴ 20. September 1909 nachmittags Bericht über Unterredung mit Fräulein Christiane Gmeiner in Feldaffing, einstmalige Vertraute der Fürstin Katharina, erlaubte mir Eure Hoheit der Fürst Wilhelm^{XXIII} dießen Briefumschlag zu öffnen. – Am 9. Februar 1911 sodann das Kuvert geöffnet. Was es enthielt, wußte ich schon von Fräulein Gmeiner, die⁵ das Manuskript geschrieben⁵ hat. Sodann mit dem Archiv-Siegel wieder geschlossen.

Zingeler^{XXIV}

[2]

Erlebnisse von San Ambrogio 1858–1859 von Fräulein Christiane Gmeiner notirt im Jahr 1870 und Brief an und Antwort von Reverendis-simus Pater Josef Kleutgen 1879.^{XXV}

[3]

[Bericht der Fürstin]

Darstellung des in Sant' Ambrogio⁶ Erlebten von März 1858 bis 26. Juli 1859. – aufgezeichnet nach unmittelbar vorher erhaltener Mittheilung der Fürstin Hohenzollern und unter ihrer Revision. –⁷

Alles was die Fürstin während der Retraite im Kloster von San Ambrogio sah und wahrnahm, machte ihr einen so guten Eindruck, daß der

¹ Darunter bzw. daneben in Bleistift: „Dep 39 / HS 1 59,14 / UF 19“.

² Darunter in Bleistift: „19 [unterstrichen] / Theke 1“.

³ Darunter verschnörkelter Trennstrich.

⁴ Links am Zeilenrand unterstrichen und ergänzt: „nicht zu öffnen“.

⁵⁻⁵ Unterstrichen.

⁶ In der rechten oberen Ecke ergänzt: „1.“

⁷ Am Seitenrand rechts ergänzt: „Siehe vorher ihre / eigenen Aufzeichnung / über ihr Scheiden aus / dem Noviziat der / dames du Sacré Coeur / und die nächste[n] Zeiten bis zum Beginn der Retraite in San Ambrogio / zu Ostern 1858. –“; darunter in roter Farbe: „Numero 1“.



Abb. 6: Blick auf das Tor des Klosters Sant' Ambrogio della Massima, 2008.

stille Wunsch, mit dem sie her gekommen, hier zu bleiben, wenn hier die Stätte klösterlichen Friedens und heiliger Ordnung gefunden sei, wo die Einrichtung und Obliegenheiten ihrem Vermögen das heißt ihrer Kraft angemessen wären – mehr und mehr Festigkeit gewann. Sie glaubte sich am Ziel ihrer heißen Sehnsucht für das Ordensleben, und theilte dies ihrem Beichtvater Pater Kleutgen S.J.⁸ und ihrem früheren Seelenführer, dem Cardinal Reisach mit, und erbat sich dann zu besserer Erwägung und Prüfung ihres Vorhabens, die Erlaubniß noch länger im Kloster zu bleiben, ohne das Gewand der Postulantin zu tragen. –

[4] Das Kloster von Sant' Ambrogio, hatte, ohne in weiten Kreisen bekannt zu sein, ausgezeichneten Ruf, bei Allen die damit in Beziehung standen, es überwachten oder beschützten. Der heilige Vater hatte es eine Perle genannt, unter den klösterlichen Institutionen Roms; der General-

⁸ Über der Zeile ergänzt.

vicar Patrizi^{XXVI}, welcher Protector des Klosters war, begünstigte nicht ein mal den Gedanken der Fürstin in dasselbe einzutreten, weil er fürchten mochte, daß sie, ihre Kräfte vielleicht überschätzend, oder⁹ ihren Beruf verkennend, in dem strengen Kloster nicht aushalten werde, wie es¹⁰ bei den Damen des Sacré coeur ihr ergangen war. Daraus könnten¹¹ Unannehmlichkeiten für das Kloster entstehen, das er als den Ort bezeichnete, wo er Freude und Erbauung finde, wenn je die großen und schweren Geschäfte seines Amtes ihm einen kurzen Besuch desselben gestattete[n]. Pater Kleutgen wußte nur Rühmendes von dem Kloster zu sagen, obgleich auch er der Fürstin nicht zuredete, dort einzutreten. Cardinal Reisach, der vorher das Kloster auch nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte, ließ sich nun die Klosterregel zeigen, und fand dieselbe vortrefflich, auch war sie von 2 Päpsten bestätigt. All dies, und vorzugsweise die Wahrnehmung, daß diese Regel mit musterhafter Treue beobachtet wurde, erregten immer mehr das Verlangen [5] in der Fürstin, in dieser Pflanzstätte klösterlicher Tugend zu verbleiben und hier an ihrem Heile zu arbeiten losgelöst von all den Hindernissen, welche die Welt bietet. Hier hoffte sie in stiller ungestörter Vereinigung mit dem Seelenbräutigam den Frieden des Klosters zu genießen, und der seligen Vollendung entgegenzureifen. – Keine Pflichten hielten sie in der Welt; kein Grund war vorhanden, noch an dem durch langjähriges Beharren geprüften Ernste ihres Entschlusses zu zweifeln; das Klosterleben in diesem Hause entsprach ihrer Neigung und ihren Kräften und so ließen sich ihre geistlichen Freunde, Cardinal Reisach Domcapitular Weikum^{XXVII} bestimmen ihrem Verlangen zu entsprechen und ihr die nöthige Erlaubniß zu erlangen. – Die Fürstin blieb demgemäß zuerst noch längere Zeit in weltlicher Kleidung im Kloster und es verflossen Monate bis der Entschluß zum wirklichen Eintritt definitiv gefaßt und vorbereitet war.

– II. –

Das Klosterleben, wie es sich nun den Wahrnehmungen der Fürstin darbot, ließ nichts zu wünschen übrig und erschien musterhaft, sowohl durch genaue Beobachtung der Regel, als durch seine Einrichtungen, die ganz für sie geschaffen schienen. Arbeit und Gebet füllten die ganze Zeit

⁹ Folgt gestrichen: „auch“.

¹⁰ Zunächst über der Zeile ergänzt und dann gestrichen: „ibr“.

¹¹ Überschreibung.

aus, in richtig vertheilter Weise und streng geordneter [6] Wechselfolge, wobei nichts anderes¹² von¹³ der¹⁴ Fürstin¹⁴ verlangt wurde, als sie leisten konnte, so daß dem Zug ihrer Seele zum kontemplativen Leben vollständig Genüge geschah. – Man lebte so arm, wie es Töchtern des heiligen Franziskus^{XXVIII} geziemte; die Einrichtung der Zelle bot nur die nothwendigsten Gegenstände, so schlicht und schmucklos wie möglich. Doch war das einfache Lager gut und muthete der Fürstin keine Abtödtung zu, die der solcher Härte ungewohnte, durch lange Krankenpflege und schwere Krankheiten geschwächte Körper nicht hätte ertragen können. Alle übrigen Entbehrungen, die das arme Leben mit sich bringt, erschienen der Fürstin leicht und sie gewöhnte sie rasch. – Auch die Kost war gut und sorgfältig zubereitet; vieles schien sogar der deutschen Küche entnommen. – Man lebte vom Ertrag der Handarbeit, die viele Stunden des Tages in angestrenzter Thätigkeit ausfüllte. Kunstvolle Stickerien für Kirchenschmuck wurden ausgeführt, während geringere und leichtere Arbeiten denen zugetheilt waren, die jene schwierigen Nadelarbeiten nicht liefern konnten. Das Chorgebet begann schon um 4 Uhr des Morgens. –

Die Recreation bestand nur in der Erlaubniß bei der Arbeit eine bestimmte Zeit lang unter Aufsicht der Oberin – Abtissin^{XXIX} – sprechen zu dürfen und das Zeitmaß war ein sehr beschränktes. – [7] Die Klausur war eine höchst strenge¹⁵, und das Kloster so gut für diesen Zweck eingerichtet, daß kaum ein Geräusch von der Stadt, in deren Mitte es lag, in diese stille, für sich bestehende Welt herein zu dringen vermochte. –

Die Einrichtung von Kirche und Chor war der Art, daß die der heiligen Messe anwohnenden Frauen nicht gesehen werden konnten; aber auch sie selbst konnten nichts von der heiligen Handlung sehen und nur geleitet durchs Klingeln, derselben folgen. Vom obern Chor, wo das Chorgebet sich vollzog konnte man nicht in die Kirche blicken, nur eine kleine Tribüne oder Coretto¹⁶ nebenan gestattete einen Blick hinunter. – In einer großen Halle unter dem Chore versammelte sich die Klostergemeinde zur heiligen Kommunion¹⁷ und an einer Art von¹⁸ beiden¹⁹ Seiten geöffnetem¹⁹ Tabernakel wurde die heilige Hostie hereingereicht. –

¹² Überschreibung.

¹³ Folgt Gestrichen: „ihr“.

¹⁴⁻¹⁴ Über der Zeile ergänzt.

¹⁵ In der rechten oberen Ecke ergänzt: „2.“

¹⁶ Korrigiert aus: „Choretto“.

Auch beim Beichten²⁰ gestattete²¹ eine ähnliche Vorrichtung, daß die Beichtenden vom Beichtvater ungesehen blieben.

III.

Die Personen, welche diesem stillen, wohlgeordneten, der Welt unbekanntem Gemeinwesen vorstanden und es leiteten, waren die Äbtissin, Madre Maria Veronica, und deren Stellvertreterin, Suor²² Maria Aloysia²², zugleich Novizenmeisterin, Madre Vicaria genannt. – Die Äbtissin war der Fürstin stets als eine mütterliche Führerin der Ihrigen, als ein schönes Vorbild in Beobachtung der heiligen Regel und als Frau von sanftem, [8] stillem Charakter erschienen, der nichts am Herzen lag, als die treue Erfüllung ihrer Pflicht. Sie hatte der Fürstin von Anfang an großes Vertrauen eingefloßt; es war ihr leicht, ihr kindlich zu gehorchen und sie fühlte sich herzlich zu ihr hingezogen. In erhöhtem Maß, war dies Letztere der Fall gegenüber der Madre Vicaria Maria Aloysia, welche²³ die erste gewesen war, der die Fürstin von ihrer Absicht eine Re traite im Kloster zu halten, gesprochen hatte und von der sie in freundlicher Weise war aufgenommen worden. – Diese noch junge Nonne (sie war erst 27 Jahre alt) besaß bei auffallender körperlicher Schönheit und Anmuth, eine so gewinnende Liebenswürdigkeit, daß alle Herzen bald von ihr sich angezogen fühlten. Alle späteren Besucherinnen der Fürstin äußerten sich überrascht und waren vom ersten Anblick an gewonnen, durch die anmuthvolle Erscheinung. – Die Fürstin empfand ebenso von der ersten Begegnung an den Zauber der Lieblichkeit, die ihr Wesen zeigte, ließ sich von demselben einnehmen und war entzückt von der lebenswürdigen Nonne. So fand sie es auch sehr begreiflich, daß auch die anderen Novizen und Klosterfrauen mit großer Ergebenheit und warmer Empfindung dieser Mitschwester und Vorgesetzten zugethan waren. –

Unter diesen Eindrücken war der Fürstin die erste Zeit im Kloster verstrichen und der Entschluß war gereift, dasselbe nicht mehr zu verlassen. Weltlich Urtheilende hätten vermuthlich, [9] auch wenn sie das Kloster-

¹⁷ Folgt gestrichen: „in“.

¹⁸ Folgt gestrichen in Bleistift: „drehbarem“.

¹⁹⁻¹⁹ Am Seitenrand rechts ergänzt.

²⁰ Folgt gestrichen: „war“.

²¹ Über der Zeile ergänzt.

²²⁻²² Am Seitenrand rechts ergänzt; „Maria Aloysia“ unterstrichen.

²³ Überschreibung.

leben im Allgemeinen gebilligt hätten, eingewendet, daß dies hier sie nicht wählen solle, daß es zu Fremdartiges für sie bieten, und sie würden vermuthlich die Ungleichheit ihrer Bildung und der der künftigen, überaus einfachen, ungebildeten und unerfahrenen Mitschwestern beanstandet haben. – Die Fürstin aber, die in der Welt bleibend, sowohl in Verbindung mit theuren Verwandten und gleichgesinnten Freunden hätte zusammensein, oder auch ein zurückgezogenes Leben von guten Werken und frommen Uebungen erfüllt, sich hätte bereiten können, suchte in der Abgeschiedenheit des Klosters nur die ungestörte Verbindung mit dem Bräutigam der Seelen und erwählte in ihm ohne Vorbehalt das in Christo verborgene und in ihm sich genügende Opferleben der auserwählten Braut. Demgemäß betrat sie ihre Zelle mit dem Entschluß, hier das zu suchen, was ihrem Seelenheile dienen könne, im inneren Leben fortzuschreiten und unbekümmert zu bleiben um Andere, noch auch besondere Verbindungen und Freundschaften zu suchen oder zu unterhalten. – Diesen Entschluß, der dem ächten Geist des Klosterlebens entspricht, hatte aber noch insbesondere eine Mahnung befestigt, die Kardinal Reisch ihr ertheilt hatte. – Er hatte gesagt, es könne geschehen²⁴, daß Fremdartiges und Auffälliges sich um sie her ereignen werde. Schon die südlich Lebhaftigkeit, der von uns deutschen so verschiedene Charakter der Italiener, werde Manches²⁵ ihr anders erscheinen lassen, als sie es gewohnt sei; mehr aber noch würden da, wo einen so lebendigen Glauben Alles mit einer Frische und Festigkeit [10] erfasse und²⁶ festhalte²⁶, von der wir Deutschen²⁷ kaum einen Begriff hätten, auch Kämpfe und Anfechtungen hervorgerufen, die unseren Erfahrungen und Vorstellungen ganz fremd seien. – Sie thue gut, sich von solchen Dingen weder beunruhigen, noch stören zu lassen und möge daher um das, was sie nicht selbst angehe, sich gar nicht bekümmern. – Gemäß ihrer Auffassung des Klosterlebens vermied die Fürstin näheren Umgang mit Einzelnen, zu dem Madre Vicaria sie Anfangs ermuthigen zu wollen schien, da sie einmal sie einlud mit ihr bei²⁸ einer²⁹ kranken Freundin, der Maria Giacinta^{XXX} das Mahl einzunehmen, und dabei besondere Aufmerksamkeiten zeigte;

²⁴ Folgt Streichung.

²⁵ „M“ aus anderem Buchstaben („m“?) verbessert.

²⁶⁻²⁶ Über der Zeile ergänzt; „festhalte“ unterstrichen.

²⁷ Über der Zeile ergänzt.

²⁸ Folgt gestrichen: „ibrer“.

²⁹ Über der Zeile ergänzt.

sie liebte³⁰ nichts so sehr, als das stille Verweilen in der Zelle, die man ihr, um die beschwerliche Treppe ihr zu ersparen, nicht im Noviziat, sondern in der Nähe der Professoresswestern angewiesen hatte. – Allerdings war es auch der Fürstin nicht entgangen, daß ihre künftigen Mitschwester³¹ zum³² größten Theil Leute ohne Welt und Menschenkenntniß waren, daß jede feinere Bildung und auch das, was die einfachste Schulbildung³³, an³⁴ Kenntnissen gewährt ihnen vollständig abging 1.)³⁵ Ueber die einfachsten Dinge, die außerhalb der Klostermauern sich zutrug, fehlte ihnen jeder Unterricht und jedes Antheil, und da der Klosterraum keinen Garten umschloß, erstreckte sich diese Unwissenheit auch auf die alltäglichsten³⁶ Erscheinungen im Gebiet der Natur. – Dies störte die Fürstin aber nicht; denn sie dachte, solche einfältigen Seelen könnten um so leichter sich sammeln, um so ruhiger sich den Einflüssen übernatürlicher Art hingeben, und sie suchte³⁷ keinen Gewinn aus ihrem Verkehr, sondern nur aus dem was gemeinsamer Erbauung diene. Von Allen Uebrigen hielt sie sich fern. [11] Die Regel erleichterte dies nicht nur, sie³⁸ erheischte es sogar³⁹, ausgenommen den Verkehr mit der Novizenmeisterin, die vermöge ihres Amtes, das ihr die Aufsicht und Leitung der Novizen zur Pflicht machte, oft die Zellen derselben besuchte. Obschon auch dieser Nonne jeglicher bessere Unterricht fehlte und ihr das, was wir Kenntnisse und Weltbildung nennen, vollständig mangelten, so bot⁴⁰ ihr dennoch ein ungewöhnlich feiner Verstand, viele Erfahrungen, die sie im Klosterleben und im Verkehr mit der Außenwelt (welchen sie vermöge ihres Amtes zu pflegen hatte) gesammelt hatte, vielen Stoff zum Sprechen, sie besaß⁴¹ eine gewisse Redegewandtheit, die sie zum Anleiten

³⁰ Folgt gestrichen: „sie“.

³¹ Folgt Streichung.

³² Über der Zeile ergänzt.

³³ Folgt Streichung.

³⁴ Über der Zeile ergänzt.

³⁵ Platzhalter für die links neben den Text gesetzte Ergänzung: „1.) / Anmerk[un]g / Baumwolle die die Fürstin in ihre Kämme / zog, [gestrichen: „sollen“] leichter zu rei- / nigen, glaubten sie, / sei auf ihrem Kopf / gewachsen, und dachten / auf den Köpfen der Deutschen, wächse solches / Zeug. – / Zahnbürsten hatten / sie kaum gesehen, / wußten nicht, ob / sie diese der Fürstin / lassen konnten. –“

³⁶ Über der Zeile ergänzt.

³⁷ Folgt gestrichen: „ja“.

³⁸ In der rechten oberen Ecke ergänzt: „3.“.

³⁹ Folgt gestrichen: „bis“.

⁴⁰ Über der Zeile ergänzt.

⁴¹ Über der Zeile ergänzt, folgt gestrichen: „u.“.

und Unterrichten zu befähigen schien. – Sie kam schon Anfangs sehr viel zur Fürstin, wies sie in Alles ein, suchte mit ihr näher bekannt zu werden und sie auszuzeichnen, wie schon erwähnt worden. – Die vielen und langen Besuche unterbrachen unliebsam der Fürstin die ersehnte Einsamkeit, doch rechnete sie sie zu den Pflichten der Novizenmeisterin und hielt es für die von ihr verlangte Uebung sich in Alles zu fügen. – Mit dieser Auffassung ließ sich alles ertragen nur blieb zu bedauern, daß aus diesen langen Gesprächen kein rechter Nutzen für's innere Leben zu entnehmen war und dieser Mangel wurde fühlbarer je länger sie dauerten. – Dennoch hatte sich der Entschluß der Fürstin, im Kloster zu bleiben, bestärkt, kleine Störungen und Mängel konnten den lange gehegten Wunsch⁴² nicht wankend machen. Mehrere Monate waren verstrichen, bis die Fürstin begann, Mittheilung von ihrem Entschlusse dem heiligen Vater, den Verwandten in der Heimath und anderen Freunden zu machen. – Die Fürstin trug jetzt das Kleid der Postulantinnen und sah zufrieden und ruhig der Zeit der Einkleidung entgegen. –

[12] #

So sehr das Klosterleben der Fürstin entsprach und sie es für ihren wahren Beruf hielt, eins mußte⁴³ sie in San Ambrogio doch allmählig vermissen. Es schien ihr jetzt, als werde im geistlichen Leben der Töchter dieses Hauses nicht genug die einfache, christliche Lehre und deren Gebote und Pflichten betont und gelehrt; sie dachte, es werde mit allzu großer, vielleicht unbegründeter Sicherheit angenommen, diese seien genügend kannt⁴⁴; sie fürchtete die geistlichen Lesungen und sonstigen Uebungen seien mehr dazu angethan, die Fantasie der Klosterfrauen zu beschäftigen, als sie mit den Grundwahrheiten der Religion recht vertraut zu machen; die⁴⁵ vielen Erzählungen von Ekstasen, Wundern, Erscheinungen konnten nicht ersetzen, was an religiöser Belehrung versäumt wurde, da ihnen⁴⁶ nie eine Predigt noch Christenlehre gehalten wurde und sie keinen Unterricht erhielten, der die so nöthigen religiösen Kenntnisse gefördert hätte. – Dieses Bedenken, wie auch jede noch so unbedeutende Ausstellung irgendeiner Art, theilte die Fürstin ihrem Beichtvater

⁴² Über der Zeile ergänzt.

⁴³ Über der Zeile ergänzt, folgt gestrichen: „hatte“.

⁴⁴ Davor gestrichen: „be“.

⁴⁵ Davor gestrichen: „u.“.

⁴⁶ Über der Zeile ergänzt.

Pater Kleutgen mit, der auch⁴⁷ der Beichtvater der Madre Vicaria und einiger anderer Nonnen war. – Eigentlicher Beichtvater fürs⁴⁸ Kloster und die meisten⁴⁹ seiner Angehörigen, war der im Rufe heiligmäßigen Lebens stehende Pater Lezziroli^{XXXI}, S.J. – (diese Unregelmäßigkeit, einer getheilten Leitung, fiel damals der Fürstin nicht auf, wie sie auch deren Nachtheile erst später sollte erkennen lernen.) daß die Patres Jesuiten nur ausnahmsweise Beichtväter in Frauenklöstern sein sollten, hatte man ihr gesagt und auch, daß es mit Schwierigkeit erlangt worden war, Pater Kleutgen behalten zu dürfen.) – [13] Zu der unbedingten Aufrichtigkeit gegen den Beichtvater, war die Fürstin vor ihrem Eintritt in's Kloster von geistlichen Freunden dringend ermahnt worden. – Demzufolge hatte sie sich's zur unumstößlichen Regel gemacht, ihm nicht das Geringste zu verschweigen, was in ihr vorging, oder von außen an sie heran trat. – Sie hielt an dieser Regel fest, mochte auch ihr Gefühl bisweilen sein, er mißbillige dies oder jenes Bedenken⁵⁰ und sei unangenehm berührt von ihrem Urtheil über das Unzulängliche in der Leitung der Madre Vicaria, das sie ihm auch nicht verbeht hatte. – Auch mit dem Bedauern über Mangel an Unterricht, durch Predigten und dergleichen war er nicht einverstanden. – Es liegt ein Brief von Pater Kleutgen⁵¹ vor, datiert vom Mai 1858, woraus erhellt, daß er dasselbe nicht in ihrem Sinne aufgefaßt hatte, wenigstens beantwortet er, das was sie eingewendet hatte, in einem ganz anderen. – Er schien anzunehmen, ihr Bedauern gelte mehr dem Genuß derartiger Vorträge, als dem Nutzen; er übersah, daß sie gerade Letzteres vermißt hatte und wies darauf hin, der Klosterfrau werde durch das Opfer, die Entsagung äußeren Trostes und durch den Werth der Geliübde, reichlich das ersetzt, was den Frauen in der Welt durch die Schönheit und Mannigfaltigkeit der kirchliche[n] Feste geboten werde. – Hätte die Fürstin nicht schon im Noviziat der sacré coeur Damen Selbstentäußerung und Unterwerfung des eigenen Urtheils als klösterliche Tugend üben gelernt, sicherlich wäre es ihr nicht so leicht geworden mit dieser Erklärung zufrieden zu sein; [14] ihre⁵² Aufzeichnungen aus jenen Tagen zeigen sie bemüht zu denken, die dort erhaltenen

⁴⁷ Folgt gestrichen: „jetzt ihr“.

⁴⁸ Über der Zeile ergänzt, folgt gestrichen: „im“.

⁴⁹ Teilweise über der Zeile ergänzt, darunter Streichung.

⁵⁰ Folgt gestrichen: „oder“.

⁵¹ Am Seitenrand rechts ergänzt: „Briefe. 1.)“.

⁵² Am Seitenrand links ergänzt: „Aufzeichnungen / III. 14. –“.

vorzüglichen Belehrungen müßten ihr jetzt dienen, den Gehorsam und die Abtödtung vollkommen zu üben und auch Gutes entbehren zu können, um Besseres zu gewinnen. – Nachdem dies erste ernstere Bedenken beschwichtigt war, erhob sich ein neues. Der Fürstin schien, als werde ihr etwas geheim gehalten was die Communität vielfach beschäftige. Plötzliches Abbrechen des Gespräches, leise Andeutungen verschiedener Art ließen es nicht mehr verkennen. Hatte sie durch ihren Vorsatz ganz für sich zu bleiben, auch lange nichts von einem Geheimniß wahrgenommen und war ihre Unkenntniß des Italienischen, wenn es im Volksmund gesprochen wird, ihr auch jetzt noch ein Hinderniß, der Sache mehr auf den Grund zu kommen, sie bemerkte sie endlich doch und fragte auch hierüber den Beichtvater um Erklärung. –

Von Pater Kleutgen zuerst und später von Cardinal Reisach erhielt sie nun folgende Aufklärungen, die ungemein wichtig sind, als Schlüssel zu allen Vorgängen und nach und nach entdeckten Unregelmäßigkeiten im Kloster. –

Die Stifterin dieses Klosters in seiner noch eingehaltenen strengen Reform, war auch seine erste Abtissin gewesen und hatte für eine Heilige gegolten. – Dieser ihr Ruf hatte genaue Untersuchungen von Seite der allzeit wachsamem kirchlichen Behörde herbeigeführt und durch die-[15] selben hatten sich die Angaben über⁵³ ihr strenges, ungewöhnliches Leben sowohl, als über außordentliche Gaben und Begnadigungen als unecht erwiesen und sie war wegen „falscher Heiligkeit“⁵⁴ vom heiligen Stuhle verurtheilt und aus dem Kloster verwiesen worden. – In strenger Beaufsichtigung hatte sie in einem Kloster einer Provinzstadt⁵⁵ XXXII gelebt und war dort im Jahre 1846 gestorben⁵⁶. Die⁵⁷ Sache war als ungemein wichtig angesehen worden, der heilige Vater war selbst bei Verkündigung des Urtheils anwesend gewesen und dasselbe war, was nur in außerordentlich ernsten Fällen zu geschehen pflegte, öffentlich verkündigt und an den Kirchenthüren angeschlagen worden. – Jetzt erklärte sich der Fürstin, was man vor ihr geheim halten wollte, der Wunsch, ihr vor ihrem Eintritt einen Vorgang verschweigen zu wollen, der ein nachtheilig Licht auf das Kloster hätte werfen und sie von der Wahl desselben

⁵³ Am Seitenrand rechts ergänzt: „4. –“.

⁵⁴ Unterstrichen.

⁵⁵ Am Seitenrand rechts ergänzt: „zur Laienschwester / degradiert“.

⁵⁶ Am Seitenrand rechts ergänzt: „?“.

⁵⁷ Davor gestrichen: „Es erklärte sich nun das Geheim- / niß.“

hätte abhalten können, erschien ihr natürlich und entschuldbar genug. – Hätte das Bekanntsein mit diesem Umstande sie möglicherweise auch von diesem Kloster abhalten können, ehe sie es gekannt und dessen Einrichtungen gut gefunden hatte, jetzt schien er ihr nicht wichtig genug, sie daraus zu entfernen. – Kardinal Reisach dachte ebenso und meinte für die Wahl eines Klosters müsse einzig die Regel entscheiden, und die Frage ob dieselbe befolgt werde. – Erstere hatte er sich vorlegen lassen; sie war von zwei Päpsten bestätigt und erschien ihm vorzüglich; Letztere konnte [16] bejaht werden. Der Kardinal hatte ferner von dem Kloster, das er früher nicht einmal den Namen nach gekannt hatte, auf genaue Erkundigungen hin, nur Gutes gehört und so glaubte er keinen Grund zu haben der Fürstin von der Einkleidung in demselben abzurathen. –

Er sowohl, wie die Fürstin kannten und beachteten damals eine Wahrnehmung nicht, die schon von Vielen ist gemacht worden und auch durch das Schicksal von Sant' Ambrogio bestätigt wird, nämlich die, daß bei einer klösterlichen Stiftung Alles von dem Geiste der Stiftung abhängt⁵⁸ und von der Absicht in der die Stifter gehandelt und gewirkt haben. Im ganzen Verlauf ihres Bestandes wird dieser Geist sich ausprägend fortwirken. – Was heilige Stifter begannen, scheint unter ihrem Einfluß auch lange nach ihrem Tode zu stehen und ihr Verdienst und ihr Segen erzeugt neue Früchte der Heiligkeit. – Kann aber dieser Segen im Laufe der Zeit abgeschwächt und endlich auch Klöster, die Heilige zu Gründern hatten, in Verfall kommen, so wird doch nimmer da, wo der Geist der Stiftung ein unheiliger war⁵⁹, Gnade und guter Fortgang auf dem Werke ruhen. –

#.

– So wurde denn das Fest des heiligen Michael, des Besiegers der feindlichen Gewalten, zum Tage der Einkleidung bestimmt, dem die Fürstin mit freudiger Sehnsucht entgegenblickte. Nichts sollte sie in ihrer Freude und Ruhe mehr stören, was ihr etwa noch mangelhaft erschien und sie wußte ja, daß Vollkommenheit auf Erden nicht zu finden ist, nur⁶⁰ angestrebt werden kann. – [17] Ein Leben ohne jeglichen Kampf ist auch im Kloster nicht möglich und Mängel müssen überall ertragen werden, dahin rechnete sie nun auch, die welche sie an der Leitung ihrer nunmehrigen Novizenmeisterin seither schon bemerkt hatte und Manches, was

⁵⁸ Am Seitenrand links in Bleistift ergänzt: „ist nicht ohne Ausnahme / richtig“.

⁵⁹ Am Seitenrand links in Bleistift ergänzt: „nachfolgende Heilige / können den Mangel / ergänzen. Es ist nur / auf die Bestätigung / der Regel durch den hl. / Stuhl zu sehen“.

⁶⁰ Folgt Streichung.

ihr am Charakter derselben nicht recht zusagen wollte. Sie dachte vielleicht stehe Manches davon mit dem italienischen Wesen in Verbindung und bemühte sich der Meinung des Beichtvaters beizupflichten, die dieser schon öfter ihr geäußert hatte, sie besitze an Madre Vicaria eine erleuchtete Leiterin und ein leuchtendes, ja heiliges Vorbild⁶¹, allerdings⁶² war⁶² diese Meinung mit ihren Wahrnehmungen nicht ganz in Einklang zu bringen⁶³, und hatte⁶⁴ dies ihr schon⁶⁵ manchen Kampf gekostet⁶⁶. Wichtiges hatte sie jedoch nicht einzuwenden und sie war im Allgemeinen im besten Einvernehmen mit Madre Vicaria, der Abtissin und den Schwestern. In dieser Neubefestigten, freudigen Stimmung⁶⁷ befremdete und⁶⁸ ängstigte sie aber bald ein kleines Vorkommniß (nicht ohne erheblichen Grund). –

Eines Tages, kurz vor der Einkleidung kam Madre Vicaria zur Fürstin und theilte ihr (entgegen dem sonstigen Gebrauch) mit, welcher Klostername ihr bestimmt sei; nämlich der ihrer ersten Abtissin, Maria Agnese, welcher Name Allen so theuer sei, seither aber Niemandem mehr ertheilt worden wäre. –

Die Fürstin hatte nach Allem, was sie über Maria Agnese gehört, natürlich keine Freude an dieser Bestimmung und bat, man möge doch diese Wahl nicht festhalten, ohne vorher bei dem Cardinal Protector, Patrizi angefragt zu haben. – [18] Dies geschah auch und seine alsbald erfolgte Antwort lautete entschieden ablehnend und enthielt sogar die Bemerkung, es würde den heiligen Vater sehr betrüben, wenn ein solches Ansinnen⁶⁹ bekannt würde. Die Fürstin erhielt nun denselben Namen, den die Madre Vicaria führte, was als besondere Auszeichnung gelten sollte, nur Aloysia Maria, statt wie jene Maria Aloysia. –

Ueber die Einkleidung folgt hier ein von der Fürstin selbst geschriebener kurzer Bericht⁷⁰. –

⁶¹ Folgt gestrichen: „obgleich“.

⁶²⁻⁶² Über der Zeile ergänzt.

⁶³ Folgt gestrichen: „war“.

⁶⁴ Wohl nachträglich ergänzt.

⁶⁵ Über der Zeile ergänzt.

⁶⁶ Nachträglich ergänzt: „ge“; am Ende des Wortes gestrichen: „e“.

⁶⁷ Folgt gestrichen: „beklemmte und“.

⁶⁸ Über der Zeile ergänzt.

⁶⁹ Folgt Streichung.

⁷⁰ Am Seitenrand links in roter Farbe und von anderer Hand ergänzt: „Aufzeichnungen II“.

[19] #.

–⁷¹ Mit dem Tag der Einkleidung 29 September 58 beginnt eine neue Phase im Klosterleben der Fürstin, indem doch jetzt erst, da sie eine Angehörige des Klosters geworden, Dinge die sie unwidersprechlich davon abgehalten⁷² hätten⁷³, ihr bekannt und in ihrer Bedeutung verständlich wurden. – Eine eigenthümliche Fügung Gottes und der Erweis, daß er sie hier gewollt hatte. Wäre sie früher enttäuscht fortgegangen, so hätte dasjenige⁷⁴ fortbestanden, zu dessen Entdeckung sie das Werkzeug sein sollte. – Weil der Tag der Einkleidung, so nahe dem Beginn des Oktober, des eigentlichen Ferienmonats der Römer, angesetzt war, so feierte man ihn nach Art einiger Ferientage, welche die Sitte des Hauses im Oktober gestaltete. In einem freundlichen, mit Blumen geschmückten Saale, wurde die Mahlzeit eingenommen; während des Essens wurden Gedichte vorgetragen, und es war gestattet sich in heiterer Weise zu unterhalten. – Mit wachsendem Befremden, welches schon durch das Vorkommniß bei der Namensverleihung zum Mißtrauen neigte, entnahm die Fürstin der Mehrzahl dieser Gedichte, die ihren Eintritt feierten, daß man mit bedeutungsvollen, ehrfürchtigen Reden auf die erste Äbtissin anspiele, die man nur „die Mutter“ nannte. –⁷⁵ Wiederholt kam vor, dieser Eintritt einer vornehmen Dame, einer älteren Schwester, sei von der Mutter prophezeit worden und an die Erfüllung dieser ersten angeblichen Prophezeiung reihte sich die Hoffnung, es werde nun auch eine weitere sich erfüllen und ihre Reform noch in andere Häuser gebracht, andere Klöster gegründet werden. – [20] Ging nun aus diesen Zeichen hervor, daß die Nonnen von San Ambrogio das Urtheil des heiligen Stuhles nicht nur deshalb der Fürstin geheim gehalten⁷⁶ hatten⁷⁷, weil es sie beschämte, sondern daß sie ihm nicht glaubten und es für ungerecht hielten, so traten bald noch andere hinzu⁷⁸ welche⁷⁹ bestätigten und daß unter jenem Geheimthuen noch mehr verborgen war. Die Fürstin lernte nun bald kennen, daß die Nonnen noch weiter gingen und der Verurtheilten

⁷¹ Am Seitenrand rechts ergänzt: „5. –“.

⁷² Folgt gestrichen: „wurden“.

⁷³ Über der Zeile ergänzt.

⁷⁴ Wohl nachträglich ergänzt: „jenige“.

⁷⁵ Am Seitenrand rechts in roter Farbe und von anderer Hand ergänzt: „la Madre“.

⁷⁶ Folgt gestrichen: „wollten“.

⁷⁷ Über der Zeile ergänzt.

⁷⁸ Folgt Überschreibung.

⁷⁹ Folgt gestrichen: „Letzteres“.

einen Cult widmeten, wie ihn die Kirche nur für Heilig gesprochene gestattet. – Man erzählte jetzt der Fürstin oder in ihrer Gegenwart sich untereinander, von den Tugenden der Verstorbenen, man erwähnte ihre Briefe, deren das Kloster viele besaß und die Fürstin erfuhr, daß Maria Agnese in der Verbannung die Leitung des Klosters fortgeführt hatte; man las sehr oft von ihr verfaßte Gebete und Betrachtungen; die Sentenz, welche nach einer schönen Sitte, allabendlich den Nonnen in die Zellen gerufen wurde, wie ein⁸⁰ letzter Gute-Nacht-Gruß, war häufig ihren Schriften entnommen, doch kam darin nie ein Wort vor, daß der Fürstin nicht schön oder nicht⁸¹ erbaulich geschehen hätte. – Man brachte auch ein Erdbeben und furchtbares Gewitter bei ihrem Tode in Verbindung mit der Idee von ihrer verkannten Unschuld und wußte hierüber und über andere seltsame Dinge viel zu erzählen; auch hatten die Nonnen den lebhaften Wunsch, den Leichnam ihrer Aebtißin ausgeliefert zu erhalten. – Nicht genug mit dieser Art von Verehrung, hatte man auch noch Reliquien von ihren Kleidern, ihren [21] Arbeiten, die man sorglich bewahrte und sogar bei Krankheiten, als zur Heilung dienlich herbeibrachte, in den Trank der Kranken legte und solches mehr. Ja, das Bild der Verstorbenen ward bisweilen auf einen Altar gestellt, mit Blumen geschmückt, kurz wie das einer Heiligen verehrt. –

Die Fürstin hat selbst einen genauen Bericht hierüber nach ihrem Austritt im Sommer 59 zusammengestellt und aufgeschrieben. –⁸²

Alle diese Entdeckungen beunruhigten und erschreckten die Fürstin sehr. – Das Urtheil der Kirche ging ihr über Alles und ließ sich von dem ihrer unerfahrenen Mitschwestern nicht in Miscredit bringen. Nun machte sie aber, von dieser Entdeckung ausgehend, noch eine andere, die geeignet war sie noch mehr zu beunruhigen und zu verwirren, als die erste Ausschreitung, von der die zweite gleichsam geboren worden war. – Hielten die Nonnen von Sant' Ambrogio ihre erste Abtißin, trotz der kirchlichen Verwerfung, für eine Heilige und betrachteten sie alle ihre Aussprüche als Erleuchtungen, so ist es natürlich, daß sie derjenigen, die von der so hoch Verehrten als ihre Nachfolgerin vorbezeichnet worden und als die Erbin der außerordentlichen Gaben und Begnadigungen, die sie selbst besaßen haben wollte – eine ähnliche Verehrung und Hochschätzung weihten und

⁸⁰ Korrigiert aus: „einen“.

⁸¹ Über der Zeile ergänzt.

⁸² Halbbrüchig rechts am Seitenrand der Verweis: „Siehe hierüber / den Bericht der / Fürstin. – / Numero VI. –“.

sie jetzt schon, als die Verbreiterin der Regel und Verpflanzerin derselben in ein zweites Haus ansahen, wie es Maria Agnese prophezeit hatte. Diese zweite Heilige aber war Niemand anders, als Maria Aloysia, die Madre Vicaria⁸³, von deren Beliebtheit unter ihren Mitschwwestern schon die Rede war. Es stellte sich heraus, daß die Verehrung und schwärmerische Anhäng[lichkeit] [22] welche viele⁸⁴, wenn nicht alle, Nonnen ihr bezeugten, auf der Annahme sich gründete, sie sei mit außergewöhnlichen Gnaden begabt, führe ein Leben der strengsten Buße und Abtödtung und an ihr wiederholten sich alle die wunderbaren Erscheinungen, welche die Nonnen ihrer ersten Abtißin so hartnäckig beileigten. Diese zweite trügerische Frucht des⁸⁵ Ungehorsams und Widerstrebens gegen ein Urtheil, das ihr Kloster um den Nimbus der darinnen waltenden Heiligkeit gebracht, wuchs an demselben Baum der Eitelkeit und der Hoffart. – Hatte der Trug Anfangs der arglosen Klosterfrauen Sinn bethört und gefangen, so hatte er sie dann auch geblendet und ihren Stolz erregt. Einer vom Glanz der Wundergaben ausgezeichneten Gemeinschaft anzugehören, das war der Zauber, welcher⁸⁶ der Eigenliebe überaus schmeichelte. – In den Verlust dieses Rufes der Heiligkeit sich zu fügen, war dem ungebrochenen Stolze unmöglich. Sie erkannten nicht daß der, statt früheren Glanzes, ihrem Hause aufgeprägte Makel des Betrugs, nur durch Demuth könnte gesühnt werden. Das Verlangen, durch neue Wunder Recht zu behalten und so den verlorenen, heißbegehrten Ruf der Heiligkeit zu rehabilitiren, war die nächste Folge. Aus dem Stolze war der Ungehorsam hervorgewachsen, der von nun an ein Unrecht um das andere erzeugte. – Ist es nicht die Wiederholung der Geschichte vom ersten Sündenfall, die gerade so⁸⁷ an einzelnen Seelen wie in Gemeinwesen unzählige male sich wiederholt hat? Das „sicut eritis Deus“⁸⁸ XXXIII ist des Versuchers erstes und mächtigstes Wort. –

[23] Wo sollte auf dem eingeschlagenen⁸⁹ Wege Halt gemacht werden? Wie konnten diese schwachen Frauen zu rechter Erkenntniß ihrer Verirrungen gelangen? – Ihr Verstand war weder durch Kenntniße, noch durch Erfahrungen geschärft⁹⁰, ihre Vernunft nicht erleuchtet durch

⁸³ Unterstrichen.

⁸⁴ Das „v“ wohl aus einem anderen Buchstaben verbessert.

⁸⁵ Über der Zeile ergänzt, darunter gestrichen: „des / ersten“.

⁸⁶ Folgt gestrichen: „sie erfaßt und hielt“.

⁸⁷ Folgt gestrichen: „sch“.

⁸⁸ Von späterer Hand in Bleistift in „eritis sicut Deus“ verbessert.

⁸⁹ Halbbrüchig rechts am Seitenrand ergänzt: „6. –“.

⁹⁰ Davor gestrichen: „bereits“.

gründlichen, fortgesetzten Unterricht in den Heilswahrheiten, ihre Fantasie entflammt durch die vielen Erzählungen von Extasen und Wundern, die fast⁹¹ ihre einzige Lesung bildeten. Sobald sie den festen Boden des Gehorsams verloren hatten und ihr eigenes Urtheil über das der Kirche gesetzt hatten, gab es für sie keine Rettung mehr auf der unheilvollen Bahn, die zum Ruin ihres Klosters führen mußte. Zeigt ja die täglich sich erneuernde Erfahrung, daß auch die unterrichtesten und gelehrtesten Männer, demselben⁹² Geschick verfallen, sobald Gehorsam und Demuth nicht mehr ihre Leitsterne sind. –

Wie wunderbar aber Gottes Wege sind; wie er zu seiner Zeit die Werkzeuge erwählt und bestimmt, um das ihm Mißfällige zu vernichten und noch so verborgenes, seiner Ehre schädliches Treiben zu entdecken und zur Bestrafung zu bringen, und wie er es vermag, diese seine Werkzeuge, wären sie noch so schwach und hilflos, zu schützen und, aus der Mitte ihrer Feinde heraus zu reißen – dies läßt sich aus den hier zusammengestellten Erlebnissen der Fürstin nur mit Staunen und Dank erkennen. –

[24] #

Wir sagten schon, daß die Fürstin, von dem Glauben⁹³ ihrer nunmehrigen Mitschwestern über⁹⁴ ihrer ersten Abtissin und⁹⁵ von deren Verehrung der Madre Vicaria erschreckt und verwirrt ward, in dem Maße als sie genauer mit Allem bekannt wurde. – Ihr war es unmöglich, die im Kloster herrschenden Anschauungen zu theilen. – Der feste Glaube an die göttliche Autorität der Kirche und deren Leitung durch den heiligen Geist, hatten die Richtschnur ihres Lebens gebildet und ihr demüthigen Gehorsam gegen die Aussprüche des Kirchenoberhauptes gelehrt. – Darum konnte sie nicht annehmen, daß es statthaft sei, auf dem eigenen Urtheil gegenüber wohlgeprüfter, feierlicher Entscheidung der Kirche zu beharren und es war ihr unmöglich, dem Urtheil ihrer unerfahrenen Mitschwestern beizupflichten, das der höchsten, kirchlichen Autorität widersprach. – Ebenso wenig konnte sie annehmen⁹⁶, daß aus diesem sträflichen Verhalten, Gutes hervorgehen könne und so war es ihr schon vorn herein unmöglich zu glauben, daß die Madre Vicaria mit himmlischen

⁹¹ Über der Zeile ergänzt.

⁹² Davor gestrichen: „sobald sie den“.

⁹³ Überschreibung.

⁹⁴ Über der Zeile ergänzt, links daneben gestrichen: „glaubten vor“.

⁹⁵ Davor gestrichen: „glaubten“.

⁹⁶ Über der Zeile ergänzt.

Gaben begnadigt sei, bestimmt den Ausspruch der Kirche zu entkräften insofern als ihre Heiligkeit und ihre Berufung zu späterer Abtissin, wie eine Fortsetzung der⁹⁷ Gnadenwirkung der Maria Agnese angesehen wurden. – Sollte aber die Fürstin annehmen, daß die Madre Vicaria in der That und als Lohn ihrer eigenen Tugenden mit außergewöhnlichen Gaben und Erleuchtungen begnadigt sei, so⁹⁸ widersetzten sich⁹⁹ auch dieser Annahme, ungeachtet sie vom Beichtvater geheilt wurde, (was sich mehr und mehr herausstellte) der Fürstin genaue, unparteiische und täglich [25] sich wiederholende Wahrnehmungen von vielen Mängeln und Unvollkommenheiten im Charakter der Madre Vicaria. Schon vor ihrer Einkleidung hatte die Fürstin diese Mängel bemerkt und ertragen zu sollen geglaubt. Jetzt gewannen sie in dem Maße an Bedeutung, als der Glaube an die Heiligkeit der Vicaria hervortrat. Es wird nothwendig sein hier zusammenzustellen, welches die Ausstellungen waren, die bis zur Einkleidung und in den nächsten Monaten nachher die Fürstin an Madre Vicaria machen mußte, obgleich sie immer noch unter dem Zauber ihres lebenswürdigen, einnehmenden Wesens sich befand. – Schon die häufigen nie allzulangen Besuche in der Zelle der Fürstin, ließen sich auf die Dauer nicht mit den Pflichten der Novizenmeisterin erklären. – Die langen Erzählungen zeugten mehr von Redelust, als einer Nonne zusteht, abgesehen davon, daß aus ihnen kein Nutzen für das¹⁰⁰ innere¹⁰¹ Leben gewonnen werden konnten. Ihre Gespräche¹⁰² waren ohne Tiefe, ohne Weihe und nach und nach, nahmen sie sogar ein weltliches Gepräge an, soweit dies bei der Abgeschlossenheit von der Welt überhaupt möglich war. Was überall¹⁰³ den Weltsinn ausmacht, die eitle Selbstbespiegelung, das nach Außen, statt nach Innen gerichtete Streben, das Verlangen zu Herrschen und sich zur Geltung bringen, offenbarte sich in allen Mittheilungen der Madre Vicaria und endlich mußte die Fürstin klar erkennen, daß die Geheimnisse des inneren Leben zu denen Madre Vicaria anleiten sollte, ihr ein unbekanntes Gebiet waren und blieben. – Diese Erkenntnis war eine schmerzliche Enttäuschung für die

⁹⁷ Durch Streichung der letzten beiden Buchstaben vermutlich verbessert aus: „derer“.

⁹⁸ Davor ein gestrichener Geviertstrich.

⁹⁹ Folgt gestrichen: „dem“.

¹⁰⁰ Korrigiert aus: „s“.

¹⁰¹ Davor gestrichener Buchstabe.

¹⁰² Korrigiert aus: „Gespräche“.

¹⁰³ Über der Zeile ergänzt.

Fürstin, die in der Zelle nichts weniger als seichte Unterhaltung suchte und gehofft hatte, [26] innere Erbauung und Anleitung zur Vollkommenheit der Braut Christi zu finden; aber sie konnte sich ihr endlich nicht mehr verschließen und alles Vertrauen, welches der Beichtvater in die erleuchtete Leitung ihrer Vorgesetzten hatte, halfen nichts mehr¹⁰⁴ gegen die gewonnene Ueberzeugung. – Ebenso mußte ihr erfahrener Blick in der noch jungen Nonne, noch andere Aeüßerungen weltlicher Sinnesart wahrnehmen, die sie mehr und mehr störten und um das Vertrauen¹⁰⁵ brachte, was sie Anfangs so bereitwillig in die Leitung der Madre Vicaria gesetzt hatte. – Was von solchen Aeüßerungen die Fürstin am unangenehmsten berührte, war die Art und Weise wie sie ihres Einflusses auf den Beichtvater sich rühmte, oftmals in leichtem, scherzendem Ton, der mehr der Ausdruck einer gewissen Frivolität war, als die Nonne ahnen mochte, erzählte sie, wie sie dies oder jenes ihm beigebracht habe, und oft kam dabei der Fürstin der Gedanke wie doch der Anstand, daß die Nonne so oft vom Beichtvater ungesehen, also außer Bereich seiner Beobachtung, ihn sprechen konnte, keine Täuschungen über deren Gesinnung und die eigentliche Absicht ihrer Rede sehr beförderten. Das Urtheil des Pater Kleutgen über Madre Vicaria verlor dadurch auch an Werth in den Augen der Fürstin, obschon derhalben¹⁰⁶ die¹⁰⁷ Vicaria¹⁰⁷ auch oft im Sprechzimmer sah und dort eher beobachten konnte. Er schien um einmal blind für Madre Vicaria eingenommen¹⁰⁸ und diese, indem sie sich bemühte, der Fürstin glauben zu machen, er berathe Alles mit ihr und verhehle ihr nichts was über sie gesagt werde, bereitete der Fürstin große Kämpfe und gefährdete ihr Vertrauen in den Beichtvater, oder sie mußte annehmen, daß Madre Vicaria die Unwahrheit sagte. – [27] Letzteres anzunehmen war nicht¹⁰⁹ unmöglich, obgleich nichts lauter¹¹⁰ gegen die Meinung des Beichtvaters sprechen konnte. – Kleine Umwege, Ausflüchte, Unaufrichtigkeiten waren der Fürstin schon oft an Madre Vicaria aufgefallen und hatte sie vergebens gesucht, als Mißverständnisse sich¹¹¹ zu erklären, wie der Beichtvater es that. – Immer

¹⁰⁴ Folgt gestrichen: „d“.

¹⁰⁵ Folgt gestrichen: „sie“.

¹⁰⁶ Folgt gestrichen: „sie“.

¹⁰⁷⁻¹⁰⁷ Über der Zeile ergänzt.

¹⁰⁸ Am Seitenrand rechts ergänzt: „Siehe z. B. in den / Aufzeichnungen / III. 12.“.

¹⁰⁹ Am Seitenrand rechts ergänzt: „7.“.

¹¹⁰ Über der Zeile ergänzt, folgt gestrichen: „arger“.

¹¹¹ Folgt Streichung.

meinte er, die Fürstin habe das Italienische mißverstanden, wenn sie ihm von ihren Eindrücken erzählte; aber sie wußte zu gut, daß dies nur selten angenommen werden konnte und zu oft wiederholten sich Züge die an¹¹² der Wahrhaftigkeit der¹¹³ Madre Vicaria¹¹³ Zweifel erregten¹¹⁴. – Diese¹¹⁵ Zweifel sich auszureden, was die Fürstin lange gesucht hatte, ward nach und nach zu Unmöglichkeit und ebenso erstanden andere, ob es gerechtfertigt sei, daß Madre Vicaria gewisse¹¹⁶ Freiheiten von der Klosterregel im ausgedehntesten Maße genoß. Sie besaß alle Schlüssel des Klosters, konnte darin schalten und walten nach Gutdünken; vom Sprechzimmer aus, daß sie sehr viel besuchte, verkehrte sie mit einer Menge Menschen und erfuhr dort alles, was sich in der Stadt ereignete¹¹⁷. Dagegen erschien sie fast nie im Chor und auch bei den Mahlzeiten fehlte sie in der Regel. – Es gab verschiedene Erwägungen durch die man den Charakter und das Benehmen der Madre Vicaria möglichst entschuldigen konnte, und hatte ja auch vor ihrer Einkleidung die Fürstin sich dies zur Aufgabe gemacht. – Sie hatte absehen wollen von den Fehlern Anderer und also auch an Madre Vicaria sie unbeachtet lassen wollen. – Dies ging aber nicht an, sobald man diese als Vorbild aller Tugend hinstellte und sie ihrer [28] Leitung wie der einer Heiligen vertrauen sollte, was Pater Kleutgen glaubte einzig anrathen zu sollen. Alle Wahrnehmungen gaben eine Idee vom Charakter der Vicaria, die mit¹¹⁸ seiner Auffassung und noch weniger¹¹⁹ oder doch ebenso wenig¹²⁰, der der Novizen und Klosterfrauen in¹²¹ Einklang zu bringen war¹²², durch die große Verehrung, die diese der Madre Vicaria weihten, trat die Dissonanz erst recht hervor. –

¹¹² Folgt gestrichen: „ih“.

¹¹³⁻¹¹³ Über der Zeile ergänzt.

¹¹⁴ Am Seitenrand rechts ergänzt: „Anmerkung: So hatte einmal / die Madre Vicaria in Abrede / gestellt, daß sie mit Pater / Kleutgen im Sprechzimmer / gewesen sei, als die / Kammerjungfer der / Fürstin dahin gekommen / war, was diese der / Fürstin ganz unbefangen / erzählt, nachdem sie die / Fürstin durch Madre Vicaria / selbst hatte rufen lassen; / auch nachher bestimmt / wiederholt. –“.

¹¹⁵ Davor gestrichen: „A“.

¹¹⁶ Davor Streichung eines Buchstabens.

¹¹⁷ Am Ende des Wortes gestrichene Buchstaben.

¹¹⁸ Über der Zeile ergänzt.

¹¹⁹ Über der Zeile ergänzt; es folgt Streichung.

¹²⁰ Am Seitenrand links ergänzt: „wenig“.

¹²¹ Davor gestrichen: „durchaus nicht“.

¹²² Folgt gestrichen: „u.“.

Die Fürstin wollte ernstlich ihre bessere Erkenntniß niederkämpfen, der der anderen unterordnen, aber es ging nicht. – Der Beichtvater konnte getäuscht werden, das sah sie und die Leichtgläubigkeit und Unkenntniß der Klosterfrauen waren zwei Factoren, welche Madre Vicaria sehr geschickt für sich zu benutzen wußte. – Immer ungerechtfertigter erschien der Fürstin das allgemeine Vertrauen, welches Madre Vicaria¹²³ genoß und dessen sie immer lauter vor der Fürstin sich rühmte, vielleicht weil sie fühlen mochte, daß das ihre erst noch zu gewinnen war. Sie theilte ihr nun unter¹²⁴ anderem¹²⁴ auch mit, daß man ihr Macht über den bösen Feind zutraue, Beseßene bisweilen zu ihr gebracht würden, eben damals oft einer, ein Amerikaner^{XXXIV}, der nach seiner Befreiung, große Dinge für den Jesuitenorden leisten werde, oft zu ihr komme, ihre Hülfe zu suchen; daß er ihr Briefe schreibe und sie ihm antworten müsse, wozu sie oft der Fürstin Zelle erwählte, aber¹²⁵ alle Vorsicht anwandte, ihr Schreiben geheim zu halten. – Die Fürstin liebte solche Mittheilungen gar nicht, suchte sie abzukürzen und zu verhindern, verweigerte auch den Beseßenen zu sehen, was Madre Vicaria ihr einmal [29] vorschlug; aber sie wunderte sich im Stillen, wie man die Nonne für solche unheimliche, ernste Dinge erwählen könne, und sah daraus deutlicher noch, wie aus allem Andern, daß die Beichtväter und wohl auch die Abtissin, wie alle die Uebrigen ihr außergewöhnliche Begnadigungen und Wundergaben zuschrieben. – Nach und nach fand sie dies bestätigt, die Schwestern traten offener mit ihren Erzählungen über Madre Vicaria hervor, diese selbst ließ mehr darüber vernehmen und ließ¹²⁶ die Fürstin¹²⁷ gewahren, welche Meinungen sie über sich verbreitete. Und der Beichtvater Pater Kleutgen gestand nach und nach zu, daß er Alles geprüft und nun mit Bestimmtheit für wahr halte, auch den Pater Lezziroli, der lange gefürchtet, ja gezittert habe zu glauben, schließlich habe überzeugen können. – Zum besseren Verständnis möge hier zusammengestellt folgen, was man im Kloster von Madre Vicaria glaubte und nach und nach der Fürstin offenbarte. – Wir greifen damit dem Laufe der Erzählung vor, da nur Schritt für Schritt die Fürstin Einblick erhielt und vieles ihr erst später bekannt wurde oder später sich ereignete. – Der Glaube der Andern aber, bestand

¹²³ Folgt gestrichen: „sich“.

¹²⁴⁻¹²⁴ Über der Zeile ergänzt.

¹²⁵ Über der Zeile ergänzt, folgt Streichung.

¹²⁶ Über der Zeile ergänzt.

¹²⁷ Am Seitenrand rechts unleserliche Korrekturanmerkung in Bleistift.

schon¹²⁸ so als¹²⁹ in seinem ganzen Umfange die Fürstin ihn noch nicht kannte und erklärt den Hergang, der uns zu erzählen bleibt.

#

Die fast ständigen Abwesenheiten der Madre Vicaria von den Mahlzeiten wurden so gedeutet, als nahm dieselbe keine Nahrung zu sich und Niemand schien daran zu denken, um dies zu prüfen, ihr einmal eine Zeitlang die Schlüssel zu entziehen, die ihr alle Vorräthe zugänglich machten. [30] Auch daß Madre Vicaria immer Zuckerwerk in der Tasche führte, schien ihren Verehrerinnen nicht bekannt, oder machte sie es dennoch in ihrem Glauben nicht irre. – Das Fehlen¹³⁰ vom¹³¹ Chor und den¹³² pflichtmäßigen Andachten und sonstigen Arbeiten wurde theils durch die Obliegenheiten ihres Amtes erklärt, theils durch die Annahme, daß sie inzwischen strenge Bußübungen vornehme, oder durch Entzückungen im Geiste hinweggenommen sei. – Tief in die Nacht hinein umstanden die Novizen plaudernd, scherzend, sie liebkosend ihr Bett und dann glaubten sie, wenn sie sich zurückgezogen hätten, bringe die Madre Vicaria die Nacht im Gebete zu und trotzte allen Anfechtungen des bösen Feindes, der ihr heiße Kämpfe liefere und sie oft beschädigen dürfe. – Eine erstaunliche Gewandtheit und Leichtigkeit der Bewegung, die einmal der Fürstin den Ruf entlockte: „Aber, Madre, Sie sind ja überall“, hatte sie benützt, den Klosterfrauen die Meinung beizubringen, sie zeige sich an mehreren Orten zugleich und diese erzählten sich mit fester Gläubigkeit viele solcher Beispiele. Die verschiedenen kleinen Treppen und Gänge, welche die gewandte Person zu benutzen wußte und ihr immer zugänglich waren, blieben dabei außer aller Berechnung. – Manchmal erschien die Madre Vicaria im Versammlungszimmer, sagte sie habe den Novizen eine kleine Freude gewünscht, und da die Abtissin nicht daran gedacht und nichts vorbereitet habe, habe sie nun dem Schutzengel ihre Wünsche anvertraut. – Wenn es dann gleich an der [31] Klosterpforte schellte, erregte sie¹³³ die Aufmerksamkeit noch mit bedeutungsvollem Lächeln und geheimnisvollen Worten, bis dann wirklich Erfrischungen oder zierlich geordnete Bonbons überbracht wurden und sah

¹²⁸ Über der Zeile ergänzt.

¹²⁹ Über der Zeile ergänzt.

¹³⁰ Folgt Streichung.

¹³¹ Über der Zeile ergänzt.

¹³² Folgt Streichung.

¹³³ In der oberen rechten Ecke ergänzt: „8.“

es gerne, wenn in der Novizen freudige Verwunderung, sich heilige Scheu zu mischte¹³⁴ und aus solchen Anlässen der Glaube an die Heiligkeit ihrer Novizenmeisterin neue Kraft schöpfte. –

Manchmal suchte sie mit der Kenntniss von Dingen zu frappiren die man ihr geheim gehalten hatte. So, zum Beispiel erkundigte sie sich bei der Fürstin nach einem rheumatischen Schmerz, den diese seit Tags zuvor in der Schulter empfand, ohne sich noch darüber geäußert zu haben. – Mit geheimnisvollen Lächeln beantwortete sie dann die Verwunderung der Fürstin und dachte wohl nicht, daß dieser, nach der ersten Ueberraschung, doch noch ein natürlicher Grund für solches Wissen denkbar sein konnte.¹³⁵ Oft war sie Briefschreibend in der Zelle der Fürstin wenn diese die vorgeschriebene Siesta hielt und konnte leicht eine unwillkürliche Bewegung nach der schmerzenden Schulter bemerkt haben. – Aehnliche Täuschungen gelangen ihr oft, und als besonders auffällig sei eine erwähnt, welche sie dem Beichtvater gegenüber angewendet hat. – Dieser hatte¹³⁶ der Fürstin, während des italienisch-österreichischen Krieges im Jahr 1859 die tägliche Lesung einer¹³⁷ [32] Zeitung gestattet, und die Fürstin bediente sich dabei zur besseren Orientierung einer Karte vom Kriegsschauplatz. Als Madre Vicaria selbe zum ersten Male sah, war sie ohne alle Begriff, was sie vorstelle und bat die Fürstin um Erklärung, wobei sich zeigte, daß sie auch nicht das kleinste Verständniß über Länder und Völkerkunde hatte und gar nie ihr darüber eine Belehrung geworden war. Dabei zeigte sich aber auf's Bemerkenswertheste ihre ganz ungewöhnliche Fassungskraft und die¹³⁸ Leichtigkeit, mit der sie alles Erlernte festhielt. Von nun an nahm sie auch lebhaftes Interesse an den Ereignissen, die vorher ganz außer dem Bereich ihrer Ideen gelegen hatten, die Namen von Gegenden und Städten wurden ihr geläufig, ebenso die der Feldherren und so weiter. Sie brachte nun täglich voll Eifer das Blatt herbei, las es mit der Fürstin, suchte die Orte auf der Karte und benahm sich dabei so, als wenn sie von jeher damit umzugehen¹³⁹ gelernt hätte, so daß die Fürstin nicht wenig über Talent und Lernbegierde der Madre Vicaria staunte. – Sie sollte aber noch mehr staunen, als bald

¹³⁴ Folgt Streichung.

¹³⁵ Am Ende des Wortes gestrichen: „n“.

¹³⁶ Am Seitenrand rechts senkrechter Strich in roter Farbe.

¹³⁷ Folgt Weiser: „Zeitung“.

¹³⁸ Über der Zeile ergänzt, folgt gestrichen: „ibre“.

¹³⁹ Über der Zeile ergänzt.

nachher einmal Pater Kleutgen ihr zur Bekräftigung seines Glaubens an übernatürliche¹⁴⁰ Begnadigungen seines Beichtkinds sagte, daß Madre Vicaria, obgleich ohne alle und jede Schulbildung nicht nur sämtliche Vorgänge¹⁴¹ aus dem Kriege wisse, sondern auch die Namen der Orte, Flüsse, Straßen vom Kriegsschauplatze nenne, ihre Lage und Entfernung anzugeben vermöge, was unbegreiflich sei ohne Annahme übernatürlichen Lichtes, da sie nie eine Landkarte kennen gelernt habe. –

Viele derartige Vorkommnisse zeigten der Fürstin ganz deutlich, daß Madre Vicaria jeden zufällig günstigen [33] Umstand ausbeutete, womit sie ihre Umgebung in Erstaunen versetzen konnte, und nichts war leichter, als bei den unerfahrenen Nonnen die Idee zu nähren, das was sie nicht begreifen konnten, sei das Wirken wunderbarer Gaben. – Einmal, da sie von der Fürstin eine sehr bedeutende Summe Geldes erhalten hatte, welche¹⁴² durch diese von reichen Freunden und Verwandten zur Unterstützung einer armen Familie erbeten worden war, und auf der Madre Vicaria besonderes Verlangen in Gold war zugeschickt oder umgewechselt worden, that sie alle die Goldstücke in ein sehr zierliches Glaskörbchen, das sie der Fürstin ihren Effekten entnommen hatte und stolzierte damit im Hause herum, es mit triumphierender, geheimnißvoller Miene Allen zu zeigen. Die Fürstin erfuhr dann, daß die Nonnen von Madre Vicaria vorher gehört hatten, sie habe sich an den heiligen Joseph gewendet um viel Geld zu erlangen für eine dürftige Familie und daß sie nun von Bewunderung und Staunen ergriffen waren, als sie das viele Gold sahen, dessen wirkliche Spender ihnen zu nennen die Madre Vicaria sich wohl hütete. Ihrem wunderbar mächtigen Gebete wurde dann dies Geschenk in dem feinen, noch nie gesehenen Körbchen zugeschrieben.¹⁴³ Ebenso war in der Communität die Ansicht verbreitet, daß Madre Vicaria einen breiten goldenen mit¹⁴⁴ roth und weißen Steinen besetzten Ring, der das ganze Glied bedeckte¹⁴⁵ und eine ganz ungewöhnliche Form hatte¹⁴⁵, ähnliche Art erhalten habe, wie die heilige Katharina von Siena^{XXXV} und einige der guten Nonnen machten aus [34] der Größe des Ringes, verglichen mit dem der heiligen Katharina Schlüße, die sehr zu Gunsten der

¹⁴⁰ Davor gestrichen: „ihre“.

¹⁴¹ Folgt gestrichen: „de“.

¹⁴² Davor Streichung.

¹⁴³ Zwischen „zu“ und „g“ gestrichen: „s“.

¹⁴⁴ Davor gestrichen: „Ring, der“.

¹⁴⁵ Folgt Streichung.



Abb. 7: Fra Bartolomeo, *Mystische Vermählung* der Katharina von Siena mit Christus, 1511. Wie in dieser Szene dargestellt, behauptete auch die „Madre Vicaria“ von Christus einen Ring übergestreift bekommen zu haben.

Madre Vicaria ausfielen. – Diesen Ring trug sie mit Wissen der Abtissin, und vermutlich auch des Beichtvaters, versteckte ihn aber immer, wenn sie in's Sprechzimmer ging. – Auch von anderen Ringen, die sie¹⁴⁶ mit¹⁴⁷ verschiedener Größe des darauf befindlichen Kreuzes besaß, war die Meinung verbreitet, es sei nur einer und dieser erschien bald größer, bald kleiner, was etwas Besonderes bedeuete. – Inwiefern diese Meinungen durch bestimmte Aussagen der Madre Vicaria entstanden waren, oder nur durch geschickt angebrachte Worte und Winke, die man nöthigenfalls anders hätte deuten können, vermochte die Fürstin nicht zu erkennen, auch nicht

¹⁴⁶ Folgt gestrichen: „in“.

¹⁴⁷ Über der Zeile ergänzt.

ob alle dem Beichtvater bekannt waren. – Ueber manche Dinge aber, machte die Madre Vicaria auch bestimmte Mittheilungen. So erzählte sie, daß sie viel durch den bösen Feind zu leiden habe, aber immer trotz¹⁴⁸ seiner Wuth seine Tücke besiege. – Im Bericht, den die Fürstin über die Vorspiegelungen der Madre Vicaria¹⁴⁹ geschrieben, ist erzählt wie sie einmal, hinkend, mit Beulen bedeckt, geschwollener Zunge, bleich und entsetzt zu ihr kam und andeutete, daß ihr der Teufel dies Leiden zugefügt habe, wegen der Hülfen zur Befreiung von seiner Gewalt, die sie dem beßeren Amerikaner angedeihen lasse. –

[35] *Einmal¹⁵⁰ als im Kloster¹⁵¹ von einer Heiligen war gelesen worden, die einen süßen, himmlischen Wohlgeruch verbreitete, duftete Madre Vicaria wochenlang nach Rosenöl, welches aber die Klosterfrauen nicht kannten und es offen und mit Wissen der Madre Vicaria für eine Wunder Erscheinung hielten¹⁵², wie sie damals ohnehin Alles was sie von der heiligen Juliana von Falconieri^{XXXVI} gelesen hatten, ebenso an ihrer Vicaria bemerken wollten. – Allerdings mag die ausschließliche Beschäftigung der Fantasie mit solchen Erzählungen, welche¹⁵³ die Klosterfrauen so willig machte, an ähnliche wunderbare Dinge zu glauben, auch eine Art von Entschuldigung sein, wie in der Madre Vicaria der Wunsch entstehen¹⁵⁴ konnte, das wirklich an sich bewundert zu sehen, wofür die Prophezeiung der Maria Agnese sie bestimmt hatte. Nach und nach gefiel sie sich in der Rolle, die ihr vielleicht zuerst war angedichtet worden, ohne ihr Dazuthun. Wie¹⁵⁵ sie gelang, trieb das frevelhafte Spiel sie immer weiter ins Verderben und ließ sie dann Alles daran setzen, sich in der allgemeinen Bewunderung zu erhalten. – Von den Personen, die von außen ihr Vorschub geleistet haben können und mit denen sie viel in Verkehr stand, fiel der Name des Advokaten Doktor Franceschetti^{XXXVII} der Fürstin besonders auf. Er war ein Freund des Pater Kleutgen und*

¹⁴⁸ Am Seitenrand links ergänzt: „Siehe hierüber einen / Bericht der Madre / Vicaria VII.“.

¹⁴⁹ Überschreibung.

¹⁵⁰ Rechts oben ergänzt: „9“.

¹⁵¹ Folgt gestrichen: „über“.

¹⁵² Am Seitenrand rechts ergänzt: „1.) Erst als einmal der Besuch / des Erzbischofs Hohenlohe ange- / sagt war, der einen Domini- / caner mitbringen wollte, / verschwand plötzlich der / Rosengeruch, und Zellen und / Gänge wurden gelüftet, / damit dem erfahrenen / Mönch von der Inquisition / nichts auffalle. -“.

¹⁵³ Folgt gestrichen: „s“.

¹⁵⁴ Überschreibung.

¹⁵⁵ Davor gestrichen: „u.“.



Abb. 8: Statue der hl. Juliana Falconieri in St. Peter zu Rom.

Bruder der Schwester Maria Giacinta der intimen Freundin von Madre Vicaria. Es schien der Fürstin, als¹⁵⁶ erfülle¹⁵⁷ dieser junge reiche Mann gern jedes Verlangen, der Madre Vicaria und seine Mittel konnten viele ihrer Machinationen und Ueberraschungen sehr erleichtern. –

¹⁵⁶ Folgt gestrichen: „thue“.

¹⁵⁷ Über der Zeile ergänzt.

[36] #

Wenn wir nun in die Zeit der ersten 2 Monate nach der Einkleidung der Fürstin zurücktreten, wo diese Entdeckungen bei Weitem nicht alle gemacht worden waren, so war doch damals schon soviel davon zu Tage getreten, daß die Fürstin ihr Befremden und ihr Mißbehagen, das sie dabei empfand, nicht mehr hatte beschwichtigen können und auch dem Beichtvater mitgetheilt hatte, war aber stets von demselben ungläubig angehört oder zurechtgewiesen worden, daß sie nicht volles Vertrauen in die Madre Vicaria setze¹⁵⁸ deren Tugend von ihm seit 11 Jahren geprüft worden sei und alle Proben bestanden habe. Er dachte die Fürstin hege eine persönliche Abneigung gegen ihre Vorgesetzte, deren seltener¹⁵⁹ Liebreiz, doch gerade so mächtig die Fürstin angezogen¹⁶⁰ und mit beigetragen hatte zur Wahl dieses Klosters. Alle Versicherungen gegen diese Annahme fruchteten nichts, oder sehr wenig. Doch suchte Pater Kleutgen immer wieder die Fürstin zu beruhigen, und vielleicht sich selbst, indem er sagte, sie verstehe das Italiänische nicht genug oder das Glaubensleben der Südländer sei ihr fremd. Er mochte sie für freigeistlich halten und glaube sie¹⁶¹ verwerfe¹⁶² das Wunderbare, ihr Unverständliche mit Bausch und Bogen. – Wie fest sein eigener Glaube an Madre Vicarias Tugend stand, zeigen die Worte die er einmal der Fürstin sagte, als er ihr versprochen hatte eine ihrer Angaben über Madre Vicaria Plauderhaftigkeit zu untersuchen: „Aber, aber“ hatte er gesagt; „wie beschämt werden Sie einmal vor Gottes Thron die Vorzüge dieser Sache erkennen, der Sie jetzt mißtrauen.“ – [37] Ob Madre Vicaria damals schon¹⁶³ deutlich erkannte, daß die Fürstin statt von ihr gewonnen zu werden, sich ihr entfremdete, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. – So fein sie auch war, so konnte sie doch nicht¹⁶⁴ beurtheilen, wie vollständig verschieden von der Wirkung, die ihre Mittheilungen und Andeutungen, den Gemüthern ihrer unwissenden Schwestern machte, die Wirkung sein mußte, welche dieselbe im Geiste einer gebildeten, Welt und Menschen kundigen Frau machte, die längst im Umgang mit vorzüglichen Menschen gelernt hatte,

¹⁵⁸ Vor dem letzten Buchstaben gestrichen: „t“.

¹⁵⁹ Überschreibung.

¹⁶⁰ Folgt gestrichen: „hatte“.

¹⁶¹ Folgt Streichung.

¹⁶² Über der Zeile ergänzt.

¹⁶³ Folgt Streichung.

¹⁶⁴ Folgt gestrichen: „vollständig“.

das Wesen vom Schein zu sondern und hergekommen war, den Kern, nicht die Schale religiösen Lebens zu suchen. So berechnete sie auch den Eindruck nicht, den einmal ihre Worte der Fürstin machten, als sie erzählte, sie sei es gewesen, die ihre Aufnahme ins Kloster gewünscht, nachdem sie einmal von Pater Kleutgen von ihr gehört hatte, und sie habe dessen Bedenken dagegen zerstreut. – Es war ersichtlich, daß sie die Fürstin im Kloster gewünscht hatte und an deren Eintritt die Hoffnung knüpfte¹⁶⁵, das 2te Kloster ihrer Reform, in dem sie nach der Vorhersage der Maria Agnese Abtissin werden solle, lasse sich gründen, was gleichfalls Maria Agnese mit der Aufnahme einer vornehmen, älteren Dame in Zusammenhang gebracht hatte. Die Mittel dazu sollten ohnehin schon bereit sein, und zwar¹⁶⁶ von einem Wohlthäter und ehrwürdigen¹⁶⁷, unbekanntem Beschützer¹⁶⁸ des Klosters, der die neue Stiftung nur lieber unter fremdem Namen gesehen hätte. –

Es war also der Madre Vicaria besonders daran gelegen, das Vertrauen der Fürstin und ihre Anhänglichkeit an sie in hohem Grade zu gewinnen. Wenn sie in ihren Hoffnungen sich getäuscht sah, mußte dies ein¹⁶⁹ harter [38] Schlag für sie sein und berührte in vieler Beziehung auch sehr unangenehm den Beichtvater. – Einigemale hatte dieser von der Fürstin sich die Erlaubniß geben lassen um zu ihrer Beruhigung¹⁷⁰ eine oder die andere Angabe über Madre Vicaria¹⁷¹ untersuchen zu können, diese zur Rede stellen zu dürfen. So zum Beispiel über ihre indiskreten Mittheilungen von ihrem Einfluß auf den Eintritt der Fürstin. Auch hatte die Fürstin Aufzeichnungen in deutscher Sprache für Pater Kleutgen gemacht, die dieser aber nur für sich benutzen durfte, und welche so lange sie in der Zelle waren, unverschlossen blieben. – Erst später stellte sich heraus, daß der Beseßene¹⁷² mit dem damals Madre Vicaria verkehrte kein¹⁷³ Amerikaner sondern¹⁷³ ein Deutscher war, der ihr leicht etwas von dem Inhalt der Blätter hatte¹⁷⁴ übersetzen können. –

¹⁶⁵ Überschreibung.

¹⁶⁶ Über der Zeile ergänzt.

¹⁶⁷ Folgt gestrichen: „sch“.

¹⁶⁸ Folgt gestrichen: „und Wohlthäter“.

¹⁶⁹ Folgt gestrichen: „e“.

¹⁷⁰ Folgt Streichung.

¹⁷¹ Folgt gestrichen: „zu“.

¹⁷² Folgt gestrichen: „Amerikaner“.

¹⁷³⁻¹⁷³ Über der Zeile ergänzt.

¹⁷⁴ Folgt Streichung.

So standen die Dinge gegen Ende Oktober 1858. – An dem Benehmen der Madre Vicaria bemerkte die Fürstin noch keine auffallende¹⁷⁵ Veränderung, doch schien dieselbe manchmal mehr von ihren Kämpfen zu wissen, als Pater Kleutgen ihr hätte mittheilen dürfen, was der Fürstin Unruhe verursachte und Mißtrauen gegen den Beichtvater, das sie als Versuchung zurückwies. An die oben angedeuteten mögliche Kenntnißnahme vom Inhalt ihrer deutschen¹⁷⁶ Aufzeichnungen, dachte damals die Fürstin noch nicht. – Wie wenig, oder wie viel Madre Vicaria aber¹⁷⁷ der Fürstin Entfremdung¹⁷⁸ gegen sie erkannt hatte, sie mochte noch an Abhülfe glauben und Andere sollten ihr behülflich sein. – Eine ihrer größten Anhängerinnen Maria Saveria^{XXXVIII} 179 war todtkrank um¹⁸⁰ jene Zeit, und ließ jede Mitschwester rufen, ihr noch Ermahnungen zu sagen. Auch die Fürstin mußte kommen und da sagte sie ihr aufs feierlichste, sie solle der Madre Vicaria, wie sie selbst es gethan habe, blind gehorchen und vertrauen¹⁸¹ und sie, nach Gott am meisten lieben. Nur wenn sie ihr dies verspreche, wolle sie am Thron Gottes ihrer eingedenk sein. – [39] Die Fürstin beschränkte sich darauf, ihr¹⁸² zu erwidern, vor Gottes Thron werde ihre Seele Alles in anderem Lichte sehen und nichts begehren, als daß Gottes Wille geschehe. –

#

Madre Vicaria mochte von dem Zuspruch der Sterbenden viel erwartet haben und suchte noch den Eindruck¹⁸³ der¹⁸⁴ Worte zu erhöhen, indem sie hervorhob, was für Lobsprüche der Beichtvater über¹⁸⁵ Maria Saveria geäußert habe. – Sie mußte sich noch immer der Fürstin gegenüber sicher fühlen, denn um jene Zeit, November 1858 kam sie immer mit neuen Versuchen hervor, die Fürstin in ihr engeres Vertrauen zu ziehen. – Sobald sie einmal erkennen konnte, daß dies¹⁸⁶ unmöglich war,

¹⁷⁵ Am Seitenrand links senkrechter Strich in roter Farbe.

¹⁷⁶ Unterstrichen.

¹⁷⁷ Folgt Streichung.

¹⁷⁸ Folgt gestrichen: „*Mißtrauen*“.

¹⁷⁹ Am Seitenrand links in brauner Farbe ergänzt: „*Aufzeichnungen IV.*“.

¹⁸⁰ Unterstrichen.

¹⁸¹ Davor Streichung eines Buchstabens.

¹⁸² Am Seitenrand rechts darüber ergänzt: „*10.)*“

¹⁸³ Folgt gestrichen: „*ihrer*“.

¹⁸⁴ Über der Zeile ergänzt.

¹⁸⁵ Davor Streichung eines Buchstabens. Am Seitenrand rechts in brauner Farbe ergänzt: „*Vergleiche: / Aufzeichnungen IV.*“.

¹⁸⁶ Folgt gestrichen: „*ih*“.

mußte die Wirkung für ihren leidenschaftlichen Charakter eine furchtbare¹⁸⁷ sein, denn dann waren alle ihre Berechnungen falsch und es erwuchs ihr¹⁸⁸ eine Gefahr, da¹⁸⁹ wo sie auf Erhöhung ihres Ansehens gehofft hatte, und diese Krise sollte nicht auf sich warten lassen. –

Eines Tages kam sie wieder zur Fürstin, dieser einen Brief zu zeigen den sie vom Beseßenen dem¹⁹⁰ vermeintlichen¹⁹⁰ Amerikaner, der sich Pietro nannte, erhalten habe. Er war deutsch geschrieben und auch an die Fürstin gerichtet, an Maria Luisa und an Luisa Maria, als ob die ähnlichen Namen sie beide zu ihm in Beziehung bringe. Es hieß darin, auch die Fürstin werde einen Ring erhalten und weiter enthielt der Brief so empörende, unsittliche Andeutungen, Lästerungen und Verhöhnungen der Religion und Sitte, daß die Fürstin ihn mit [40] tiefster Indignation zurückgab ohne darüber zu sprechen, denn es war ihr unmöglich der jungen Nonne den abscheulichen Inhalt mitzutheilen und sie¹⁹¹ hielt es für Pflicht und Gewissenssache zu verhindern, daß fortan derartige Dinge dem¹⁹² reinen Blick einer Braut Christi vorgeführt werde. Daher beschloß sie dem Pater Kleutgen Mittheilung von dem Vorfall zu machen; er sollte wissen, welcher Art die Briefe waren, die¹⁹³ Madre Vicaria von dem Beseßenen erhielt und wie gefährlich ihr das Vertrauen werden konnte, das diesen Unglücklichen ihrer Leitung unterstellt hatte. Gegen Madre Vicaria schwieg die Fürstin und wies, ohne weitere Bemerkung, des nächsten Tages¹⁹⁴ ab, als sie ihr einen zweiten, italienischen Brief zeigen wollte, den abermals der Beseßene geschrieben haben sollte. Bei der nächsten Beichtgelegenheit führte die Fürstin auch ihr Vorhaben aus, und, wie sie erwartet hatte, war Pater Kleutgen erschreckt und entsetzt durch die Mittheilung über diesen Brief. – Noch mehr aber als über den Inhalt des Briefes selbst, schien¹⁹⁵ er¹⁹⁵ erregte darüber, daß die Fürstin aussagte von Madre Vicaria den Bericht erhalten zu haben und fast wollte er diese Behauptung unglaubwürdig finden. Ebenso sträubte er

¹⁸⁷ Folgt gestrichen: „starke“.

¹⁸⁸ Folgt gestrichen: „da“.

¹⁸⁹ Über der Zeile ergänzt.

¹⁹⁰⁻¹⁹⁰ Über der Zeile ergänzt.

¹⁹¹ Folgt gestrichen: „b“.

¹⁹² Am Seitenrand links ergänzt: „Siehe über diesen / Brief den Bericht / der Fürstin. - / Numero VIII“.

¹⁹³ Folgt gestrichen: „sein Vertrauen“.

¹⁹⁴ Folgt gestrichen: „sie“.

¹⁹⁵⁻¹⁹⁵ Über der Zeile ergänzt.

sich zu glauben, daß auch frühere italienische Briefe des Beseßenen ihr von Madre Vicaria seien gezeigt worden und daß dieselbe diese Briefe beantwortet habe. Sein Zweifel an der Aussage der Fürstin konnten aber vor ihren ruhigen Versicherungen, denen die Macht der Wahrheit Gewicht verlieh, nicht fortbestehen¹⁹⁶ auch wußte ihm die Fürstin auf seine Fragen so [41] genau, Inhalt, Form, Farbe des Papiers et cetera anzugeben, daß er an der Richtigkeit ihrer Mittheilungen nicht länger¹⁹⁷ zweifeln konnte. – Dies erschreckte und beunruhigte ihn aber in höchstem Grade. Er sagte diese Angaben stünden denen der Madre Vicaria gerade entgegen; sie bringe ihm alle Briefe des Beseßenen ungelesen oder vernichte sie gleich und habe sie dieselben Jemand mitgetheilt, ihm aber die Unwahrheit gesagt, so wäre das eine schreckliche Sache. Bestätige sich diese Enthüllung über eine Falschheit im Character der Vicaria, so würden daraus die weitgesandten Folgen entstehen und man könne nicht ernst genug sie verurtheilen. – Die Fürstin war bestürzt durch den Eindruck und das Gewicht ihrer Worten und entgegnete bebeeängstigt, ob denn nicht ein mildernder Umstand geltend¹⁹⁸ gemacht¹⁹⁹ werden könne, ob denn nicht ein Drittes möglich sei, als Zurücknahme ihrer Angaben, die sie in's geringste Detail beschwören²⁰⁰, also nicht zurück nehmen konnte, oder Annahme²⁰¹ größter Verworfenheit der Madre Vicaria, wie²⁰² Pater Kleutgen daraus folgern zu müssen behauptete. – Vielleicht habe die Madre Vicaria, da sie den Inhalt des deutschen Briefes nicht kannte, gar nicht die Bedeutung ihres Thuns erkannt und so weiter. Pater Kleutgen blieb aber bei seiner Auffassung und äußerte noch, die Fürstin könne gar nicht ermeßen, in welchem Grad sträflich die Madre Vicaria gehandelt habe, wenn sie wirklich den Brief ihr gezeigt²⁰³ und er beschwor sie aufs Neue lieber ihre Angabe zurückzunehmen, was sie natürlich nicht konnte, wie er selbst einsah. Doch äußerte er noch, die Entdeckung der geringsten Lüge von Madre Vicaria würde alles umstoßen, was eilfjährige Leitung und [42] Prüfung ihn zu glauben berechtigten.

¹⁹⁶ Folgt gestrichen: „u.“.

¹⁹⁷ Über der Zeile ergänzt.

¹⁹⁸ Überschreibung.

¹⁹⁹ Über der Zeile ergänzt, darunter Streichung.

²⁰⁰ Folgt gestrichen: „könn“.

²⁰¹ Folgt gestrichen: „so“.

²⁰² Über der Zeile ergänzt.

²⁰³ Folgt gestrichen: „habe“.

Der Fall müsse²⁰⁴ aufs Strengste untersucht werden. Er verlangte daher von den Mittheilungen der Fürstin Gebrauch machen zu dürfen, was diese ohne Zögern zugestand, da sie den Erfolg der Untersuchung Gott anheim stellte und davon die Rettung einer Seele hoffte, die sie in gefährlichste Netze des Bösen verwickelt glaubte. –

Die nächsten Tage verstrichen der Fürstin in ängstlicher Spannung; nach dem was Pater Kleutgen geäußert, mußte etwas geschehen, was die Situation änderte, hoffentlich besserte. Lange dauerte die Erwartung nicht und eines Tages, bald nach jener Beichte trat Madre Vicaria mit besonderer Friedlichkeit in ihre Zelle. – Es war der 21te November, der Tag von Mariae Opferung. – Sie begrüßte die Fürstin kaum, die sogleich sah jetzt werde es zu einer Erklärung kommen. – Dann schloß sie die Fenster und Thüren, ließ die Vorhänge herab, daß es fast ganz dunkel im Zimmer war und kniete mitten in der Zelle nieder. Dann sah sie die gespannt Alles beobachtende Fürstin mit einer Miene voll Ruhe und Lieblichkeit an, die sie immer so gut anzunehmen wußte²⁰⁵ daß sie einer Engelsgestalt ähnlich war und sagte in feierlichem Tone, sie habe ihr eine furchtbare Mittheilung zu machen, die sie wohl sehr erschüttern werde, wenn sie ihr glaube, glaube sie nicht, so würden aber die Folgen schrecklich sein. – Der Brief, den die Fürstin gelesen habe, bestehe allerdings, aber nicht von ihr²⁰⁶ habe ihn die Fürstin erhalten. Nicht sie²⁰⁷ sei es gewesen, die ihn der Fürstin gezeigt habe. – Die Fürstin war unbewegt geblieben durch die feierliche Art dieser unerwarteten Erklärung, [43] aber²⁰⁸ die Kühnheit dieser Lüge entsetzte²⁰⁹ sie. – Mit einer solchen verhärteten Lügnerin konnte sie sich in keine Erklärungen einlassen und sagte nur, diese Rede sei ihr unverständlich, Beide wußten ja das Gegentheil, da Niemand Anderes den Brief beseßen habe. – „Von²¹⁰ mir haben Sie ihn nicht erhalten²¹⁰, obgleich Sie ihn in der That gesehen und gelesen haben“, betheuerte nun abermals die Madre Vicaria mit feierlichem Tone und die Fürstin ahnte wohl, wo das hinaus solle²¹¹, hütete sich aber

²⁰⁴ Folgt gestrichen: „daher“.

²⁰⁵ Überschreibung.

²⁰⁶ Unterstrichen.

²⁰⁷ Unterstrichen.

²⁰⁸ Davor gestrichen: „A“.

²⁰⁹ Rechts oben ergänzt: „11.)“.

²¹⁰⁻²¹⁰ Unterstrichen.

²¹¹ Zwischen „l“ und „e“ ein gestrichenes „t“.

zu fragen und sagte, sie begehre über diese Sache nicht weiter mit ihr, sondern mit dem Beichtvater zu sprechen. – Als Madre Vicaria sah, daß der Fürstin so nicht beizukommen war, verließ sie sie und sagte noch voll tiefen Bedauerns: „Armes Kind, nicht²¹² von mir²¹² haben Sie den Brief erhalten!“ Die Fürstin war ruhig geblieben, trotz der unerwarteten Wendung. Dennoch fühlte sie sich beängstigt und erschreckt, aber keineswegs²¹³ irre geworden. – Sie erkannte, daß Madre Vicaria vor Pater Kleutgen sich mit einer Teufelerscheinung rechtfertigen wollte und nun versuchte hatte, sie selbst an ein Blendwerk der Hölle glauben zu machen. Allerdings kam es der Fürstin nicht in den Sinn derartiges für unmöglich zu halten und zum Beweis dafür, daß sie Schutz vor dämonischen Einflüssen für nöthig hielt²¹⁴, kann dienen, daß sie nach diesn angreifenden Szenen zur Abtissin eilte, und sich ein geweihtes Kreuz zurückerbat, das ihr gehört hatte. Erst nachdem sie es zu sich gestellt, fühlte sie sich etwas sicherer und [44] konnte ruhiger überlegen. – Sie sah klar ein, daß sie das, was sie mit Madre²¹⁵ Vicaria²¹⁵ erlebt und im Zusammenhang mit all ihren Wahrnehmungen gefunden hatte, durch trugvolle Bethuerungen, und sollten sie noch so keck ausgesprochen werden, sich nicht durfte ausreden lassen. – Sie konnte um keinen Preis da an übernatürliche Wirkungen glauben, wo Alles so sehr²¹⁶ natürlich vor ihrem Auge sich entfaltet hatte und jeder²¹⁷ Umstand in das Gewebe der Verstellung paßte, das²¹⁸ mit einem Ungehorsam der sträflichsten Art begonnen hatte. Folgerichtig hatten die Sachen sich entwickelt und²¹⁹ ihren²²⁰ Beobachtungen sich gezeigt. – Ihr Urtheil über die Madre Vicaria war unter aufrichtigem Ringen nach rechter Erkenntniß zur Ueberzeugung geworden. – Diese, weit entfernt in Eifersucht oder Abneigung zu wurzeln wie Pater Kleutgen glauben wollte, hatte sogar Vorliebe zum Vorläufer gehabt. Jetzt stand sie aber zu fest, um dem Versuche weichen zu können, den Madre Vicaria anwandte; dämonische Gewalten mochten sie inspiriren, konnten aber nicht angenommen werden um ihre

²¹²⁻²¹² Unterstrichen.

²¹³ Folgt Streichung.

²¹⁴ Über der Zeile ergänzt.

²¹⁵⁻²¹⁵ Am Seitenrand links ergänzt.

²¹⁶ Unterstrichen.

²¹⁷ Überschreibung.

²¹⁸ Überschreibung.

²¹⁹ Folgt gestrichen: „vor“.

²²⁰ Folgt gestrichen: „Augen“.

*Schuld auf sich zu nehmen*²²¹, und die Erklärung für ihre entdeckten Lügereien abzugeben. Der Fürstin stand klar vor der Seele, daß sie sich nicht bereden²²² lassen durfte, noch auch zustimmen konnte, daß Andere getäuscht würden. – An der Wahrheit festzuhalten, war ihre heilige Pflicht, mochte sie auch noch so schwer [45] ihr gemacht werden. – Die Fürstin, welche ohnehin die Antwort auf ihre letzte Besprechung mit Pater Kleutgen von ihm selbst erwarten mußte, bat nun die Abtissin, der sie immer noch und bis zuletzt, kindliches Vertraun schenkte um eine Unterredung mit Pater Kleutgen, vor²²³ dieser für die Dauer der großen Exercitien der Jesuiten sich zurückziehen mußte, die an diesem Tage begannen. – Madre Vicaria hatte dies wohl gewußt und dachte um so sicherer das Feld behaupten zu können. – Pater Kleutgen kam wirklich noch am selben Tage zur Vesperzeit und sogleich konnte die Fürstin an seinem Ton und seiner Miene erkennen, daß er entschlossen war, die Erklärungen der Madre Vicaria für wahr zu halten. – Auf die Frage der Fürstin, ob die dunklen Reden der Madre Vicaria heißen sollten, es habe der Teufel ihre Gestalt angenommen und er²²⁴ der Fürstin den Brief des Beseßenen gezeigt, lautete seine bestimmte Antwort: Ja²²⁵: die Sache verhalte sich in der That so und da unbestreitbar sei, daß die Fürstin den fraglichen Brief, der wirklich existire, gelesen habe, folglich ihrer Angabe geglaubt werden müsse²²⁶, so sei keine andere²²⁷ Erklärung anzunehmen, da der Madre Vicaria Heiligkeit zu sehr erprobt wäre. Sie könne²²⁸ nichts Unwahres sagen. – Die gegebene Erklärung aber sei um so leichter zu glauben, da schon öfters solche Versuche des Teufels²²⁹ erkannt worden seien, durch die er sie, die seine große Widersagerin sei, in schlechten Ruf habe bringen wollen. – Auch alle die Un- [46] regelmäßigkeiten, welche die Fürstin an Madre Vicaria bemerkt haben wollte, seien auf denselben Urheber zurückzuführen. Nicht Madre Vicaria sondern der Teufel in ihrer Gestalt habe die zu langen und²³⁰ weltlich gefarbt Un-

²²¹ Über der Zeile ergänzt, darunter gestrichen: „auf sich zu nehmen“.

²²² Zerschreibung.

²²³ Darüber in Bleistift ergänzt: „be“.

²²⁴ Überschreibung.

²²⁵ Unterstrichen.

²²⁶ Unterstrichen.

²²⁷ Folgt Streichung.

²²⁸ Unterstrichen.

²²⁹ Am Seitenrand rechts ergänzt: „vergleiche IX.“.

²³⁰ Unterstrichen.

terredungen mit der Fürstin gehabt; ihm²³¹ seien besonders alle die Besuche zur späten Abendstunde zuzuschreiben; er sei²³² es auch gewesen, der ihr die früheren Briefe gezeigt und in ihrer Zelle geschrieben habe und²³³ er habe all dies gethan um das Ansehen der Madre Vicaria zu zerstören und²³⁴ den klösterlichen Frieden zu untergraben. – Als der Pater Kleutgen bemerkte, daß die Fürstin von seiner gewagten Erklärung wohl überrascht und²³⁵ auch erschreckt war, aber nicht geneigt schien sie anzunehmen; schien er unzufrieden; er fragte sie direkt, ob sie es glaube, und²³⁶ als sie es mit Bestimmtheit ruhig verneinte, sagte er hart und²³⁷ mißbilligend: er könne sich das von ihr wohl denken, denn sie werde überhaupt dämonische Einflüsse als unmöglich ansehen und sie ungläubig verwerfen. – Die Fürstin sagte ihm hierauf, dies sei keineswegs der Fall. Sowohl eigene Erlebnisse, wie vor Allem das was die Kirche darüber lehre und²³⁸ wie sie²³⁹ dagegen kämpfe, machten ihr den Glauben daran leicht möglich, im concreten Falle aber, könne sie²⁴⁰ solchen durchaus nicht annehmen. Sie machte darauf aufmerksam, daß nie ein Lücke in ihren Verkehr mit der Vicaria sich ergeben habe, nie habe ein Widerspruch stattgefunden; alle ihr Wahrnehmungen hingen [47] zusammen und²⁴¹ bildeten ein Ganzes²⁴², indem sie einander erklärten und ergänzten. – Sie hob namentlich hervor, daß²⁴³ sie sich immer bei den Abendbesuchen, die vom Teufel herrühren sollten²⁴⁴, bei der Vicaria als der Novizenmeisterin die Erlaubniß zur Communion am nächsten Morgen erbeten habe. Wie unnatürlich, ja wie frevelhaft wäre es anzunehmen, der Teufel habe diese wichtige Erlaubniß ihr gegeben; aber wenn man sich erlauben wolle, solche Ungeheuerlichkeit anzunehmen, so müßte ja gerade dadurch die Entdeckung des Truges früher herbeigeführt worden

²³¹ Überschreibung.

²³² Überschreibung.

²³³ Unterstrichen.

²³⁴ Unterstrichen.

²³⁵ Unterstrichen.

²³⁶ Unterstrichen.

²³⁷ Unterstrichen.

²³⁸ Unterstrichen.

²³⁹ Über der Zeile ergänzt.

²⁴⁰ Am Seitenrand links ergänzt: „(Aufzeichnung) / V. pag. 7 / Zusammenstellung“.

²⁴¹ Unterstrichen.

²⁴² Am Seitenrand rechts ergänzt: „12.“.

²⁴³ Überschreibung.

²⁴⁴ Folgt gestrichen: „sie sich“.

sein, wenn nämlich die Fürstin ohne die Erlaubniß von der Madre Vicaria wäre unter den Kommunizirenden gesehen worden. –

Den ebenso klaren als festen Antworten der Fürstin gegenüber beharrte aber Pater Kleutgen, wie es²⁴⁵ scheint mit leidenschaftlichem Eifer, auf seiner Ansicht, und²⁴⁶ suchte dieselbe durch Erzählungen früherer Vorkommiße zu erhärten, die aber die Fürstin gar nicht wankend machen konnten, weil²⁴⁷ sie ihr ebenso, wie der gegenwärtige Fall, sehr natürlich erklärbar scheine. Man dürfte nur den Vordersatz fallen lassen, daß Madre Vicaria's Aussagen, auf die sich alles zurückführte²⁴⁸, gar nicht falsch sein könnten. – Alles, was die Fürstin bei dieser Gelegenheit von früheren Vorgängen hörte war vollständig in Einklang zu bringen, mit dem was sie an Madre Vicaria wahrgenommen hatte. – [48] und bestärkten noch die Ueberzeugung, daß sie den Beichtvater betrüge. – Unzufrieden verließ Pater Kleutgen die Fürstin, versprach ihr aber noch während der Exercitien für sie zu beten und sie blieb beunruhigt und gänglichst zurück. – Es war und blieb ihr ganz unmöglich die Erklärung des Pater Kleutgen anzunehmen und²⁴⁹ das ernsteste Nachdenken, wie das innigste Gebet brachten das gleiche Resultat hervor und²⁵⁰ festigten nur ihre Ueberzeugung, wie ihren Entschluß an der Wahrheit festzuhalten und²⁵¹ nicht durch Nachgiebigkeit²⁵² dem Trug Vorschub zu leisten. –

Die nächsten Tage²⁵³, während denen²⁵⁴ keine bessere Verständigung mit Pater Kleutgen möglich²⁵⁵ war, blieb die Fürstin ihren Sorgen, Kämpfen und Schmerzen überlassen und²⁵⁶ diese Tage müssen voll banger Unruhe²⁵⁷ gewesen sein. Ihre Notizen aus der Zeit unmittelbar vorher, wo dieser Culminationspunkt der Sorge, noch nicht einmal erreicht war, lassen darauf schließen, wie sehr diese Prüfung sie niederdrückte, denn es war noch unmöglich deren Endzweck auch nur zu ahnen. – Oft

²⁴⁵ Am Seitenrand rechts senkrechter Strich in roter Farbe.

²⁴⁶ Unterstrichen.

²⁴⁷ Über der Zeile ergänzt.

²⁴⁸ Folgt Streichung.

²⁴⁹ Unterstrichen.

²⁵⁰ Unterstrichen.

²⁵¹ Unterstrichen.

²⁵² Überschreibung.

²⁵³ Am Ende des Wortes „n“ gestrichen.

²⁵⁴ Überschreibung.

²⁵⁵ Überschreibung.

²⁵⁶ Unterstrichen.

²⁵⁷ Am Seitenrand links ergänzt: „Aufzeichnungen / IV.“.

mochte sie geneigt sein in diesem Leiden eine Versuchung gegen das Ausbarren im Klosterleben zu erblicken, das sie für ihren Beruf erkannt, ersehnt und²⁵⁸ erbetet hatte und²⁵⁹ nun mit heißer Liebe umfaßt hielt. Alle Regungen, die etwa nahe legten, sie könne dem unerträglichen Verhältniß durch Austritt aus diesem Kloster entgehen, mußte sie daher verwerfen; an der von Jesus erlehten Zelle, in dem sie ihm allein [49] zu leben beehrte, mußte und wollte sie festhalten. Dabei aber war nicht abzusehen wie nunmehr darin der Friede gefunden werden könnte, der allein ihr Werth verleiht und sie zum Orte macht, der wie kein anderer die Vereinigung mit Gott befördert und erhält. – Die innere Qual war zu groß, als daß sie dabei feindlichen Angriffen von außen große Beachtung hätte widmen können. –

Der Madre Vicaria Benehmen gegen sie war von nun an verändert, das war ersichtlich genug. Auch bemerkte die Fürstin, daß sie nicht dabei stehen geblieben war, vor Pater Kleutgen sich selbst rein zu brennen. Wie sie bei ihr schon die Worte der Fürstin insofern zu verdächtigen gesucht hatte, daß sie diese als den Ränken des bösen Feindes verfallen darstellte, so mochte sie auch vor den Mitschwestern derartiges geäußert haben und ohne Zweifel hatte sie dafür²⁶⁰ die größte Gläubigkeit gefunden. Sie betrat jetzt der Fürstin Zelle nur noch allabendlich, begleitet von zwei Nonnen und spritzte Weihwasser in derselben herum, wie um besondere Vorkehrungen gegen den bösen Feind zu treffen. – Ihr Benehmen gegen die Fürstin war gemeßen und²⁶¹ feierlich wie gegen eine bedauernswerthe Person, die aber durch eigene Halsstarrigkeit und verwerflichen Unglauben sich ihrer Hülfe entziehe und ihr Missfallen verdiene. Allen²⁶² Nonnen, mochten sie auch Mitleid mit dem Zustande einer vom bösen Feinde bethörten Schwester empfinden, mußten doch noch mehr ihre Schuld verdammten, da diese im Auflehnen [50] gegen ihre heilig geglaubte Madre Vicaria bestand und ihnen ihr²⁶³ Unglauben unbegreiflich war, ihnen als gotteslästerische Freigeisterei erschien. – Bei²⁶⁴ der Stimmung die offenbar jetzt gegen sie im Kloster herrschte konnte die Fürstin sich nur abwartend verhalten, bis endliche Verständi-

²⁵⁸ Unterstrichen.

²⁵⁹ Unterstrichen.

²⁶⁰ Überschreibung.

²⁶¹ Korrigiert aus „w.“.

²⁶² Überschreibung.

²⁶³ Über der Zeile ergänzt.

²⁶⁴ Überschreibung.

gung²⁶⁵ mit dem Beichtvater oder das Geständniß der Madre Vicaria Abhülfe bringen werde. Vor nicht Pater Kleutgen zurückkehrte, konnte sie gar nichts thun, als stille zu halten und Gott um Hülfe in äußerer und innerer Bedrängniß anzuflehen.²⁶⁶ Sie dachte damals nicht, daß ihr Gebet in ganz anderer Weise als sie hoffte, erhört werden sollte. – Die Bedrängniß, statt aufzuhören, sollte größer werden und zur Trübsal sich²⁶⁷ steigern, in der sie gleich dem leidenden Erlöser rufen würde, = „Mein Gott, warum hast du mich verlassen.“ – Aber gerade dann wollte Gott mit ihr sein und sie erretten und herausreißen und sie sehen lassen sein Heil und ihr zeigen, daß sie sein Werkzeug gewesen und um seiner Ehre willen in diese Leidensnacht geführt worden war, in der seine Hand sie festhielt und schützte, eben weil sie ihn gewähren ließ und ruhig sich ihm anvertraut hatte. –²⁶⁸

Vielleicht ist hier der geeignete Ort auf eine Frage zu antworten, die fast unwillkürlich Manchem Unbefangenen bei dieser Darstellung kommen mag²⁶⁹: „Wie es möglich, und²⁷⁰ erklärbar sei, daß ein verständiger Mann, ein erfahrener Priester, ein großer Gelehrter wie Pater Kleutgen in so auffallender Weise von einer ungebildeten Nonne, deren geringe Kenntniße selbst der Religionswahrheiten ihm wohl bekannt war, getäuscht werden konnte.“ Man wird staunen, mit welcher Gewißheit [51] Pater Kleutgen an ihre Heiligkeit glaubte²⁷¹, die sich vor ihm durch nichts manifestirt haben konnte, als durch das was sie ihm von sich sagte und daß er lieber die kühnsten Behauptungen für wahr hielt, statt an ihrer Tugend zu zweifeln. –

Viele dürften eine solche Täuschung für unmöglich halten und statt zuzugeben, daß er das Opfer derselben gewesen sei, ihm selbst eine Schuld beimesßen, von der Niemand ihn lieber²⁷² frei glaubt, als die Fürstin, die fest an der Annahme hält, er sei vollständig getäuscht worden. –

Frauen haben oft Gelegenheit wahrzunehmen, daß²⁷³ gerade jene ihrer Mitschwestern, die sie selbst und andere für unbedeutend, ober-

²⁶⁵ Folgt gestrichen: „d“.

²⁶⁶ Überschreibung.

²⁶⁷ Davor gestrichen: „und Verlassenheit“.

²⁶⁸ Darunter ein Trennstich.

²⁶⁹ Überschreibung.

²⁷⁰ Überschreibung.

²⁷¹ Am oberen Seitenrand rechts ergänzt: „13.)-“.

²⁷² Nachträglich gestrichen. Am Seitenrand rechts in roter Farbe ergänzt: „entschiedener“.

²⁷³ Überschreibung, folgt gestrichen: „sie selbst“.

flächlich und unaufrichtig halten und deren List und Feinheit, womit sie ihre Fehler zu verbergen suchen, ihnen vollständig klar erkennbar sind; von geschiedten, werthvollen Männern, die²⁷⁴ alle sonstigen Lebensverhältnisse ernst und kritisch prüfen nicht durchschaut werden und daß²⁷⁵ diese ihnen²⁷⁶ Vorzüge zuschreiben, die sie keineswegs besitzen. Es mag im weiblichen Charakter ein Zug liegen, der dem Manne vollständig fehlt und ihm daher fast unergründbar ist und seiner Beurtheilung sich oft ganz entzieht die Fähigkeit nämlich, sich anders zu geben, einen Schein anzunehmen, der der Wirklichkeit durchaus nicht entspricht. Diese Fähigkeit, die den gefährlichsten Trug ermöglicht, wird in Personen, die nicht an ihrer Veredlung arbeiten die²⁷⁷ nicht, um die Gottähnlichkeit in sich herzustellen, an der Vernichtung dieses lügenhaften Zuges arbeiten, zu einer furchtbaren Waffe, der gegenüber den Mann weder Gelehrsamkeit, noch Verstand, noch fester Charakter schützen können. – Nur große Erfahrung in der Seelenleitung, vielleicht nur jene Erleichterung des Herzens, die Gott seinen Heiligen verleiht, können den Mann jene Verstellung, der²⁷⁸ ein weiblicher Charakter fähig ist, klar erkennen lassen. – [52] Ohne Zweifel vermag die Christin mit Gottes Hülfe, die²⁷⁹ gefährliche Fähigkeit sich zu verstellen, oder doch sich²⁸⁰ nicht durchschauen zu lassen, unterdrücken und vernichten können, und es wird auch ihr so gut wie dem Manne möglich werden, vollkommen wahr zu sein und zwar in dem Maße, als sie fortschreitet in der Nachfolge Christi. – Aber auch dann noch wird ihr jener Zug im weiblichen Charakter leichter verständlich sein als dem Manne, sie eben daher auch eher begreifen können, daß solche Täuschungen stattfinden können.

Pater Kleutgen war vermuthlich nicht sehr erfahren in der Seelsorge und hatte nicht viel in der Welt gelebt. Seine Hauptthätigkeit galt gelehrten Forschungen. Aus den Büchern, die ihn fast immer umgaben, D.²⁸¹ W. hatte ihn besucht, als er krank lag, und das Bett mit Büchern beladen gefunden²⁸¹, hatte er Welt- und Menschenkenntniß nicht gewinnen können. Vom Kloster Sanct Ambrogio gewahrte er nicht mehr, als man ihm

²⁷⁴ Über der Zeile ergänzt.

²⁷⁵ Folgt gestrichen: „ihnen“.

²⁷⁶ Über der Zeile ergänzt.

²⁷⁷ Über der Zeile ergänzt.

²⁷⁸ Korrigiert aus „die“.

²⁷⁹ Folgt gestrichen: „sehr“.

²⁸⁰ Folgt gestrichen: „zu“.

²⁸¹⁻²⁸¹ Am Seitenrand links ergänzt.

zeigen wollte; die Vorschriften der Klausur konnten seiner Beobachtung Blick und Mienen entziehen, die für den Untersuchungsrichter stets so wichtige Merkmale sind. Eine Voreingenommenheit einmal zugegeben, die zu erlangen der gewandten Vicaria leicht ward, wurde es für ihn unsäglich schwer, die Wahrheit zu ergründen, zumal diese Allem entgegen stand, was er seit Jahren wahr²⁸² gehalten und woraus er die kühnsten Schlüsse gezogen hatte. – Solche Uebereilung²⁸³ sich zu gestehen, fällt schwer²⁸⁴ und ist nur einige Möglichkeit gegeben durch günstige Auslegungen das Gebäude zu erhalten, das man²⁸⁵ auf falschen Grund gebaut, so greift man noch nach diesem Rettungsmittel. – Konnte nicht auch die Fürstin getäuscht worden sein²⁸⁶ oder täuschen wollen? War sie nicht etwa von einer Abneigung gegen Madre Vicaria irre geleitet? Ja selbst der Macht des Bösen verfallen, der die Heilige verfolgte? Dem Pater Kleutgen [53] ward es ungleich leichter²⁸⁷, von²⁸⁸ der, die ihm erst seit Kurzem bekannt war, sich Uebles einzureden, als von der, die er seit langen Jahren verehrte und bei Andern zur Geltung gebracht hatte. – Sobald die Schuld der Madre Vicaria zugemeßen ward, war ihm selbst ein schweres Urtheil gesprochen. Dieser Umstand mußte seinen klaren Blick trüben und ihn parteilich machen Was er stets als echt angenommen wünschte er natürlich bestätigt gesehen und erleichterte so der Madre Vicaria ihre Täuschungen. –

#

Nachdem endlich –²⁸⁹ 9 Tage nach dem 21ten November – die²⁹⁰ Exerzitien der Jesuiten beendet waren, suchte Pater Kleutgen nicht sogleich die Fürstin zu sprechen, die seine Rückkehr ins Kloster so sehnlich erwartet hatte. – Am Abend des 3ten Dezembers²⁹¹, als die kranke Maria Saveria im Todeskampfe lag, wußte die Fürstin, daß die beiden Beichtväter der Sterbenden beistanden, und trat in Begleitung der Abtissin und mit ihrer Erlaubniß in die Zelle, wo der Maria Saveria aus

²⁸² Davor Streichung.

²⁸³ Nachträgliche Streichung in roter Farbe; am Seitenrand links ergänzt: „Selbsttäuschung“.

²⁸⁴ Nachträglich ergänzt: „,“.

²⁸⁵ Nachträgliche Streichung in roter Farbe.

²⁸⁶ Über der Zeile ergänzt.

²⁸⁷ Nachträgliche Streichung in roter Farbe; am Zeilenrand rechts ergänzt: „lag es offen[sichtlich] näher“.

²⁸⁸ Folgt gestrichen: „ch“.

²⁸⁹ Folgt gestrichen: „nach“.

²⁹⁰ Überschreibung.

²⁹¹ Überschreibung.

der²⁹² vorher die Madre Vicaria sie hatte fern halten wollen. – Nach dem Hinscheiden der kranken Nonne, welche der Vicaria vertraute Freundin gewesen war, rief Pater Kleutgen die Fürstin in die nahe Apotheke, um sie dort ohne Zeugen sprechen zu können und frug sie ein Hinweis auf den so eben erhaltenen Eindruck, ob sie nun beruhigt sei und bereit seine Erklärung anzunehmen, die ihr das nöthige Vertrauen in ihre Vorgesetzte zurückgeben werde. – Die Sache war also in ihm schon zu dem Punkt gelangt, daß er die Fürstin für die Schuldige hielt, die einer Erschütterung bedurfte um ihre Verhärtung aufzugeben. – Die Kirche zwingt uns nicht einmal Heilige zu verehren, sie erlaubt es uns; die Fürstin aber sollte absolut an²⁹³ Wunder bei²⁹⁴ einer noch Lebenden glauben, deren Unvollkommenheiten sie erkannte. [54] Die Fürstin sah jetzt wohl, daß sie von Pater Kleutgen keinen Schutz erwarten konnte, und ihre Weigerung ihm beizupflichten, ihm höchlich mißfallen, ihn ihr entfremden werde. – Es blieb ihr aber keine Wahl; sie durfte ihre Ueberzeugung nicht verläugnen und blieb bei ihrer Weigerung seine Erklärung anzunehmen, trotz seiner²⁹⁵ Bitten und Vorstellungen. –

Er verließ sie mit unverhohlenem Unmuth und der Fürstin fiel es recht schwer auf's Herz, wie verlassen und bedrängt sie sei. – Es schien ihr unmöglich, gleich in ihre²⁹⁶ Zelle zurückzukehren und sie trat nochmals in die, der Verschiedenen. – Madre Vicaria war darin und die Aufregung, die sie erfaßt hatte und die sie schon vorhin, während die Fürstin mit Pater Kleutgen sprach, öfters getrieben hatte die Thür zu öffnen, brach jetzt mit einem male hervor. – Mit harten Worten wies sie die Fürstin an, die Zelle zu verlassen, und auf deren Erklärung, sie sei gekommen um nach dem entstehenden Todeskampfe²⁹⁷ den Eindruck des Friedens mitzunehmen, der nachher auf den Zügen der Todten sich zeige, sagte sie ihr mit leidenschaftlich erregter Stimme Worte, die wie eine Drohung klangen, daß solcher Friede auch ihr zu Theil werden solle: *Uscirà fuori un altera pace.* –

Die Fürstin erschrock, als so plötzlich leidenschaftlicher Haß sich ihr entschleierte und das in einem Augenblick und an einer Stätte, wo sie es am wenigsten vermuthet hatte. Sie ging bewegt in ihre Zelle, hörte auch

²⁹² Folgt gestrichen: „V“.

²⁹³ Folgt gestrichen: „die“, daneben in roter Farbe Anmerkungsstrich.

²⁹⁴ Über der Zeile ergänzt.

²⁹⁵ Überschreibung.

²⁹⁶ Überschreibung.

²⁹⁷ Folgt gestrichen: „ , “.

nachher noch, daß²⁹⁸ Madre Vicaria die Befehle zum Forttragen und Ausstellen der Leiche in so heftigem, aufgeregtem Thone gab, wie man ihn nie an ihr vernommen hatte. Die Fürstin suchte sich einzureden, daß in der heftig fühlenden Italienerin der Schmerz um den Tod der Freundin diese Veränderung [55] hervorbringe. – In den nächsten²⁹⁹ Tagen aber hatte sie bei der ausgestellten Leiche, der Prozession zur Kirche und so weiter öfters Gelegenheit wahrzunehmen, daß Madre Vicaria sie absichtlich demüthigen wollte und aller offen zu Tage tretender Unmuth ihr galt³⁰⁰, die jetzt auch vor der ganzen Communität zurückgesetzt³⁰¹ und verdächtigt wurde. – Alle schienen sie als eine Person behandeln zu wollen, die sich den Einflüssen des Dämons durch strafbaren Unglauben und Verstockung überließ³⁰². –

Der Ausstellung der Leiche am Gitter der Kirche, war schon in der nächsten Abendstunde deren Beisetzung in der Gruft gefolgt, wobei die Fürstin zufällig auf der Tribüne anwesend war und sah, daß ohne Priester, ohne Gebet, ein Maurer die Leiche in einer großen Kiste in die Gruft hinab senkte, Niemand war zugegen als Madre Vicaria, die vom Gitter aus die nöthigen Befehle mit kreischender Stimme in die Kirche hinaus rief. – Kein Wunder, wenn von dieser Leichenfeier eine schreckliche Erinnerung³⁰³ der Fürstin verblieb, welche die Furchtbarkeit der Situation vermehrte, in die sie sich bald darauf versetzt sah. – #

Der nächste direkte Angriff auf die Fürstin, um sie für's Beharren auf ihrer Meinung zu strafen und wo möglich davon³⁰⁴ abzubringen, war ein Brief, den Madre Vicaria ihr des nächsten Tages – 5ter Dezember – schrieb, worin ihr in harten Ausdrücken eine Bitte verweigert wurde, die sie am 21ten November an die Aebtissin gestellt hatte; die Bitte³⁰⁵ nämlich: in Zukunft nur in der Aebtissin Beisein zu Erklärungen ernster Art veranlaßt [56] zu werden und in ihrer Zelle ungestört verbleiben zu können. –

²⁹⁸ Überschreibung.

²⁹⁹ Am oberen Seitenrand rechts ergänzt: „(14“; darunter ergänzt: „Siehe Aufzeichnungen / der Fürstin. / No V“.

³⁰⁰ Überschreibung.

³⁰¹ Überschreibung.

³⁰² Überschreibung.

³⁰³ Davor gestrichen: „in“.

³⁰⁴ Über der Zeile ergänzt.

³⁰⁵ Über der Zeile ergänzt.

Pater Kleutgen, von der Fürstin befragt erklärte sich mit dem Brief der Madre Vicaria bekannt und einverstanden, da ihr Verlangen unstatthaft gewesen sei. – Er verlangte deshalb auch von der Fürstin, daß sie in ihrer Antwort demüthig um Verzeihung bitte und zu rückhaltlosem Gehorsam unter³⁰⁶ alle Verfügungen der Novizenmeisterin sich verpflichte. – Ein erster Brief der Fürstin war ihm nicht demüthig genug; sie schrieb einen andren in der gewünschten Fassung, nur auf das Ansinnen sie solle ihre Aussagen³⁰⁷ wegen des Briefes vom Beseßenen zurücknehmen, also³⁰⁸ die Erklärung der Madre Vicaria anerkennen, ging sie auch jetzt nicht ein. –

Da aber nur diese Unterwerfung der Madre Vicaria hätte genügen können, so versöhnte der Brief sie nicht. Sie zeigte sich gereizt und unzufrieden, behielt die angenommene Weise bei, wie sie die Fürstin seit dem 21ten November behandelte und vor der Communität als strafbar hinstellte. – Hie und da ließ sie ein Wort fallen, was die Fürstin beängstigte und beklemmte und darauf berechnet schien, sie an sich selbst irre zu machen, als wäre sie nicht in Vollbesitz ihrer Geisteskräfte oder den höllischen Mächten preisgegeben. Der Zustand war furchtbar peinlich für die Fürstin, die sich vergebens nach Rath und Trost umblickte, aber keine andere Stütze fand, als das Kreuz des Herrn. An dieses hielt sie³⁰⁹ sich aber fest angeklammert und der Rettungsanker betrog sie nicht. Mitten³¹⁰ im Sturm hielt er aus, obgleich die Wellen über ihr zusammenschlugen und sie darin unterzugehen meinte. –

Wohl hatte sich tiefe Niedergeschlagenheit ihrer bemächtigt, dennoch äußerte sie nichts gegen ihren Vetter Gustav Hohenlohe^{XXXIX}, Erzbischof von Edessa, der sie am 7ten Dezember besuchte und Grüße aus der Heimath ihr brachte. Aber grade sein Besuch hatte sie weich gestimmt und ihr die Verlassenheit da, wohin sie aus dem Kreise der Lieben gekommen war um die Gemeinschaft Gott dienender Seelen zu erlangen, doppelt schmerzlich fühlbar gemacht. Sie weinte diesen Tag über viel [57] bis endlich ein gutes, mitleidiges Wort einer Laienschwester, der Maria Felice^{XL}, sie aufrichtete und deren Hinweis aufs schöne Fest des nächsten Tages sie mit Vertrauen zur Gottesmutter erfüllte. –

³⁰⁶ Über der Zeile ergänzt, darunter gestrichen: „gegen“.

³⁰⁷ Überschreibung.

³⁰⁸ Überschreibung.

³⁰⁹ Über der Zeile ergänzt.

³¹⁰ Überschreibung.

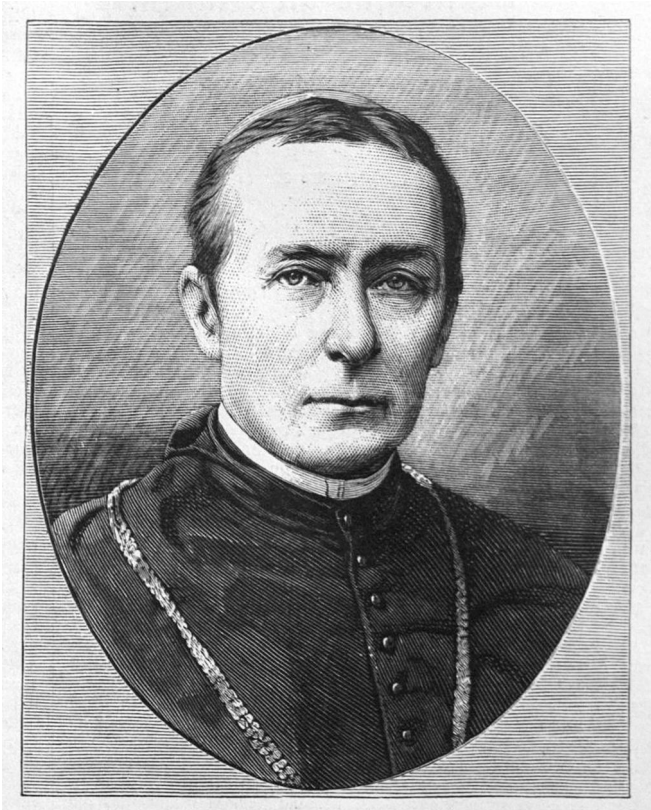


Abb. 9: Porträt von Kardinal Gustav Adolf zu Hohenlohe-Schillingsfürst, 1885.

Sie entschloß sich jetzt noch einen Versuch zu machen³¹¹, um Madre Vicaria zum Geständniß zu bewegen. Warum sollte sie nicht dies zu erlangen suchen, statt sich selbst mit Zumuthungen quälen zu lassen, auf die sie nun einmal nicht eingehen konnte und durfte. Sollte sie ohne³¹² allen Widerstand, sich als eine Schuldige behandeln lassen, während die triumphirte, die allein eine Schuld eingestehen konnte. War's dann nicht möglich mit dem Beistand der Gnadenmutter deren Herz zu rühren? –

³¹¹ Korrigiert aus: „wagen“.

³¹² Am Seitenrand rechts ergänzt: „Siehe Aufzeichnung / der Fürstin / Zusammenstellung III [Überschreibung]“.

Die Fürstin hoffte es und wollte den Versuch wagen. Unter heftigen Gemüthsbewegungen sah sie dem geeigneten Moment entgegen und bat am Festtag 8. Dezember fast unmittelbar nach Empfang der heiligen Communion, als die andern Schwestern in den obern Chor zurückkehrten, die Madre Vicaria um einen Augenblick Gehör. Allein mit ihr in der untern Halle, bat³¹³ sie nun mit ernsten Worten voller Liebe und in der demüthigsten Weise die Madre Vicaria inständig, bei Allem was heilig ist, doch die Wahrheit zu gestehen. – Um ihr das Geständniß zu erleichtern, wollte sie zugeben, daß Madre Vicaria unbewußt den Brief ihr in die Hand gegeben, den sie vielleicht nur habe zeigen wollen; die Fürstin schwur ihr, um des Geständnißes willen sie zu achten und aufs Neue sie zu lieben, ihr auch wieder³¹⁴ vertrauen zu können; die Liebe zu Jesu, dessen Leib sie eben empfangen, der noch in ihnen weilte, möge sie bewegen³¹⁵, die Wahrheit zu sagen. – Aber vergeblich waren alle Bitten. Madre Vicaria wußte zu gut, daß sie keine Unwahrheit zugeben durfte, wollte sie ihre Rolle einer Heiligen aufrecht halten. Mit einer Würde [58] und Erhabenheit in Ton und Miene, die jedem Zeugen³¹⁶ den Eindruck der vollkommensten Unschuld hätte machen können, sagte sie ruhig und mit lieblicher Stimme, sie wisse von nichts, was sie widerrufen könne und verstehe kaum, was die Fürstin wolle und wünsche. – Diese Weigerung in so heiligem Augenblick und auf solche Bitten, mußten der Fürstin alle Hoffnung nehmen bei Madre Vicaria noch etwas zu erreichen. Nichts konnte sie aufrecht halten, als der Gedanke an Gottes Allmacht, der die Wahrheit ihrer Aussagen dennoch an's Licht bringen könne³¹⁷; ihm wollte sie vertrauen, da Alle menschlichen Mittel fruchtlos blieben. – Daß auch jetzt nicht, wo die Hoffnung auf Wiedererlangung von Ruhe und Frieden in der³¹⁸ Klosterzelle nach menschlichem Urtheil³¹⁹ aufzugeben war, in der Fürstin der Gedanke erwachte, durch Austreten aus diesem Kloster sich weiteren Kämpfen zu entziehen, mag genügend beweisen, wie³²⁰ tief ihre Liebe zum Klosterleben gewurzelt

³¹³ Über der Zeile ergänzt, in der Zeile gestrichen: „klagte“.

³¹⁴ Über der Zeile ergänzt: „wieder“.

³¹⁵ Überschreibung.

³¹⁶ Folgt gestrichen: „hätte“.

³¹⁷ Folgt gestrichen: „gab“.

³¹⁸ Überschreibung.

³¹⁹ Folgt gestrichen: „wert“.

³²⁰ Unterstrichen.

war. – Aber es war auch Gottes Wirken in ihr, daß ihr dieser Gedanke nicht kam, weil Er³²¹ sie festhalten wollte zur Entdeckung Alles dessen, was in diesem Hause seine Ehre kränkte. In ihr hatte er Alles vereinigt, was sie zum³²² Werkzeug sowohl³²³ die Entdeckung, als die Bestrafung herbeizuführen, befähigte. –

Sie ahnte aber immer nicht, daß sie zu solchem Zwecke aus der Ferne hergeführt worden war und festgehalten wurde. Erst später konnte sie diese Fügungen Gottes erkennen und anbeten. –

Damals wußte sie kaum, wie sie aus ihrer Betrübniß sich erretten konnte. Am nämlichen Tage noch suchte Madre Vicaria durch Vorwürfe und bittere Reden das Zugeständniß zu errotzen, daß der Teufel in ihrer Gestalt den Brief gezeigt habe. Als³²⁴ die Fürstin [59] fest blieb, rief sie heftig aus: – also³²⁵ werde man an ihr immer eine Zweifelnde in Mitte der Communität besitzen und durch sie werde der Friede gestört sein und man eine Aufpäßerin³²⁶ haben. Der Wink war deutlich. Madre Vicaria hatte erkannt, daß die Fürstin sie durchschaute und fortan in ihrem Kloster nicht bleiben konnte, ohne Gefahr für dessen trugvoll erlangten Ruf. – Mit der Bemerkung, die Fürstin sei nicht vom Geiste Gottes gelei- tet, verließ sie ihre Zelle. –

Die Fürstin mußte bald die Nachwirkung so heftiger Gemüthsbewegungen auch körperlich empfinden, sie vermochte nicht zu essen und fühlte sich angegriffen. Drum konnte sie es auch glaublich finden, daß es der Abtissin aufgefallen sei, als man, die³²⁷ Madre Vicaria selbst brachte den Thee³²⁷, ihr am 9ten Mittags nach Tisch, eine Tasse grünen Thees in die Zelle brachte³²⁸ und ihr sagte, die Abtissin schicke ihn, mit dem Befehl ihn sogleich zu trinken. – Die Fürstin war zwar gerade im Begriff zur Abtissin zu gehen, wie es³²⁹ vorher bestellt worden war, um ihr und den Chorfrauen zur Recreationszeit Gegenstände zu zeigen, die der Erzbischof aus Deutschland gebracht hatte. – Sie nahm aber den Thee und trank ihn ohne jeglichen Verdacht aus. Aber gleich darauf, als sie zur Ab-

³²¹ Korrigiert aus: „er“.

³²² Überschreibung.

³²³ Folgt gestrichen: „für“.

³²⁴ Korrigiert aus: „Auch“.

³²⁵ Schräg darüber ergänzt: „15.“.

³²⁶ Unterstrichen.

³²⁷⁻³²⁷ Am Seitenrand rechts ergänzt.

³²⁸ Über der Zeile ergänzt, in der Zeile gestrichen: „schicke“.

³²⁹ Über der Zeile ergänzt, in der Zeile gestrichen: „sie“.

tissin kam, erschreck diese über ihr Aussehen und schickte sie in die Zelle zurück, wo kaum angekommen, heftiges Erbrechen, Schwindel Magenschmerz sie³³⁰ befie³³⁰ und sonstige ihr fremdartige Krankheitserscheinungen mit solcher Heftigkeit sich zeigten, daß die Fürstin sich nicht aufrecht zu erhalten vermochte. – Sie wurde zu Bette gebracht und von da an beginnt ihre Krankheit, die auch ohne die später nachgefolgten Geständnisse der Schuldign [60] durch ihren ganzen Verlauf den schrecklichen Verdacht, den schon der Beginns erregen konnte, bestätigen mußte. Lieber sollte die unbestechliche Zeugin einer Schuld durch ein Verbrechen beseitigt werden, als jene zugestehen, da sie die einzelne Persönlichkeit wie das ganze Haus um den erdachten³³¹ Ruf der Heiligkeit bringen würde.³³² – Unkenntniß der rechten Mittel mochte³³³ das verbrecherische Vorhaben erschweren, vielleicht war auch nicht von Anfang an das Schlimmste angestrebt und wurde die That nur versucht ohne klare³³⁴ Berechnung der Folgen, bis die Versuche allmähig zur³³⁵ Vollführung reizten und drängten. – Von der ersten Stunde der Krankheit an, war jedoch die Gefahr verlassen³³⁶ sterben zu müssen an die Fürstin herangetreten³³⁷ und sie wuchs von Stunde zu Stunde, bis die Fürstin schon jeder Hoffnung baar war. Und doch half Gott aus dieser tiefsten Noth, was sie mit stetem Dankgefühl erkennt. Sie hat über die Erlebnisse während der Krankheit eine sehr genaue Zusammenstellung gemacht, die nur das enthält, was sie ganz bestimmt darüber aussagen konnte. – Es³³⁸ könnte³³⁹ hier auf sie verwiesen werden und nur um die Darstellung des in Sankt Ambrogio Erlebten³⁴⁰ hier vollständig zu machen, wird ein kurzer Auszug auch hier gegeben.

#.

Nach dem Genuß jenes Thees am 9ten Dezember Mittag, war die Fürstin zu Bett gebracht worden. – Nachdem das erste heftige Erbrechen

³³⁰⁻³³⁰ Über der Zeile ergänzt, in der Zeile gestrichen: „sie befie“.

³³¹ Überschreibung.

³³² Überschreibung.

³³³ Am Ende des Wortes gestrichen: „n“.

³³⁴ Überschreibung.

³³⁵ Überschreibung.

³³⁶ Folgt gestrichen: „zu“.

³³⁷ Überschreibung.

³³⁸ Am Seitenrand rechts ergänzt: „Siehe über die / Krankheit der / Fürstin eigene / Aufzeichnungen. / III. [Überschreibung]“.

³³⁹ Überschreibung.

³⁴⁰ Korrigiert aus: „erlebten“, folgt gestrichen: „f“ und gestrichen: „auch“.

vorüber war, fühlte sie keine besonders auffälligen Zustände, erinnert sich auch nicht mehr, ob sie das Bett hüten [61] mußte aus wirklicher Schwäche, oder ob es nur auf Befehl der Obern so³⁴¹ geschah. Man brachte ihr sodann am Abend des nämlichen Tages eine Tasse Kamillenthee. Die Fürstin wollte ihn trinken, schrack aber zurück vor einem scharfen beißenden³⁴² Geschmack und sehr widrigem Geruch, der es ganz unmöglich machte, den Thee zu trinken. Sie sagte es den beiden Novizen, die bei ihr waren und eine derselben kostete auf ihr Verlangen den Thee und fand ihn auch ungenießbar. Ohne noch Verdacht zu schöpfen, schickte ihn die Fürstin wieder weg, und auch als gleich darauf Madre Vicaria erschien und die Novize anzankte, welche den Thee gekostet hatte, weil solches nicht erlaubt sei bei der Krankenpflege, fiel ihr noch nichts Arges ein. –

Man ließ die Fürstin zu Bette bleiben und gab ihr am andern Tag – 10ter Dezember – Rizinusöl, ein in Italien sehr häufig gebrauchtes Mittel. An den Speisen, deren sie wenig nahm, bemerkte sie³⁴³ an diesem Tage nichts Auffallendes und fühlte sich auch wohler, so daß sie wohl freiwillig nicht zu Bett geblieben wäre. – Dann³⁴⁴ brachte ihr am Morgen des 11ten Dezember Madre Vicaria selbst Fleischbrühe, die einen sehr scharfen, bitteren Geschmack hatte, der der Fürstin ganz unerklärlich war und es ihr unmöglich schien, die Fleischbrühe zu trinken; aber als Probe des Gehorsams überwand sie das³⁴⁵ große Widerstreben und trank die Tasse leer. Aber allsogleich nach dem Genuß stellte sich Magenweh, Kopfweh, Betäubung und Brechreiz ein. Die Fürstin fühlte sich aufs Neue elend und krank, aber immer noch erwachte kein anderer Verdacht in ihr, als der die Speisen würden schlecht zubereitet oder man thue heimlich Arzneimittel hinein. Dies fing an sie etwas zu beunruhigen in Bezug auf die Zuverlässigkeit der Pflegerinnen. – [62] Einer der beiden Klosterärzte, hatte³⁴⁶ nun auf dies neue Unwohlsein hin, Mandelmilch³⁴⁷ verordnet. Die Fürstin erhielt dieselbe etwa Nachmittags, bemerkte aber sogleich zu ihrem Schrecken und nicht geringer Verwunderung, daß dies ihr wohl bekannte Getränk, denselben scharfen Geschmack und widri-

³⁴¹ Überschreibung.

³⁴² Überschreibung.

³⁴³ Überschreibung.

³⁴⁴ Überschreibung.

³⁴⁵ Überschreibung.

³⁴⁶ Über der Zeile ergänzt: „verordnete“.

gen Geruch hatte, wie die Fleischbrühe; sie nahm nur ganz wenig, fühlte sich aber unwohl darauf. Das Fläschchen mit der übrigen Mandelmilch blieb im Zimmer stehen.

Auf einmal eilte eine Novize, dieselbe welche die andere wegen des Verkostens vom Kamillenthee verklagt hatte und die eine blinde Verehrerin der Madre Vicaria war, in die Zelle und verlangte mit³⁴⁸ Hast und sichtlicher Unruhe, die Mandelmilch zu verstecken, weil der Arzt komme. – Das befremdete die Fürstin und es stieg zum ersten Male der Verdacht auf, nicht Nachlässigkeit oder verkehrte Behandlung hätten die Getränke verdorben, sondern es³⁴⁹ sei³⁴⁹ aus böser Absicht etwas Schädliches beigemischt worden. –

Sie wollte nun auch nicht in's Verstecken der Arznei willigen, und³⁵⁰ fragte, was das für einen Sinn habe, wenn sie nicht schädlich sei. Da sagte man ihr, der andere Arzt, welcher die Mandelmilch nicht verschrieben habe, sei es, der jetzt komme und da müsse man sie doch verstecken. Diese Nothwendigkeit leuchtete der der Fürstin allerdings nicht ein, aber sie schwieg; wie nun aber derselbe Arzt eintrat, der die Mandelmilch verordnet hatte und man sie doch im Versteck ließ, stieg der Verdacht noch höher und sie beobachtete Alles genau. Endlich fragte der Arzt nach der Mandelmilch, da eilte die Fürstin sich zu sagen, wo sie war und glaubte deutlich zu bemerken, daß Madre Vicaria, die wie alle Nonnen in Gegenwart der Aerzte, dicht verschleiert war zögernd und mit zitternder Hand das Fläschchen hervornahm und von ferne zeigte, was dem Arzt leider genügte. Er verließ dann die Kranke [63] die er in steigender Angst zurückließ³⁵¹, denn die hatte den Schrecken der Vicaria wohl bemerkt und war überzeugt, daß der Schleier gedient hatte denselben zu verbergen. –

Wie nun Abends abermals statt der eigentlichen Krankenwärterin, Infirmiere, die Madre Vicaria erschien der Fürstin Abendessen zu bringen und diese an der Reissuppe sogleich den nämlichen bitteren Geschmack, der die Getränke verdarb, bemerkte, weigerte sich die Fürstin sie zu nehmen. Die Madre Vicaria schalt und war unzufrieden und um die Fürstin zu strafen, nahm sie auch die übrigen Speisen wieder mit fort; sie solle

³⁴⁷ Überschreibung.

³⁴⁸ Überschreibung.

³⁴⁹⁻³⁴⁹ Überschreibung.

³⁵⁰ Überschreibung.

³⁵¹ In der rechten oberen Ecke ergänzt: „16. –“.

jetzt gar nichts haben, sagte sie. – Die Fürstin ließ sich es gern gefallen, obgleich sie bedurft hätte, etwas Speise zu nehmen. – Am andern Morgen 12.³⁵² Dezember³⁵² nach der heiligen Kommunion beehrte die Fürstin dem Beichtvater schreiben zu dürfen; sie wollte ihn zu sich bitten, um ihre Sorge ihm zu sagen und seinen Schutz zu erlangen. – Madre Vicaria erlaubte es, aber unfreundlich. Als die Fürstin eben schrieb, brachten zwei Novizen Fleischbrühe und stellten sie, als sie die Fürstin schreibend sahen, eilig hin und liefen wieder fort, wie um zu berichten, was die Fürstin thue. Diesen Umstand benützte die Fürstin um einen Theil der Fleischbrühe in ein leeres Fläschchen zu gießen und³⁵³ zu verstecken, ehe die Novizen³⁵⁴ zurück kamen.³⁵⁵ Diesen sagte dann die Fürstin, sie werde von der Fleischbrühe keine mehr nehmen und sie entfernten sie. – Am Nachmittag kam der Beichtvater und war sehr unzufrieden über den Verdacht der Fürstin, den sie ihm nur mit größter Mühe ungehört von Anderen, mittheilen konnte, und sagte vorwurfsvoll, zu solchen Verwirrungen im³⁵⁶ bösen Argwohn³⁵⁷ habe der Mangel an Vertrauen zu ihrer vortrefflichen Oberin sie verleitet. – Doch gelang es der Fürstin ihm ungesehen die Fleischbrühe im Fläschchen zu zustecken und von ihm das Versprechen zu erlangen, er [64] werde³⁵⁸ sie genau untersuchen lassen. –

Die Fürstin suchte nun sich selbst des Beichtvaters Zuversicht einzureden, aber es³⁵⁹ hielt schwer und in der folgenden, schlaflosen Nacht fiel ihr auf einmal ein, daß die Madre Vicaria ihr einst gesagt³⁶⁰, Salmiakgeist, den sie wegen Insektenstichen sich hatte geben lassen, sei ein tödliches Gift, habe man ihr gesagt und diese Dosis genüge um drei Menschen zu tödten. – Die Fürstin hatte damals gelacht und erwidert³⁶¹, schon³⁶² des Geruches wegen könne das Niemand hinunterschlucken. Jetzt fiel ihr die ganze Unterredung wieder ein zu nicht geringer Bestürzung. Der schlechte Geschmack, der widrige Geruch an den verdächtigen Geträn-

³⁵²⁻³⁵² Über der Zeile ergänzt.

³⁵³ Folgt gestrichen: „*ehe*“.

³⁵⁴ Überschreibung.

³⁵⁵ Korrigiert aus: „*kämen*“.

³⁵⁶ Alternative: „*in*“.

³⁵⁷ Überschreibung.

³⁵⁸ Über der Zeile ergänzt.

³⁵⁹ Überschreibung.

³⁶⁰ Folgt gestrichen: „*der*“.

³⁶¹ Am Beginn des Wortes gestrichen: „*g*“.

³⁶² Über der Zeile ergänzt.

ken, war erklärt, wenn die unwissende Nonne, im Wahne damit tödten zu können, von dem Salmiakgeist daran³⁶³ gethan hätte. Die Fürstin sprang aus dem Bette und suchte nach ihrem Fläschchen, das sie auch an seinem Orte fand. – Sie beruhigte sich etwas, roch daran, weil sie dachte ihr Kopfweh zu mildern, stellte es wieder andenselben Platz; doch bemerkte sie, daß ein Schälchen fehlte, das sonst³⁶⁴ daneben gestanden hatte und auch schien ihr³⁶⁵ der Inhalt des Fläschchens vermindert. – Am andern Tage gerieth die Novize in sichtliche Verwirrung, welche die Fürstin nach dem fehlenden Schälchen fragte und erregte dadurch neuerdings den eingeschlummerten Verdacht, es sei mit dem Salmiak etwas vorgenommen worden. –

An diesem Tage, dem 13ten Dezember nahm die Fürstin beinahe nichts zu sich; ihr Befinden war nicht schlechter, dennoch mußte sie ihrem Vetter, dem Erzbischof Hohenlohe schreiben, daß sie krank sei. Das fiel ihr auf und sie dachte ob dieser etwa vorbereitet werden solle für eine unerwartete schlimmere Nachricht? – Am Abend kam der Beichtvater wieder und gestand, es sei in der Fleischbrühe allerdings etwas gefunden worden, was schlechten Geschmack verursacht habe, nämlich Alaun, [65] der aus Versehen statt³⁶⁶ Salzes³⁶⁶ hinein gekommen sein müsse. – Da Alaun kein tödtliches Gift sei, obwohl er, in großer Menge genommen, die Wirkungen hervorbringen könne welche die Fürstin an sich bemerkt hatte, so werde sie sich doch wohl mit der Versicherung beruhigen, daß ein Versehen stattgefunden habe, welches noch nicht aufgeklärt sei. – Für den Camillenthee reichte diese Erklärung allerdings noch weniger aus, als für Fleischbrühen und Reissuppe und auch die häufige Wiederholung des Versehens war seltsam genug. Doch schwieg die Fürstin, aber sie war nicht beruhigt und als sie in der nächsten Nacht, wie sie die erloschene Nachtlampe wieder anzünden wollte, zufällig bemerkte, daß jetzt das Fläschchen Salmiak, das gestern noch vorhanden gewesen, ganz fehlte, ward ihr Verdacht zur Gewißheit. –

Immer schwerer fiel ihr auf's Herz, daß man ihr Tags vorher so auffallend oft gesagt hatte, die Arznei welche sie am nächsten Morgen erhalten solle, Cassia^{XLI}, habe einen furchtbar schlechten Geschmack. Madre Vi-

³⁶³ Überschreibung.

³⁶⁴ Über der Zeile ergänzt.

³⁶⁵ Streichung am Beginn des Wortes.

³⁶⁶⁻³⁶⁶ Über der Zeile ergänzt.

caria und ihre beiden Novizen schienen es sich förmlich zur Aufgabe gestellt zu haben, sie auf diesen schlechten Geschmack vorzubereiten, damit sie sich ja nicht weigern solle, die Arznei deßhalb zurückzuweisen. – Die Fürstin war nun gewiß, daß man sie am nächsten Morgen vergiften wolle und große Anfechtungen, Versuchungen zur Verzweiflung und Trostlosigkeit kamen in ihrer verlassenen Lage über sie und steigerten sich mehr und mehr. Nur inbrünstiges Beten konnte helfen und Linderung gewähren. – Auf einmal fiel ihr der heilige Benediktus ein³⁶⁷ und wie es den bösen Menschen nicht gelungen war, ihn zu vergiften, weil Gott ihn schützte. – Großes Vertrauen auf Gottes Nähe und Allmacht beseelte sie wieder und sie beschloß die Arznei zu nehmen, weil es nutzlos sein werde [66] sich zu weigern, und auf Gottes Schutz sich zu verlassen, der ihr werden mußte, weil kein anderer ihr blieb. – Sie fürchtete Madre Vicaria werde nur um so rücksichtsloser vorgehen, sobald sie, die in ihren Händen war, ihren Verdacht äußern würde. – Es hieß also stille halten und Gott anrufen. – Bei der in Sankt Ambrogio herrschenden Sitte der Leichenbestattung war es nicht schwer, aus der Welt geschafft zu werden, ohne Aufsehen zu erregen – aber war nicht Gottes Hand noch mächtig, konnte nicht er sie schützen, die vertrauensvoll zu ihm rief. – So harrete sie dem Morgen entgegen, und hätte nur eins noch sehnlich gewünscht, nämlich die heilige Kommunion empfangen zu dürfen, was aber nicht eingerichtet werden konnte, – die Arznei sollte sehr³⁶⁸ früh genommen werden.

Diese wurde ihr sodann in dreierlei Form gebracht, damit sie um so sicherer eine davon nehmen³⁶⁹ könne. – Die Fürstin wählte die Latwerge^{XLII} und aß sechs³⁷⁰ Löffelchen mit der festen inneren Ueberzeugung, daß der abermalige schlechte Geschmack von einem Gift her rühre, das sie tödten werde, wenn Gott nicht helfe, dem sie sich ganz überließ. Sein Willen werde erfüllt werden und könne die Bosheit vereiteln; und Gott täuschte ihr Vertrauen nicht; er hörte ihr stilles Rufen. – In den Händen ihrer Feinde, deren böse That Niemand hinderte, war seine Allmacht ihr schützend nahe und erhielt ihr Leben, trotz der fürchterlichen Wirkung, welche der Genuß der Arznei fast augenblicklich hervorrief. Die Fürstin vermag nicht genau anzugeben, was nun mit ihr geschah; sie verfiel, wie

³⁶⁷ Folgt Streichung.

³⁶⁸ Über der Zeile ergänzt.

³⁶⁹ Über der Zeile ergänzt, darunter Streichung.

³⁷⁰ Überschreibung.

es scheint alsbald in Bewußtlosigkeit und eine Art von Lähmung; später erfuhr³⁷¹ sie, daß man die Aebtißin gerufen und gesagt ein Schlaganfall habe sie getroffen und dasselbe hatte³⁷² man³⁷² auch ihren Verwandten telegraphirt. – Wie lange sie bewußtlos [67] geblieb, weiß sie nicht, vermag überhaupt³⁷³ nicht genau die Ereignisse der 2 Tage vom 14ten und 15ten Dezember und der dazwischenliegenden Nacht der³⁷⁴ Folge nach zu unterscheiden. Sie sah später wieder, daß die Aebtissin, der Beichtvater P. Kleutgen und andere Nonnen in der Zelle waren, man reichte ihr die heiligen Sterbesakramente und als ihr letztes Stündlein nahe schien, fragte man sie ob sie noch die Gelübde ablegen wolle³⁷⁵, weil es ihrer Seele nützen könne. – Sie willigte ein und man vollzog die Zeremonien der Professablegung. Die Fürstin hatte dabei ihr Bewußtsein so weit wieder erlangt, daß sie der Handlung im Geiste folgen konnte, obwohl ihr Körper regungslos blieb und Anderes ihrer Aufmerksamkeit entging. Der Erzbischof sollte von ihrer Todesgefahr benachrichtigt werden, man schickte aber so spät am Abend des 14ten zu ihm, daß er erst Morgens den 15ten kommen konnte und sie noch in einem Zustand fand, der auch ihn glauben ließ, ihr Ende sei nahe und keine Hoffnung mehr. Er verließ sie auch, da er fort mußte, wie eine Sterbende trostlos ihr keine Hülfe mehr bieten zu können, und schickte noch, um doch etwas für sie zu thun, von der Pforte aus, ihr einen Rosenkranz zu, den ihr beider Oheim, Bischof Alexander Hohenlohe^{XLIII} beim Sterben gehabt hatte; man legte ihn³⁷⁶ ihr in die Hand, sie wußte es kaum. – Die Vorkommnisse auch dieses Tages blieben nur verworren in ihrer Erinnerung, doch wußte sie, daß Pater Kleutgen anwesend blieb, ihres Endes zu harren. Man ließ ihr 4mal zu Ader wobei man ihr 5 Pfund Blut entzog und sie dachte dabei, es geschehe um sie vollends zu erschöpfen. Doch konnte sie soviel äußern, daß sie wünschte die Aebtissin möge anwesend bleiben, weil sie von ihr Schutz zu haben glaubte. Diese blieb auch beim Aderlassen und verneinte die Behauptung der Madre Vicaria, daß sie kein Blut [68] sehen könne. – Wie lange die Fürstin so lag, weiß sie nicht, vielleicht

³⁷¹ Am Beginn des Wortes gestrichen: „b“.

³⁷²⁻³⁷² Über der Zeile ergänzt.

³⁷³ Am rechten oberen Blattrand ergänzt: „17. –“.

³⁷⁴ „r“ über der Zeile ergänzt, darunter gestrichener Buchstabe.

³⁷⁵ Am Seitenrand rechts ergänzt: „Siehe [gestrichen: „ihre“] Auf- / zeichnungen der / Fürstin. –“.

³⁷⁶ Korrigiert aus: „in“.

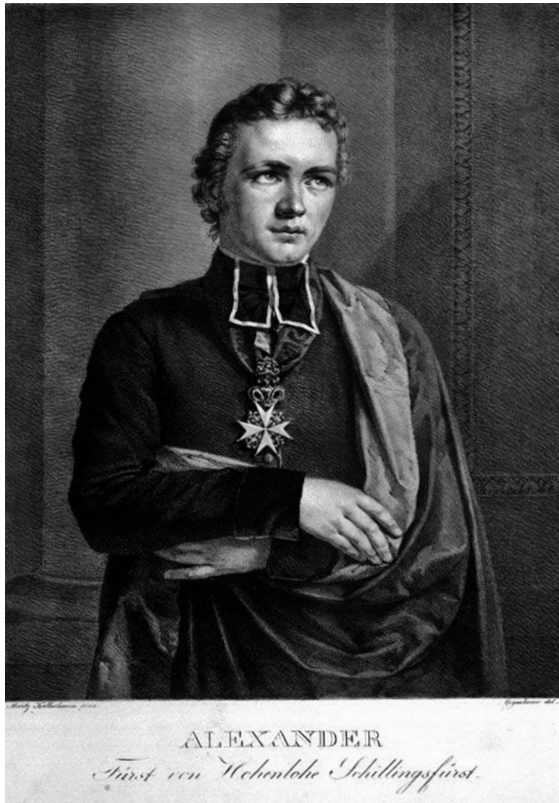


Abb. 10: Porträt von Leopold Alexander, Fürst von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, vor seiner Weihe zum Bischof, ohne Datum.

war es gegen Abend des 15ten wo sie in einen Starrkrampf verfiel, der Allen der Tod schien. Die Fürstin hörte wie man Proben anstellte, ob sie noch lebe, man³⁷⁷ hielt eine Flamme vor ihren Mund und erkannte doch noch an der Bewegung einen Athemzug. – Das Bewußtsein aber kehrte hell zurück und vermehrte das furchtbare der Lage. Später in³⁷⁸ der Nacht³⁷⁸ fühlte die Fürstin heftiges Fieber und bemerkte daß sie allein war. Die inneren Kämpfe, Muthlosigkeit, Jammer und Schmerz erneuer-

³⁷⁷ Überschreibung.

³⁷⁸⁻³⁷⁸ Über der Zeile ergänzt.

ten sich, sie fühlte Versuchungen gegen den Glauben und das Vertrauen, ob ihrer Verlassenheit, und rang heftig dagegen. Da löste sich mit einem Male der Verband von der Ader und ergriffen vom schreckenden Gedanken, er sei absichtlich leicht gemacht worden und sie müsse einsam jetzt verbluten, schrie sie laut auf und gewann Kraft um Hülfe zu rufen. Da eilte der Beichtvater herein, der in einer nahen Zelle gewartet hatte und legte den Verband fester. Es³⁷⁹ beruhigte sie, daß er da war, aber als er nach ihrer Hand faßte, wie sie nach dem Verband fühlen wollte, kam ihr vor, als habe man ihm beigebracht, sie wolle ihn aufreißen um sich zu tödten. Er der seine Gläubigkeit in die Aussagen der Madre Vicaria genugsam bewiesen, wie auch sein Mißtrauen in sie, konnte dies wohl glauben, und wenn Gift in ihr gefunden würde, konnte man nicht auch sagen, es sei von dem in ihrer Zelle aufbewahrten gewesen? Welcher Schatten konnte also noch auf ihren Tod geworfen werden! – Dieser Gedanke fügte eine neue Pein zu ihrer qualvollen Seelenstimmung und Kleinmuth wollte sie übermannen, wie sie wieder allein gelassen, all³⁸⁰ diese dachte. Da fiel ihr auf einmal der Rosenkranz ihres Onkels ein, den sie neben sich suchte und fand; sie [69] hängte ihn um den Hals und erweckte die Meinung mit dem Anrühren der Perlen von Zeit zu Zeit ein Ave auszudrücken, denn beten konnte sie nicht. Aber Gott erhörte dies stumme Flehen. Der Blutverlust mag bewirkt haben, daß sie ihren Kopf freier fühlte und das Fieber sich minderte. – Sie konnte sich sammeln und vermochte wieder geordnet zu denken und ruhig ihre Lage zu überblicken. – Sie fühlte, daß sie nicht sterbend sei und Unrecht thue, sich dahin sterben zu lassen und in der Gewalt ihrer Feinde zu bleiben; da Gott ihr beistehe und die Kraft erneuere, werde er auch helfen zu siegen. Immer heller und deutlicher wurde dieser Gedanke, immer mehr fühlte sie geistige und körperliche Kraft³⁸¹ zurückkehren und sie³⁸² nützte die Stunden des Alleinseins zur Sammlung und Kräftigung ihrer Ideen.

Wie es gegen Morgen ging, erschien auf einmal Madre Vicaria vorsichtig umblickend an der Zellentüre, wie wenn sie sehen wolle, ob der Tod wirklich eingetreten sei. – Aber die Fürstin bemerkte sie gleich und winkte ihr näher zu kommen und wie sie nun erschrocken und bestürzt

³⁷⁹ Überschreibung.

³⁸⁰ Folgt gestrichen: „e“.

³⁸¹ Folgt gestrichen: „sich“.

³⁸² Über der Zeile ergänzt.

heran trat, faßte sie fest ihre Hand und erklärte ihr kurz und bestimmt, sie wisse Alles, was mit ihr vorgegangen, werde aber nicht länger Solches dulden. – Gott habe ihr geholfen und es sei ihr jetzt Pflicht die böse Absicht zu vereiteln. Auch möge Madre Vicaria bedenken, daß ihr Tod nicht unbeachtet bleiben werde, daß man auch in den Leichen das Gift noch finden und unterscheiden könne und das Kloster werde dann ruiniert sein. – Diese unerwartete Rede von der, die sie schon dem Tode verfallen geglaubt hatte, machte einen furchtbaren Eindruck auf die Nonne, weit größer, als die Fürstin zu hoffen gewagt hätte. – Sie verlor ihre sonstige Geistesgegenwart, das Schuldbewußtsein nahm ihr die Kraft sich zu verstellen, als eine so [70] unerwartete Wendung eintrat und eine Gefahr sich ihr enthüllte, an die sie nicht gedacht hatte. – Sie fiel auf die Knie vor dem Lager der Fürstin, bat sie doch ruhig zu sein und nichts zu sagen, es solle ihr nichts zu Leid geschehen und sie wolle Alles thun, daß die Fürstin bald hergestellt sei, nichts solle an der Verpflegung fehlen. – Die Fürstin versprach ihr, unter der Bedingung, daß man ihr nicht länger nachstelle und sie rechte Verpflegung erhalte, ihr nicht schaden zu wollen. Sie dankte Gott für die unverhoffte Wirkung ihrer Worte, als nun die Madre Vicaria forteilte und Anordnungen gab, daß man die Fürstin wieder verpflegte. Man kam, sie wieder aus dem Bett zu nehmen, es zu reinigen und die Blutspuren hinweg zu waschen, denn man hatte sie wie todt seit 2 Tagen liegen lassen und jetzt erschien auch die Infirmière, die seither den Novizen hatte weichen müssen. Mit deren Erscheinen war es der Fürstin, als sei sie nun geborgen; sie nahm vertrauensvoll, was diese ihr reichte, bemerkte von Stund an nichts Verdächtiges mehr und unter der neuen Pflege gewann sie rasch³⁸³ ihre Kräfte wieder. Schon am nächsten Tag konnte sie im Lehnstuhl sitzen und erholte sich um so rascher, als statt des früheren Kleinmuths Freudigkeit und Dankbarkeit für Gottes Hülfe ihr Gemüth erfüllte. –

Erstaunt sah der Pater Kleutgen diese Veränderung, erstaunt hörten die Freunde von ihrer Rettung. Doch sagte sie auch jetzt, ihrem Versprechen gemäß dem Erzbischof Hohenlohe nichts von dem Vorgefallenen und auch dem Pater Kleutgen sagte sie auf seine verwunderte Frage, ob sie denn jetzt zufrieden und ruhig sei nur³⁸⁴ einfach, aber in tiefer freudiger Erregung die Worte: Wie sollte denn ich nicht zufrieden sein, da Gott

³⁸³ Überschreibung.

³⁸⁴ Folgt gestrichen: „einfach“.

mir [71] so³⁸⁵ – (außerordentlich) geholfen hat.³⁸⁶ Pater Kleutgen scheint diese Worte so ausgelegt zu haben, als ob die Fürstin ihren Verdacht als Unrecht erkannt habe, vielleicht ihn auch krankhafter Aufregung zuschreibe und nun davon zurückgekommen sei. – Es war zunächst keine Rede mehr davon; nur zeigte man ihr einmal Alaun mit der Bemerkung, es habe sich herausgestellt, daß eine Postulantin solchen anstatt Salzes gestoßen und an Speisen gethan habe. Sie würdigte diese versuchte Erklärung keiner weiteren Bemerkung. – Auch dieses Schweigen mochte den Pater Kleutgen, dem der Vorgang zwischen der Fürstin und der Madre Vicaria ein Geheimniß blieb, in seiner Meinung bestärken.

#

Vermuthlich knüpfte nun auch Pater Kleutgen an die Veränderung im Verhalten der Fürstin, die zunächst entschlossen war, die Vergangenheit ruhen zu lassen, auch die Hoffnung an, nach und nach werde sie auch noch die Heiligkeit und die Vorzüge seines Beichtkinds der Madre Vicaria erkennen und sich als dann auch nicht mehr hartnäckig gegen ihre Erklärung der früheren Vorkommnisse verschließen und dem Glauben der Uebrigen an die Wundergaben der Novizenmeisterin beipflichten.

Dieser Glaube aber, trat täglich mehr hervor. Viele von den [72] Wahrnehmungen über Madre Vicaria und ihr Ansehen³⁸⁷ als heilige, mit Wunderkraft begabte Person, die wir früher schon zusammengestellt haben, wurden erst jetzt gemacht. Es zeigte sich, daß Pater Kleutgen, nicht minder wie die Nonnen, ganz und gar durchdrungen war von der Wahrhaftigkeit der Vicaria und der Ächtheit all ihrer angeblichen Gnaden. Diese selbst war vorsichtig geworden der Fürstin gegenüber und hütete sich ihr von ihren außerordentlichen Aufgaben, ihrer Macht über Beseßene und dergleichen ferner etwas zu erzählen, von Pietro war nie mehr die Rede, und sie machte auch keine direkten Versuche mehr, die Fürstin für sich zu gewinnen. Aber sie ließ doch noch gern zu, daß Andere ihr³⁸⁸ zeigten, wie sie an sie glaubten, und man³⁸⁹ sie bemerkte, wie viel der Beichtvater auf sie hielt. Dieser äußerte einmal, auch Pater Lezzioroli sei vollkommen von der Heiligkeit und den außerordentlichen Gnaden der Madre Vicaria überzeugt, obwohl er sich lange ge-

³⁸⁵ Unterstrichen.

³⁸⁶ Rechts darüber ergänzt: „18.“.

³⁸⁷ Folgt gestrichen: „“,“.

³⁸⁸ Über der Zeile ergänzt.

³⁸⁹ Über der Zeile ergänzt.

sträubt³⁹⁰, ja, gezittert habe, daran zu glauben. – Dem gegenüber erschien ihm der fortdauernde Unglaube der Fürstin als Vermeßenheit und unverzeihlicher Starrsinn. – Pater Lezzioroli, der nun an der³⁹¹ mühsam gewonnenen Ueberzeugung festhielt, urtheilte³⁹² seinerseits nicht anders. Er meinte die Fürstin sei von frevelhaftem Stolz erfüllt und betrachtete sie nur mit Mißtrauen. – Die Fürstin bemerkte nun aber auch, daß die Abtissin, deren Wohlwollen ihr gesichert zu bleiben schien, von Madre Vicaria ganz beherrscht wurde und sich vor ihr fürchtete.

Für die Fürstin war nun das ganze Klosterleben in Sankt Ambrogio ein anderes und eine schwere Prüfung geworden. – Sie konnte in der Genossenschaft nicht mehr das Ideal vollkommenen Lebens verwirklicht glauben, wie sie beim Eintritt gethan. Zu viel Verderbniß hatte sich ihrem Blicke entschleiert und es schien auch unmöglich nur einer Einzigen alle Schuld beizumessen. Verschiedene Strömungen bewegten sich im Kloster, und die welche blind der Madre Vicaria ergeben waren beherrschten die andern. An ein Fortschreiten bei³⁹³ ungestörtem Frieden war [73] unter solchen Verhältnissen nicht mehr zu denken. –

Konnte nunmehr die Fürstin noch glauben, daß ihres Bleibens länger im Kloster³⁹⁴ von Sankt Ambrogio sei? – Sie that es, denn sie meinte, die in der Krankheit abgelegten Gelübde hätten diese Frage für immer entschieden. – Die von Gott in der Stunde größter Noth erlangte Hülfe, deutete sie so, als wolle er mit mächtiger Hand ihr Dableiben schützen und ermöglichen. – Noch immer konnte sie nicht sehen, was Gottes Absicht mit ihr war. Diese Erkenntniß kam erst nach und nach und der Weg zu ihr war noch immer ein sehr dornenvoller und führte durch äußere und innere Kämpfe. –

#.

Das Benehmen der Vicaria war von nun an ein sehr wechselndes. Ließen ihre Freundlichkeit und ihr Bestreben die Fürstin zu befriedigen eine Zeitlang hoffen, sie habe ihre bösen Anschläge vollständig aufgegeben, so kamen wieder Tage, wo sie Böses im Schild zu führen schien, und die gemachte schreckliche Erfahrung, ließ natürlich keine Sorglosigkeit mehr aufkommen. – Die Abtissin schien die Fürstin stillschweigend in ihren be-

³⁹⁰ Folgt gestrichen: „habe“.

³⁹¹ Folgt Streichung.

³⁹² Folgt gestrichen: „von“.

³⁹³ Überschreibung.

³⁹⁴ Folgt gestrichen: „sei“?

sonderen Schutz genommen zu haben und überwachte seit ihrer Genesung ihre Verpflegung mit einer gewissen Aengstlichkeit, welche der Fürstin nicht entging. Bei den Mahlzeiten war sie offenbar bestrebt in³⁹⁵ der Fürstin keine Besorgniß zu erregen, und die Nahrungsmittel, die ihr in die Zelle gebracht wurden schienen immer mit dieser Absicht gewählt zu sein. Meist brachte man ihr Eier, oder Nüsse und Anderes, was keine Furcht³⁹⁶ vor Vergiftung aufkommen ließ; Molken, die der Fürstin verordnet waren, wurden ihr immer versiegelt und von der Aebtissin zugeschickt und als Madre Vicaria dagegen agirt hatte und es so nicht mehr zuließ, widerrieth die Aebtissin sogleich den Weitergebrauch der Molken, aber unter einem Vorwand, der bestimmt war die Madre Vicaria zu täuschen. Die Fürstin war sehr dankbar für der Aebtissin ängstliche Aufsicht, aber gerade daraus mußte sie auch [74] wieder erkennen, daß nicht alle Gefahr vorüber sei. –

Eine der Novizen Maria Felice^{XLIV}, welche bei der Krankheit der Fürstin ein gutes Herz gezeigt und sie aufmerksam gepflegt hatte schien auch dabei etwas Verdächtiges bemerkt zu haben. Sie war seitdem verändert, traurig und nachdenkend und auch ihre Gesundheit begann zu wanken. – Die Fürstin fürchtete Veranlassung zu sein³⁹⁷, daß noch Andere verfolgt und gefährdet wurden. Unter denen welcher der Vicaria anhängen, machte sich eine gereizte Stimmung gegen die Fürstin bemerklich, je deutlicher sie sahen, daß die Fürstin nicht ihre Bewunderung für die Madre Vicaria theilte. –

Weil aber die Fürstin immer noch schwieg, indem sie sich zum schweigenden Ausharren nun mehr verpflichtet hielt, traten noch keine besonderen Feindseligkeiten hervor bis zu den Excercitien im März 1859. Es war bei diesem Anlaß geboten, der Aebtissin sich zu eröffnen, und nun erfuhr diese erst Alles aus dem Munde der Fürstin und durch sie mochte Pater Lezzioroli Kunde davon erhalten. Diesem erschien aber, aus schon berührtem Grunde der Verdacht der Fürstin trotz seiner erhaltenen Bestätigung höchst strafbar und er war entschlossen ihre Widersetzlichkeiten wie er ihr Beharren bei ihrer Ueberzeugung nennen mochte nicht zu dulden. In der nächsten Conferenz wies er mit strengen, ja harten Worten die Fürstin vor der ganzen Klostersgemeinde für ihren Stolz zurecht,

³⁹⁵ Über der Zeile ergänzt.

³⁹⁶ Folgt gestrichen: „auf“.

³⁹⁷ Überschreibung.

indem sie höherer Erkenntniß sich nicht anschließe und das angebotene Gute verschmähe. Sie sei so stolz wie der Teufel sagte Pater Lezzioroli und obgleich er die Fürstin nicht nannte, wußten doch Alle, wen er meinte und die Stimmung gegen sie war nun mehr sanctionnirt. –

Das Vorgehen des sonst so verehrungswürdigen alten Herrn hatte mithin, Abgesehen von der Betrübniß, die es der Fürstin bereitete, das Peinliche ihrer Lage gesteigert und sie fühlte sich wieder mehr von dem guten oder bösen Willen der Madre Vicaria abhängig. [75] Kardinal Reisach war seit ihrer³⁹⁸ Krankheit, volle vier Monate nicht mehr zu ihr gekommen, und es entging der Fürstin nicht, daß er abgewiesen wurde, so oft er sich einfand. – Endlich da es ihm gelang wieder zu ihr zu kommen, fühlte sie sich doch gedrängt ihm, ihrem früheren Seelenführer und später auch dem Erzbischof, einige Mittheilungen über Madre Vicaria zu machen und über die Schwierigkeiten in der sie sich befand, da Pater Kleutgen, deren vorgebliche Heiligkeit für ächt hielt, während sie den Trug durchschaute. Cardinal Reisach setzte großes Vertrauen in Pater Kleutgen und ermahnte die Fürstin, ihm nur immer Alles zu sagen, weil er dann Abhülfe durch ihn hoffte. Von den Vorgängen während ihrer Krankheit sagte aber die Fürstin noch nichts; sie fürchtete das Gewicht dieser Mittheilung und ihre Hoffnung war fortwährend in Gott allein, daß er die Dinge noch so gestalten werde, wie sie im Kloster den gehofften Frieden finden werde. –

Diese Hoffnung war freilich den größten Schwankungen unterworfen und die Nächte fingen an von Schreckensgedanken erfüllt zu sein, so oft Madre Vicaria eine unzufriedene Miene gezeigt hatte. Nun schienen aber auch Madre Vicaria und der Beichtvater nach einer Abhülfe sich zu sehnen und sie mochten denken, es wäre das Beste, wenn die Fürstin das Kloster verliesse. – Sie suchten ihr diesen Gedanken nahe zu legen und wie im Sommer, 1859, der österreichisch italienische Krieg ausbrach und die Gemüther mit der Furcht vor einer in Rom erwarteten Revolution beunruhigte gab es Veranlassung genug zum Fortgehen aus der für Deutsche gefährlichen Lage³⁹⁹, direkt oder indirekt⁴⁰⁰ aufzufordern. –

Jetzt erfuhr auch die Fürstin erst, daß die in der Krankheit abgelegte Profeß [76] nur für den Todesfall Gültigkeit gehabt hätte und dies bewog

³⁹⁸ Oben rechts neben dem Text ergänzt: „19. –“.

³⁹⁹ Davor gestrichene Buchstaben.

⁴⁰⁰ Korrigiert aus: „indirect“.

sie die Wünsche und Winke der Madre Vicaria und des Beichtvaters endlich doch zu beachten und in Erwägung zu ziehen. Eine Entscheidung mußte gefaßt werden vor Ablauf des Novizenjahres und sollte sie nicht den gebotenen Ausweg aus einer Lage wählen, die gefahrdrohend war und mehr und mehr unhaltbar wurde? – Daß die Madre Vicaria ihre Entfernung wünschte, offenbarte sich immer deutlicher und sie schien sich ein ganzes System ausgedacht zu haben um die Fürstin durch beängstigende Nachrichten über eine bevorstehende Revolution zur Flucht aus Italien zu bewegen. – Ihr Benehmen erregte bald sogar einen neuen schreckenden Verdacht. Während nämlich die Madre Vicaria Alles that um die Fürstin mit Sensations-Nachrichten zu erschrecken, sogar oftmals mitten in der Nacht sie weckte, um ihr irgend ein recht unheimliches Gerücht in brüsker Weise mitzuthemen, hatte sie vom Arzt den Auftrag, die Fürstin vor jeder Nervenauflregung zu bewahren und möglichst schonend ihr⁴⁰¹ üble Nachrichten mitzuthemen. – Diese Vorsicht hatte der Arzt mit der Bemerkung angethan; bei dem körperlichen Leiden der Fürstin könnten Aufregung und Schrecken am Ende ein Gemütskrankheit hervorrufen. – Wollte dies etwa Madre Vicaria? –

Die Fürstin hatte es ihr bei ihrem Eintritt gesagt, daß sie große Furcht hatte vor solcher möglichen Folge ihres Rückenleidens und daß⁴⁰² diese Furcht am meisten vermocht hatte, sich zur Schonung ihrer Gesundheit⁴⁰³ und zum Ausscheiden aus dem Noviziat der Sacré coeur Damen zu entschließen.

War es im Plan der Vicaria sie wirklich in einen Zustand von Geisteszerrüttung zu bringen oder wollte sie nur mit der [77] Befürchtung solcher Möglichkeit die Fürstin zum Austritt bewegen, denn sie sagte ihr's selbst, man habe streng verboten, sie zu ängstigen, fuhr aber fort es zu thun? –

Der Zustand ward dadurch unerträglich und endlich reifte in der Fürstin der Entschluß jetzt auszutreten (Juli 1859) wo die Kriegszustände den, für's Kloster schonendsten Vorwand dazu liefern konnten, was namentlich Pater Kleutgen sehr zu wünschen schien. –

Sie theilte also dem Erzbischof Hohenlohe diesen Gedanken mit, stieß aber auf Widerstand. Er hielt es für Pflicht sie zur Beharrlichkeit im er-

⁴⁰¹ Folgt gestrichen: „be“.

⁴⁰² Über der Zeile ergänzt.

⁴⁰³ Davor gestrichen: „selbst“.

wählten Beruf zu ermahnen. Weil er die Gefahr nicht kannte, in der sie schwebte, noch den eigentlichen Grund ihres Entschlusses, konnten seine Ermahnungen, die er brieflich⁴⁰⁴ aussprach, nur vorübergehende Zweifel in der Fürstin erregen. Sie blieb auf ihrem Entschluß, der nun auch dem Cardinal Protektor mitgetheilt wurde und erbat sich zu weiterer Berathung den Besuch des Erzbischofs, der in Tivoli weilte. –

So waren die einleitenden Schritte geschehen und Madre Vicaria und Pater Kleutgen waren davon verständigt. – Da erschien es aber der Fürstin auf ein mal, als sei erstere, wieder anderer Meinung geworden. – Das Austreten der Fürstin schien sie zu beunruhigen. Es mochte ihr gefährlicher dünken, als ihr Verweilen, so störend ihr dies war. In der Fürstin erwachte die Sorge, sie wolle es verhindern und beginne ihre Nachtstellungen aufs Neue. Es wurde ihr aber nicht zur Gewißheit wie das erste mal. Verdächtige Dinge bei Speise und Trank, die man ihr wieder oft allein zu geben suchte, kamen aber viele vor; es war nicht mehr möglich sie unbeachtet zu lassen. Die Fürstin schüttete Vieles weg, aß fast nichts und die Zeit, welche verfloß ehe der Erzbischof kam, war höchst qualvoll, sie konnt vor Angst, die täglich sich mehrte, nicht mehr ruhig zuwarten. [78] Ihre Angst steigerte sich aber zu⁴⁰⁵ großer Heftigkeit, als sie merkte, daß man sie verhinderte den Cardinal Protektor, der eines Tages im Kloster celebriert hatte und dann sich einige Zeit noch aufhielt zu sprechen und zu sehen und als am selben Tag der Erzbischof endlich kam und auch unter nichtigem Grund abgewiesen wurde hielt sie sich überzeugt, daß man sie nicht lebend mehr hinaus lassen wolle. – Sie fürchtete für sich und Andere und bat mit inständigem Drängen⁴⁰⁶ die Abtissin, einen Brief an den Erzbischof zu bestellen, in welchem sie ihn bat seinen Besuch zu wiederholen. Man wußte nicht, ob er in Rom geblieben war; aber die Aebtissin versprach der Fürstin den Versuch zu machen und that es auch, aber im Geheimen, indem sie noch in derselben Nacht vom 24ten auf 25ten Juli den Brief absandte. – Mit großer Angst wartete die Fürstin, bis sie Morgens 7 1/2 Uhr ins Sprechzimmer gerufen wurde. In großer Angst, fast athemlos eilte die Fürstin hinunter und auf den Erzbischof zu, dem sie in größter Aufregung zurief: Rette, rette mich! – Erst konnte er sie gar nicht verstehen und fürchtete fast, seine Cou-

⁴⁰⁴ Rechts neben dem Text ergänzt: „Siehe / Briefe .7.“

⁴⁰⁵ Am Ende des Wortes gestrichen: „r“.

⁴⁰⁶ Über der Zeile ergänzt, folgt gestrichen: „Flehen“.

*sine rede irre, aber nach und nach gelang es ihr, ihn zu überzeugen, daß sie ihrer⁴⁰⁷ Sinne mächtig⁴⁰⁸ und daß ihre Furcht nicht unbegründet war. Jetzt wurde ihm ihr Verlangen klar, aus dem Kloster zu scheiden und er versprach Alles zu thun, damit es sobald als möglich geschehen könne⁴⁰⁹, konnte aber den kürzesten Termin erst für den anderen Tag anberaumen. Die Fürstin nahm sich vor inzwischen möglichst wenig Speise und Trank zu sich zu nehmen und harrte in großer Gemüthsbe-
 wegung des nächsten Tages. Als die Aebtissin hörte, wie nahe der Abschied bevorstand, war sie sehr betrübt; auch Madre Vicaria bemühte sich betrübt auszusehen, konnte aber eine geheime Sorge nicht verhehlen. Am nächsten Morgen [79] beim Frühstück trat noch sehr auffallend⁴¹⁰ das Bestreben zu Tage, die Fürstin vom festlichen Frühstück abzuhalten, das dem Anna Tag zu Ehren stattfand, aber die Fürstin wußte es zu vereiteln und blieb auf ihrer Hut. Endlich schlug die Stunde, welche sie von dieser Sorge befreite, zugleich aber großes Leid ihr brachte, da sie das geliebte Ordensgewand ablegen mußte. – Hatten also alle Leiden zu nichts weiter gedient als die Fürstin aufs Neue in die Welt zurückzuführen, der sie⁴¹¹ restlich entsagt hatte? – So mochte sie auf der Fahrt nach Tivoli und in der ersten Zeit ihres Verweilens daselbst wohl oft gedacht haben.*

Aber das Samenkorn wird immer nur in die Erde gelegt, damit es durch sein Sterben Frucht bringe. Auch diese Leiden sollten keine vergeblichen gewesen sein. Schon keimte das Werk, zu dessen Gründung sie erwählte war und war in Gottes Plan beschloßen. Gleich am ersten Tag in Tivoli schickte ihr Gott den Ordensmann zu, den er zum ersten Abt des Klosters vorbestimmt hatte^{XLV}, das sie in ihrer Heimath, dieser zum Segen, errichten sollte. Damals schimmerte aber noch nicht einmal die Ahnung von solcher Aufgabe in ihr Leid und sie hatte Mühe von dem Erlebten sich geistig und körperlich aufzurichten. – Wie wunderbar wird einst im Lichte des Himmels das Walten der Vorsehung auch in diesem einen Fall, wie in unzähligen anderen sich zeigen, wenn wir einmal⁴¹² alle die Fäden bewundernd überblicken werden, die durch's

⁴⁰⁷ Davor gestrichen: „be“.

⁴⁰⁸ Danach gestrichen: „war“.

⁴⁰⁹ Danach gestrichen: „u.“.

⁴¹⁰ Neben dem Text ergänzt: „20.“.

⁴¹¹ Danach gestrichen: „so e“.

⁴¹² Am Ende des Wortes gestrichen: „l“.



Abb. 11: Kloster Beuron vor dem Bau der Eisenbahn 1890.

ganze Leben⁴¹³ der Fürstin sich ziehend, Alles zu diesem Werke vorbereiteten. –

Die Aufgabe dieser Darstellung ist hier zu Ende und es kann nur noch angemerkt werden, daß in [80] der nächsten Zeit nach dem Austritt aus St. Ambrogio die Fürstin durch den Zuspruch erleuchteter Seelenführer und Freunde der⁴¹⁴ Sache Gottes⁴¹⁴ zur Erkenntniß gebracht wurde, daß ihr⁴¹⁵ noch eine Pflicht blieb und sie mit der eigenen Rettung aus St. Ambrogio sich nicht begnügen durfte. – Es war schwere, aber gebieterische Pflicht die dort bestehenden Mißstände dem heiligen Stuhl zur Anzeige zu bringen und die gründlichste Untersuchung ward eingeleitet. Diese⁴¹⁶ erwies die volle Schuld der Vicaria und anderer Nonnen, auch die Aebtissin ward strafbar gefunden und geständig. – Das Kloster von St. Ambrogio wurde aufgelöst, die Schuldigen in Haft gebracht und streng bestraft, die anderen Frauen, die milder beurtheilt werden konnten, oder unschuldig waren, wurden in andere Kloster vertheilt. –

Heute besitzen die Söhne des heiligen Benedikt Kirche und Kloster, das sie für Schulzwecke verwenden.⁴¹⁷ Aufgeschrieben in St. Maurus^{XLVI} Juli 1871. – Christiane Gmeiner⁴¹⁸.

⁴¹³ Folgt gestrichen: „sich“.

⁴¹⁴⁻⁴¹⁴ In Bleistift gestrichen.

⁴¹⁵ Am Ende des Wortes gestrichen: „e“.

⁴¹⁶ Am Rand links ergänzt: „Siehe Brief des / Erzbischof Hohenlohe / 9.10.11. –“

⁴¹⁷ Darunter ein Devotionsstrich.

⁴¹⁸ Darunter ein Devotionsstrich.

Orts- und Personennamen

Alle Verweise auf Blätter der Vorlage, nicht auf Seiten im Druck.

Aloysia Maria, Nonne	<i>siehe</i> Katharina, Fürstin von Hohenzollern-Sigmaringen
Americano, Pietro	<i>siehe</i> Kreuzburg, Peter
Amerikaner, der	<i>siehe</i> Kreuzburg, Peter
Benedikt von Nursia, Heiliger	65
Benediktiner, Orden	80
Besessene, der	<i>siehe</i> Kreuzburg, Peter
Beuron, Kloster	79
Deutschland, Land – Volk – Sprache	10, 59, 75
Edessa, Titularerzbistum	56
Feldafing, Ort bei Starnberg	1
Firrao, Maria Agnese,	14f., 17, 19–22, 24, 35, 37
Stifterin von Sant’Ambrogio	
Franceschetti, Luigi, Anwalt von Sant’Ambrogio	35
Franz von Assisi, Heiliger	6
Gesellschaft vom Heiligen Herzen Jesu, Ordensgemeinschaft	3*, 4, 13, 76
Gmeiner, Christiane, Vertraute der Fürstin	1, 80
Gustav Adolf,	56, 59, 64, 67, 70, 75, 77f.
Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Kurienkardinal	
Italien, Land – Volk – Sprache	9, 14, 17, 27, 36, 61, 76
Italienisch-Österreichischer Krieg 1859	31f., 75
Jesuiten, Orden	3, 12, 28, 45
Joseph, Heiliger	33
Juliana von Falconieri, Heilige	35
Katharina von Siena, Heilige	33f.
Katharina, Fürstin von Hohenzollern-Sigmaringen	<i>passim</i>
Kleutgen, Joseph, Jesuit, Theologe	<i>passim</i>
Klosterärzte	62, 76
Kreuzburg, Peter	22, 34, 38–40, 56, 72
Leopold Alexander,	67f.
Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Weihbischof	
Lezziroli, Giuseppe, Jesuit, Beichtvater der Nonnen	12, 29, 72, 74
Madre Vicaria	<i>siehe</i> Maria Luisa
Maria Aloysia	<i>siehe</i> Maria Luisa

Maria Felice, Nonne	57, 74
Maria Giacinta, Nonne	10, 35
Maria Luisa, Novizenmeisterin von Sant’Ambrogio	<i>passim</i>
Maria Saveria, Nonne	38f., 53
Maria Veronica, 6–8, 17, 29, 34, 45, 55, 59, 66f., 72f., 78, 80	
Äbtissin von Sant’Ambrogio	
Michael, Heiliger, Erzengel	16
Patrizi Naro, Costantino, Kurienkardinal	4, 17, 77f.
Peters, Giuseppe,	<i>siehe</i> Kleutgen, Joseph
Beichtvater der Nonnen	
Reisach, Karl August von, Kurienkardinal	3-5, 9, 14-16, 75
Rom	
– Sant’Ambrogio, Kloster	<i>passim</i>
– Stadt	4, 27, 75, 78
Sacré-Cœur, dames du	<i>siehe</i> Gesellschaft vom Heiligen Herzen Jesu
Sankt Maurus, Landsitz bei Beuron	80
Tivoli, Ort bei Rom	77, 79
Weickum, Karl Franz, Domkapitular	5
Wilhelm August Karl, Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen	1
Wolter, Rudolf Maurus, Benediktinermönch	79
Zingeler, Karl Theodor	1

Herausgeber:

Dr. Gregor Patt
 Archivschule Marburg. Hochschule für Archivwissenschaft
 Bismarckstraße 32
 35037 Marburg

- I Hubert Wolf, *Die Nonnen von Sant' Ambrogio. Eine wahre Geschichte*. München 2013.
- II Zur Person vgl. ebd., bes. S. 22–29, 398–405.
- III Zu Person und Wirken vgl. Manfred Weitlauff, Artikel „Reisach, Karl August von“, in: NDB, Berlin 2003, Band 21, S. 382/383.
- IV Joachim Schmiedl, Rezension von: Hubert Wolf: *Die Nonnen von Sant' Ambrogio. Eine wahre Geschichte*, München: C.H.Beck 2013, in: *sehpunkte* 13 (2013), Nr. 5 [15.05.2013], in: URL: <http://www.sehpunkte.de/2013/05/23279.html> (23.05.2016).
- V Zu Person und Wirken vgl. Wolf, *Nonnen* (Anm. 1), bes. S. 105–151.
- VI Schmiedl, Rezension (Anm. 2).
- VII Maria Luisa Ridolfi. Zur Person vgl. Wolf, *Nonnen* (Anm. 1), *passim*.
- VIII Zu Person und Werk vgl. ebd., *passim*, sowie Michael Kappes, Artikel „Kleutgen, Joseph“, in: *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon*, Nordhausen 1992, Band 4, Sp. 54–56.
- IX Exemplarisch sei auf den oben genannten Kardinal Karl August von Reisach verwiesen. Zur Person vgl. Wolf, *Nonnen* (Anm. 1), sowie Raimund Lachner, Artikel „Reisach, Karl August Graf von“, in: *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon*, Nordhausen 1994, Band 7, Sp. 1567–1571. – Ein weiteres Beispiel ist Kardinal Costantino Patrizi Naro, der als Protektor eigentlich über Regeltreue und Lebensführung der Schwestern von Sant' Ambrogio hätte wachen müssen und später als Kardinalsekretär auch Einfluss auf das Inquisitionsverfahren nahm, vgl. hierzu ausführlich Wolf, *Nonnen* (Anm. 1), *passim*.
- X Ebd., Klappentext auf dem Schutzumschlag.
- XI Landesarchiv Baden Württemberg, StA Sigmaringen, FAS HS 1-80 T 8 Nr. 163, in: URL: <https://www2.landesarchiv-bw.de/ofs21/olf/struktur.php?bestand=290&sprungId=7114367&letztesLimit=suchen> (21.06.2016).
- XII Christiane Gmeiner (1839–1912), eine Vertraute Katharinas, Erzieherin und Schriftstellerin. Sie notierte Katharinas Erlebnisse im Kloster. Zur Person vgl. Wolf, *Nonnen* (Anm. 1), S. 14, 398, 441, 443, 449.
- XIII Zum Folgenden ausführlich Wolf, *Nonnen* (Anm. 1), S. 442–444. Ebd. auch das Zitat aus einer Rezension zu Konrad Deufel, *Kirche und Tradition. Ein Beitrag zur Geschichte der theologischen Wende im 19. Jahrhundert am Beispiel des kirchlich-theologischen Kampfprogramms P. Joseph Kleutgens SJ. Darstellung und neue Quellen* (Beiträge zur Katholizismusforschung. B: Abhandlungen). München 1976. Deufel war der Erste, der sich intensiv mit dem hier edierten Text auseinandergesetzt hat (vgl. ebd. S. 56–63).
- XIV Hierzu ausführlich Wolf, *Nonnen* (Anm. 1), S. 399f.
- XV Hierzu ausführlich ebd.
- XVI München, Archiv der Deutschen Provinz der Jesuiten, Abt. 47, Nr. 541, 1879 März 23.
- XVII Wolf, *Nonnen* (Anm. 1), S. 400f.
- XVIII München, Archiv der Deutschen Provinz der Jesuiten, Abt. 47, Nr. 541, 1879 März 23.
- XIX Ebd.
- XX Ebd.
- XXI Landesarchiv Baden-Württemberg, Abt. Sigmaringen, FAS HS 1-80 T 8 Nr. 163, in: URL: <https://www2.landesarchiv-bw.de/ofs21/olf/struktur.php?bestand=290&sprungId=7114367&letztesLimit=suchen> (23.05.2016).
- XXII Transkriptionsrichtlinie der Archivschule Marburg (Stand 26.04.2009), in: URL: <http://www.archivschule.de/DE/ausbildung/transkriptionsrichtlinie/> (23.05.2016).
- XXIII Wilhelm August, Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen (1864–1927).
- XXIV Karl Theodor Zingeler (1845–1923), Archivar der Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen. Zur Person vgl. Wolf, *Nonnen* (Anm. 1), S. 26, 440f., 450, 517.
- XXV Die Briefe sind nicht Teil der Edition.

- XXVI Costantino Patrizi Naro (1798–1876), Kardinalprotektor des Klosters und italienischer Kurienkardinal. Zur Person vgl. ebd., S. 66f.
- XXVII Gemeint ist Karl Franz Weickum (1815–1896).
- XXVIII Bei Sant’Ambrogio handelte es sich um ein Kloster der regulierten Franziskanerinnen vom Dritten Orden.
- XXIX Maria Veronica, Äbtissin von Sant’Ambrogio, jedoch von Maria Luisas Gnaden. Zur Person vgl. ebd., S. 9, 31, 137, 142–144, 153–155, 202, 255f., 285, 320–328, 387, 390, 398.
- XXX Zur Person vgl. Wolf, Nonnen (Anm. 1), passim.
- XXXI Jesuitenpater, erster Beichtvater des Klosters. Zur Person vgl. ebd., passim.
- XXXII Es handelte sich um die Gemeinschaft San Marziale in Gubbio.
- XXXIII Gen 3, 5.
- XXXIV Gemeint ist der Deutsche Peter Kreuzburg, der 1858/9 als „Pietro Americano“ in Rom lebte. Zur Person vgl. Wolf, Nonnen (Anm. 1), passim.
- XXXV Zur hl. Katharina von Siena (1347–1380) und ihrer Bedeutung vgl. Christof Dahm, Artikel „Katharina von Siena“, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Herzberg 1992, Band 3, Sp. 1225–1229.
- XXXVI Zur hl. Juliana von Falconieri (1270–1341) und ihrer Bedeutung vgl. Karl Mühle, Artikel „Juliana von Falconieri“, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Herzberg 1992, Band 3, Sp. 801/802.
- XXXVII Anwalt des Klosters. Zur Person vgl. Wolf, Nonnen (Anm. 1), passim.
- XXXVIII Nonne des Klosters. Zur Person vgl. ebd., S. 220, 298f.
- XXXIX Gustav Adolf zu Hohenlohe-Schillingsfürst (1823–1896), deutscher Kurienkardinal. Zu Person und (kirchen-)politischer Bedeutung vgl. Carsten Schmalstieg, Prinz Gustav Adolf zu Hohenlohe-Schillingsfürst (1823–1896). Grandezza und Opposition, in: Alma Hannig/Martina Winkelhofer-Thyri (Hrsg.), Die Familie Hohenlohe. Eine europäische Dynastie im 19. und 20. Jahrhundert. Köln 2013, S. 107–130; Wolf, Nonnen (Anm. 1), passim.
- XL Novizin und Krankenpflegerin der Fürstin.
- XLI Sennespflanze, kann als Abführmittel eingesetzt werden.
- XLII Pflaumenmus.
- XLIII Leopold Alexander Franz Emmerich zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (1749–1849), Weihbischof und Wunderheiler. Zur Person vgl. Theobald Freudenberger, Artikel „Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Alexander Prinz zu“, in: NDB, Berlin 1972, Band 6, S. 486/487.
- XLIV Nonne. Zur Person vgl. Wolf, Nonnen (Anm. 1), passim.
- XLV Rudolf (Maurus) Wolter (1825–1890), erster Abt des 1868 von Katharina gegründeten Klosters Beuron. Zu Person und Wirken vgl. Norbert M. Borengässer, Artikel „Wolter, Rudolf“, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Herzberg 1998, Band 14, Sp. 55–62.
- XLVI Landsitz von Katharina in der Nähe des von hier gestifteten Klosters Beuron.

Bildnachweise

- Abb. 1: <http://www.landesarchiv-bw.de/web/55289> (10.08.2016), gemeinfrei.
- Abb. 2: www.papapionono.it/bgimg/piocolor.jpg (10.08.2016), gemeinfrei.
- Abb. 3: <http://www.mdz-nbn-resolving.de/urn/resolver.pl?urn=urn:nbn:de:bvb:12-bsb10398508-6> (10.08.2016), gemeinfrei.
- Abb. 4: Staatsarchiv Sigmaringen FAS HS 1–80 T 8 Nr. 163. <https://www2.landesarchiv-bw.de/ofs21/olf/struktur.php?bestand=290&sprungId=7114366&letztesLimit=suchen> (10.08.2016).
- Abb. 5: Staatsarchiv Sigmaringen FAS HS 1–80 T 8 Nr. 163. <https://www2.landesarchiv-bw.de/ofs21/olf/struktur.php?bestand=290&sprungId=7114366&letztesLimit=suchen> (10.08.2016).
- Abb. 6: https://de.wikipedia.org/wiki/Sant%E2%80%99Ambrogio_della_Massima#/media/File:S._Angelo_-_S._Ambrogio_della_Massima.JPG (10.08.2016), gemeinfrei.
- Abb. 7: Joachim Schäfer, www.heiligenlexikon.de (10.08.2016), gemeinfrei.
- Abb. 8: Joachim Schäfer, www.heiligenlexikon.de (10.08.2016), gemeinfrei.
- Abb. 9: www.wikipedia.de (10.08.2016), gemeinfrei.
- Abb. 10: www.de.wikipedia.org/wiki/Alexander_zu_Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsf%C3%BCrst#/media/File:Prince_Alexander_of_Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsf%C3%BCrst.jpg (10.08.2016), gemeinfrei.
- Abb. 11: Archiv der Erzabtei St. Martin, Beuron.

„Halb Kloster, halb Palast“ – Das Herderhaus in Freiburg*

Von Johannes Werner

„... ein so weitläufiges,
so wohlgeordnetes Gebäude ...“
Friedrich Nicolai (1781) über St. Blasien

Zwar waren es kaum zwei Jahre, die Bartholomä Herder – der 1774 in Rottweil geboren worden war – erst als Schüler, dann auch als Novize in St. Blasien verbrachte; aber sie haben ihn für immer geprägt. Das weithin bekannte, ja berühmte Kloster verfügte nicht nur über eine große Bibliothek, sondern auch über eine eigene Buchdruckerei und -binderei, deren Erzeugnisse in alle Lande gingen. In diese Welt trat Bartholomä selber ein, als er, nach manchen Umwegen, schon 1801 in Meersburg einen Verlag gründete, den er 1803 nach Freiburg verlegte; und als nach der Aufhebung von St. Blasien dessen Druckerei an die Universität Freiburg überging, hat Herder sie gepachtet, den Vertrieb der Werke übernommen und sich so „*pietätvoll auch als Buchhändler noch in den Dienst des Erbes seiner Lehrer gestellt*“.¹ (In ähnlicher Weise setzten Joseph Kösel, der letzte Faktor des Klosters Kempten, und Franz Sales Benziger, der letzte Faktor des Klosters Einsiedeln, die Tradition in eigenen Verlagen fort.²) Wenigstens in Freiburg lebte so die Druckkunst

* Zwischen dem Haus Herder und dem Kirchengeschichtlichen Verein besteht schon von jeher eine enge Verbindung, erscheint doch das FDA seit der ersten Nummer (1865) in dessen Verlag.

¹ Albert M. Weiß/Engelbert Krebs, *Im Dienst am Buch. Bartholomä Herder, Benjamin Herder, Hermann Herder*, Freiburg 1951; hier bes. S. 3.

² Vgl. Johannes Werner, *Klosterdruckereien. Ein Überblick*. In: *Aus dem Antiquariat* 2/2006, S. 83–89.

wieder auf, die anfänglich gerade in den Städten am Oberrhein beheimatet gewesen war – übrigens so sehr, dass sich das oberdeutsche, umlautlose Wort „drucken“ gegen das „drücken“ durchsetzen konnte.³

Der Verlag wuchs und wuchs. Erst wurde ein Haus vor dem Martins-tor gemietet, dann ein anderes in der Kaiser-Joseph-Straße gekauft; in der Schiff-, Wasser- und Weberstraße wurde um- und angebaut, Neubauten in der Weststadt und im Glottertal kamen hinzu. *„Aber es waren nur zeitweilige Behelfe, und immer mehr äußerte sich die Notwendigkeit eines einheitlichen, alle Einzelbetriebe des Verlags zu organischer Ineinanderarbeit zusammenfassenden Gesamtbaus.“*⁴ Also erwarb Hermann Herder, der Enkel des Gründers, 1908 ein großes Grundstück, auf dem die ehemalige Kuenzer'sche Zichorien- und Champagnerfabrik stand, vorher aber ein Wirtschaftshof des Klosters Tennenbach gestanden hatte⁵; und mit dem Bau beauftragte er Max Meckel.

1. Der Baumeister

Max Meckel war einer der bedeutendsten Baumeister seiner Zeit. In der Erzdiözese Freiburg, als deren Baudirektor er von 1894 bis 1900 amtierte, aber auch andernorts schuf er eine nahezu unüberschaubare Reihe von Werken – die meisten von ihnen im Stil der Neugotik, den er wie kein Zweiter beherrschte.⁶ Da war es denn kein Wunder, dass sein Sohn in seine Fußstapfen trat. Carl Anton Meckel studierte erst in Karlsruhe bei Carl Schäfer, der ebenfalls der Neugotik verpflichtet war, dann aber in München bei Friedrich von Thiersch, der in eine ganz andere, nämlich neubarocke Richtung wies. Die Folgen sollten sich zeigen.

Nach dem Studium trat Carl Anton in das väterliche Atelier in Freiburg ein, in dem er schon vorher mitgearbeitet hatte. Und es war wieder kein Wunder, dass er schon bald aus dem Schatten des Vaters treten und

³ Vgl. Johannes Werner, Vom Schreiben, Drucken, Lesen. Etymologische Exkurse. In: Aus dem Antiquariat 4/2007, S. 262–266.

⁴ Der Neubau der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau. Freiburg 1912, S. 3.

⁵ Es wurde begrenzt durch die Zähringer- (jetzt Habsburger-), Johanniter- (jetzt Hermann-Herder-), Sautier- und Tennenbacher Straße.

⁶ Vgl. Werner Wolf-Holzäpfel, Der Architekt Max Meckel (1847–1910). Studien zur Architektur und zum Kirchenbau des Historismus in Deutschland (= Materialien zur Bauforschung und Baugeschichte 10), Lindenberg 2000.

seine eigene Handschrift entwickeln wollte; er wandte seine Liebe nämlich nicht der frühen, sondern der späten, fast schon barock bewegten und beschwingten Gotik zu, und schließlich dem Barock selber. Seine Bauten und Umbauten haben das Gesicht von Freiburg nachhaltig geprägt, nicht zuletzt dadurch, dass er ihnen, wo immer er konnte, eine farbige Fassung verpasste, gern ein Grün und am liebsten ein kräftiges, dunkles Rot. Zu ihnen zählen das Bankhaus Krebs (1905), der „Große“ und der „Kleine Meyerhof“ (1908), die Privat-Frauenklinik (1909), die Stadtparkasse (1911) – und dann das Herderhaus. Denn der Vater starb 1910 und hatte, wie es scheint, den Sohn schon längst gewähren lassen.⁷

Daneben und danach entstanden noch das Vereinshaus der „Badischen Heimat“ (1925)⁸, das Studienhaus der Herz-Jesu-Priester (1927)⁹ und die Konradskirche (1929)¹⁰, ein spektakulärer, revolutionärer Betonbau, mit dem Carl Anton ein einziges Mal über seinen Schatten sprang; ein Brunnen auf dem Kartoffelmarkt (1909) und einer auf dem Münsterplatz (1935); zahlreiche Wohnbauten und manches mehr. Und dazu war er noch einer, der nicht nur bauen, sondern auch schreiben und reden konnte; über die Neubauten auf dem Freiburger Münsterplatz, über die Holzbauten am Tuniberg, über romanische und gotische Baukunst in der Ortenau, über die Farbe in der Architektur, über die Konstruktion der figurierten Gewölbe in der deutschen Spätgotik, über das flache Dach und über andere Themen hat er sich gut und gern geäußert.¹¹

2. Der Bau

Der Haupteingang an der Hermann-Herder-Straße wird von einem wuchtigen Dreiecksgiebel und zwei nicht minder wuchtigen Säulenpaa-

⁷ Vgl. ebd. S. 276–278, 382f.

⁸ Vgl. Joseph Schlippe, Das Haus der Badischen Heimat und sein Architekt Carl Anton Meckel. In: *Badische Heimat* 31 (1951), S. 194–199.

⁹ Vgl. Johannes Werner, Das Herz-Jesu-Kloster in der Okenstraße. In: *Freiburger Almanach* 58 (2007), S. 65–70.

¹⁰ Vgl. Johannes Werner, St. Konrad in Freiburg. Ein Meilenstein des neuen Kirchenbaus. In: *Freiburger Almanach* 55 (2004), S. 25–32.

¹¹ Vgl. Johannes Werner, Carl Anton Meckel. In: *Badische Biographien. Neue Folge Bd.VI.* Im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, hrsg. von Fred Ludwig Sepaintner, Stuttgart 2011, S. 270/271.

ren eingerahmt. Von diesem Front- oder Stirntrakt, dem sogenannten Kontorgebäude, führen zwei Flügel nach hinten, die wiederum durch zwei Quertrakte so miteinander verbunden sind, dass zwei Innenhöfe entstehen; hier fanden Druckerei, Buchbinderei, Papier- und Bücherlager ihren Platz. Es gab sechs Treppenhäuser, einen Paternoster, einen kleinen Personenaufzug und zehn Lastenaufzüge; Warmwasser- und Dampfheizung, elektrische und Gasbeleuchtung, elektrische Entstaubung und einen eigenen Brunnen mit elektrischen Pumpen. Die größte Breite beträgt 74 m, die größte Länge über 105 m, die größte Höhe über 31 m, die überbaute Fläche – ohne Höfe – 4785 m², die gesamte Bodenfläche 30 630 m², der umbaute Raum 125 330 m³. Beiderseits des Haupteingangs waren noch zwei freistehende Wohnhäuser für Verlagsangehörige geplant, die mit Bogengängen an das Gebäude anschließen und einen offenen Vorhof ausbilden sollten; gebaut wurden sie dann doch nicht mehr, ebenso wenig wie die seitlich gelegene Villa für den Verleger selbst.

Die Architektur sollte, so hieß es, *„bei aller Wahrung künstlerischen Gepräges die Bestimmung des Hauses als großes, einheitlichen Zwecken dienendes Geschäftshaus zum Ausdruck bringen. Sie wurde in Anlehnung an die umfangreichen oberdeutschen Schloß- und Stiftsbauten des 18. Jahrhunderts entworfen und in den Formen eines reifen Barock ausgeführt. Die Farbgebung soll mit ihrem kräftig wirkenden Rot die Einheitlichkeit des Architekturbildes vollenden und bei den vielen Fensterdurchbrechungen die Geschlossenheit des Ganzen wahren“*.¹² Einheitlichkeit und Geschlossenheit – auf diese Stichworte wird zurückzukommen sein.

Der Grundstein war am 20. August 1910 gelegt worden, die Einweihung wurde am 3. November 1912 gefeiert. Nach dem festlich gestalteten Hauptgottesdienst im Münster war es Erzbischof Thomas Nörber selber, der an drei Altären, die in verschiedenen Teilen des neuen Gebäudes aufgerichtet waren, Gebete sprach und dann die Arbeitsräume, dort vor allem die Druckerpressen, und schließlich alle Anwesenden segnete. Der Erzbischof nahm auch an der weltlichen Feier teil, zu der sich die

¹² Der Neubau der Herder'schen Verlagshandlung (wie Anm. 4), S. 4. – Zu diesen stilistischen Anlehnungen oder Anleihen vgl. Christian Maurer, Das „Rote Haus“ des Herder-Verlags in Freiburg. Anmerkungen zu Baustil und Bedeutung. In: Badische Heimat 91 (2011), S. 381–390.

Angehörigen des Hauses mit ihren Familien am Abend in der städtischen Festhalle versammelten und bei der ein hauseigener Chor auftrat.

An den folgenden Tagen erschienen u. a. der Weihbischof mit dem Domkapitel, zahlreiche Geistliche, der Oberbürgermeister mit dem Stadtrat, der Prorektor mit Professoren, Vertreter der Staatsregierung, der Verkehrsbehörden, der Handelskammer, der Industrie, der Banken sowie die Lehrerkollegien der Freiburger höheren Schulen. Am 17. November konnte der Bau von allen, die wollten, besichtigt werden.

Nun nahmen alle Abteilungen die Arbeit auf. Damals brachte der Verlag im jährlichen Durchschnitt 250 bis 300 Werke heraus; die Druckerei hatte sich schon in rund 30 Sprachen bewährt. In Freiburg arbeiteten rund 580 Personen, weitere 125 in den auswärtigen Filialen.

3. Alles unter einem Dach

Die industriellen Unternehmen des 18. und 19. Jahrhunderts hatten sich rasch und ohne vorgefassten Plan entwickelt. Man reagierte auf die aktuellen Anforderungen, riss ab, baute auf und an; das Resultat: ein Konglomerat. Von einer solchen Fabrik heißt es in einem 1858 veröffentlichten Roman, sie sei „*in großartigen Dimensionen angelegt, ohne eine Spur von Symmetrie, geschweige von architektonischer Schönheit, aber zweckmäßig, praktisch, geschickt ineinander greifend*“.¹³ Ausnahmen waren selten.¹⁴ In diese Richtung zielte eine Bemerkung, die Walther Rathenau im Jahre 1910 gegenüber Wilhelm II. machte: „*Majestät, von unseren deutschen Fabriken können die Engländer was lernen. Die stoppeln immer eine Anlage auf die andere. Bei uns wird die ganze Sache einheitlich durchdacht und projektiert*.“¹⁵ Dies traf zu: nicht nur auf die AEG-Fabriken von Peter Behrens in Berlin (1908), die Rathenau hier meinte, sondern etwa auch auf das Fagus-Werk von Walter Gropius und Adolf Meyer in Alfeld an der Leine (1911) und den Hallenbau A der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken von Philipp Jakob Manz in Karlsruhe (1915).

¹³ Zitat nach: Keith Bullivant/Hugh Ridley (Hrsg.), *Industrie und deutsche Literatur. 1830–1914. Eine Anthologie*, München 1976, S. 84.

¹⁴ Zu nennen wären etwa die königlichen Salinen von Arc-et-Senans (1775).

¹⁵ Zitat nach: Henning Rogge, *Fabrikwelt um die Jahrhundertwende am Beispiel der AEG-Maschinenfabrik in Berlin-Wedding*, Köln 1983, S. 29.

Nun ist ein Verlag ein komplexes Unternehmen, in dem sich „*literarische, künstlerische, technische, werbemäßige und kaufmännische Fähigkeiten*“¹⁶ und Tätigkeiten verbinden. Es war eine organisatorische und zugleich architektonische Leistung, ja eine Gewalttat, sie unter einem Dach zusammenzufassen und ihnen einen Baukörper überzustülpen, der auf ihre jeweiligen Bedürfnisse keine Rücksicht nahm. „*An allen Bauteilen sind [...] gleichartige Fensteröffnungen in fast unendlicher Reihe angeordnet*“, und zwar „*unabhängig von den dahinterliegenden Nutzungen*“.¹⁷ Insofern widersprach der Bau aufs Deutlichste dem Grundsatz „*form follows function*“, den der amerikanische Architekt Louis Sullivan, mit weitreichenden Folgen, erst 1896 aufgestellt hatte; hier wäre, mit einem Schlagwort aus der Postmoderne, eher von „*form follows fiction*“ zu sprechen. Auch hatten die historischen Vorbilder, an die „*der ziegelrote Riesenbau des Herder'schen Verlages, halb Kloster, halb Palast*“¹⁸ anknüpfte, mit der ihm zugedachten Verwendung nichts zu tun.

Aber ein Kloster war es ja gewesen, in dem Bartholomä Herder geprägt worden war; und ein solches Kloster war stets eine Weg- und Werkgemeinschaft, so wie Hermann Herder sie sich dachte und wünschte: als ein Zusammenwirken von Vielen und Verschiedenen zum selben Zweck. Dieses Ideal lebte, als eine rückwärtsgewandte Utopie, hier wie auch anderswo gerade wieder auf.¹⁹

Denen, die in seinem Haus beschäftigt waren, stand Hermann Herder wie ein Übervater vor; im Grunde zählte er sie alle „*zu seiner Familie*“.²⁰ Dass zu ihr nicht jeder unbesehen und ungeprüft zugelassen wurde, versteht sich von selbst; also gab es, ganz im Sinne des ihm vorschwebenden Vorbilds, sogar so etwas wie ein Noviziat.

¹⁶ Howard Greenfield, *Bücher wachsen nicht auf Bäumen. Vom Bücherschreiben und Büchermachen*, München 1979, S. 24.

¹⁷ Werner Wolf-Holzäpfel (wie Anm. 6), S. 277.

¹⁸ Anton Fendrich, *Land meiner Seele*. 3. Aufl., Baden-Baden 1950, S. 26.

¹⁹ Vgl. Johannes Werner, *Zwischen Bauhütte und Bauhaus. Die Beuroner Kunstschule als Wille und Vorstellung*. In: *Freiburger Diözesan-Archiv* 125 (2005), S. 265–275.

²⁰ Hermann Herders Ehrenwache. (Aus der *Zöglings-Chronik*.) In: Hermann Herder. *Ein Gedenken*, Freiburg 1938, S. 41. – Zu seinem patriarchalischen oder paternalistischen Selbstverständnis passte auch, dass er, nicht anders als etwa der berühmte Friedrich Alfred Krupp in Essen, für seine Angestellten eine Betriebs-Krankenkasse, eine Sparkasse und eine Bibliothek einrichtete, wodurch er sie nicht nur versorgte, sondern auch enger an sich band.

4. Das „Zöglinginstitut“

Schon Bartholomä Herder hatte arme Knaben aus dem Schwarzwald angeworben, die er auf seine Kosten unterrichten und zu Zeichnern und Kupferstechern ausbilden ließ. (Einer von ihnen war der spätere, hochberühmte „Fürstenmaler“ Franz Xaver Winterhalter aus Menzenschwand.²¹) Die Nachfahren führten, wenn auch in etwas anderer Form, diese Tradition fort. Die Buchhandlungsgehilfen, die in dem erneuerten Institut herangebildet wurden, unterstanden einem unverheirateten „Zöglingsvater“ und unterlagen einem strengen Regiment. *„Werktag. 4 ¾ Uhr aufstehen, Morgengebet, Studium bis 20 Minuten vor 7 Uhr, Frühstück, 7 Uhr Unterricht oder Comptoir. Nachmittag gemeinschaftlicher Spaziergang bis 2 Uhr, bei schlechtem Wetter Comptoir. Abends 8 ½ Uhr Wohnung, Stiefel und Kleider reinigen. 9 Uhr Nachtgebet. 9 ¼ Uhr spätestens zu Bette.“*²² Handgreifliche Zurechtweisungen waren die Regel. Nach sechs Jahren waren die Zöglinge, die eine graue Uniform mit Mütze, grünem Kragen und grünen Ärmelaufschlägen trugen, endlich am Ziel. Als auch sie 1936 in das Herderhaus einzogen, war wirklich alles unter einem Dach.²³ (Ursprünglich hatte man ihnen einen der beiden vorgelagerten, aber dann nicht ausgeführten Bauten zugedacht; im anderen sollten die „Beamten“, d. h. höheren Angestellten, wohnen.)

Wie sehr man sich dort noch in den dunklen Jahren als eine verschworene Gemeinschaft verstand, hat Hans Maier berichtet: *„Es gab ein Zöglingenheim, es gab vor allem den ‚Zöglingsvater‘ Hans Rombach. Der war eine wichtige pädagogische Figur, er war so etwas wie eine Ikone der Jugendbewegung. Erstaunlicherweise hatten sich unter dem Herder-Dach ein paar bündische Traditionen erhalten, ein kleiner Hauch von Quickborn und Neudeutschland – und dies selbst in der Nazizeit, als öffentli-*

²¹ Vgl. Tilmann von Stockhausen, Franz Xaver Winterhalter und der Schwarzwald. In: Helga Kessler Aurisch/Laure Chabanne/Tilmann von Stockhausen/Mirja Straub, Franz Xaver Winterhalter. Maler im Auftrag Ihrer Majestät, Stuttgart 2015, S. 24–31; hier S. 27f. – Der Lehrer, der Winterhalters Begabung entdeckte, hatte einst als Mönch in St. Blasien gelebt, das aber durchaus kein „Jesuitenkloster“ (S. 24) war.

²² Philipp Dorneich, Vor 50 Jahren. 1879 bis 1885. Rückblicke eines Herder'schen Zögling, Freiburg 1929, S. 174f.; vgl. auch Weiß/Krebs, Im Dienst am Buch (wie Anm. 1), S. 195–204. – Philipp Dorneich wurde Teilhaber, sein Sohn Theophil durch Einheirat sogar Nachfolger von Hermann Herder im Verlag.

²³ Vorher waren sie in der Schiffstraße 3, dann in der Kaiser-Joseph-Straße 42 untergebracht gewesen.

*che Auftritte der katholischen Jugend strikt verboten waren.*²⁴ In der „Zöglingshütte im Hammerloch im Schwarzwald“²⁵ übte man, so gut es ging, den Widerstand ein.

5. Nicht mehr unter einem Dach

Ein Wille war Wirklichkeit geworden – aber nur für kurze Zeit. Am 27. November 1944 brannte das Gebäude nach einem Luftangriff aus und konnte nach dem Krieg unter Schwierigkeiten wiederhergestellt werden. Die einzelnen Betriebszweige entwickelten sich weiter, strebten auseinander und sprengten bald den ihnen zugemessenen Rahmen. In den 1990er-Jahren zogen die Druckerei (jetzt „Freiburger Graphische Betriebe“) und die Auslieferung (jetzt „Freiburger Verlagsdienste“) weg. Der Verlag verkaufte das Gebäude mit Ausnahme des Front- oder Stirntrakts, in dem er weiterhin residiert, an das Land Baden-Württemberg, das es allmählich renoviert, um es dann der Universität zu überlassen. Ihre archäologischen Sammlungen haben schon im ehemaligen Papierlager eine Unterkunft gefunden. Mit der Inschrift im Giebelfeld – „Geist schafft Leben“ – können auch die neuen Nutzer einverstanden sein.

²⁴ Hans Maier, Böse Jahre, gute Jahre. Ein Leben 1931ff., München 2011, S. 30.

²⁵ Ebd.

**(Kein) Ende der Debatte?
Erzbischof Conrad Gröber und sein Verhältnis
zum Nationalsozialismus***

Von Christoph Schmider

Bei diesem Thema kann man sehr leicht sehr viel falsch machen – gerade jemand, der als katholischer Kirchenbeamter von vornherein unter dem Verdacht steht, parteiisch zu sein: Der Bistumsarchivar, der über einen Erzbischof spricht, kann doch eigentlich nichts anderes betreiben als Heiligengeschichtsschreibung? Wenn er hingegen versuchen wollte, unparteiisch zu sein, dann liefe er Gefahr, in die andere Richtung zu weit zu gehen, zu kritisch zu urteilen und letztlich das eigene Nest zu beschmutzen. Zumindest könnte dies aus katholisch-kirchlicher Sicht so wahrgenommen werden.

Daher habe ich mich dazu entschieden, nicht direkt über Gröbers Verhältnis zum Nationalsozialismus zu sprechen, sondern über die Debatten, die darüber geführt wurden und werden. Das könnte als Drückbergerei verstanden werden, bietet sich so natürlich die Möglichkeit, auf eigene Stellungnahmen zu verzichten und nicht unbedingt die eine oder die andere Sichtweise zu vertreten. Andererseits besteht hierdurch aber die Chance, auch solche Perspektiven vorzustellen, die nicht die eigenen sind: Ich kann also die eine oder andere besonders Gröber-kritische Äußerung wiedergeben, umgekehrt aber auch solche Stimmen zu Gehör bringen, die Gröber vielleicht sogar zu unkritisch verteidigen.

Conrad Gröber ist schon lange tot, fast sieben Jahrzehnte. Mindestens ebenso lange wird über sein Verhältnis zum Nationalsozialismus diskutiert – wenn man so will, dann begannen die Diskussionen eigentlich be-

* Sprachlich leicht überarbeitete und um Anmerkungen ergänzte Fassung eines Vortrags, der am 10. Dezember 2016 im Rahmen der vom „Studium Generale“ der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg gemeinsam mit der Volkshochschule Freiburg veranstalteten Reihe „Sams-tagsuni“ gehalten wurde.

reits in den 1930er-Jahren, als Gröber Erzbischof und die Nazis an der Macht waren. Die Frage, wie er als Oberhaupt eines katholischen Bistums sich gegenüber den Machthabern verhalten sollte, stand spätestens seit der sogenannten „Machtergreifung“ auf der Tagesordnung, ebenso wie umgekehrt die Frage, was die Nazis von Gröber – und von der Kirche überhaupt – erwarteten.

Doch diesen Teil der Debatte will ich hier weitgehend ausklammern. Aber auch die seit Kriegsende bzw. seit Gröbers Tod geführten Diskussionen sind so umfangreich und ausufernd, dass ich mich auf wenige inhaltliche und zeitliche Ausschnitte beschränken muss. Und noch etwas will ich gleich zu Anfang festhalten: Es gibt eigentlich zwei verschiedene Ebenen der Debatte um Gröber, die sich zwar teilweise überschneiden, aber doch auf unterschiedliche Weise und mit unterschiedlichem Anspruch geführt werden: Da ist einmal der wissenschaftliche Diskurs, bei dem Quellen studiert, interpretiert und in den historischen Kontext eingebettet werden – hier herrschte und herrscht im Wesentlichen ein nüchterner Ton, hier werden Fakten gewichtet und sachliche Argumente ausgetauscht.

Daneben aber gab und gibt es die „populäre“ Debatte in Zeitungsartikeln, Leserbriefen und digitalen Medien, in der mit Schlagworten und „Schubladisierungen“ gearbeitet wird. Hier wird oft sehr einseitig argumentiert und nur das angeführt, was die eigene Sichtweise bestätigt, hier kommen immer wieder so einfache und „handliche“ Bezeichnungen Gröbers wie der „braune Conrad“ oder der „Erzantisemit“ zur Sprache.

Ein typisches Beispiel bietet der Internetauftritt zu den in Konstanz verlegten „Stolpersteinen“, wo judenfeindliche Äußerungen Gröbers mit der Bemerkung kommentiert werden, es könne *„nur als makaber bezeichnet werden, dass Conrad Gröber der Namensgeber der Strasse ist, in der die Naziopfer der Familie Picard zuletzt in Konstanz wohnen“*. Darin finden sich allerdings zwei sachliche Fehler, die freilich am Inhalt und am Tenor der Aussage nichts ändern¹: Die angeführten Zitate stammen nicht aus einer – von Gröber übrigens nie gehaltenen – *„Silves-*

¹ <http://stolpersteine-konstanz.de/index.html?conrad-groeber-str.htm> (abgerufen am 09. 12.2016). Gerade die Silvesterpredigt von 1939 ist ein schlechtes Beispiel, um die in diesem Beitrag vertretene durchweg negative Sicht auf Erzbischof Gröber zu bestätigen, denn darin kritisierte Gröber die Nazis in einer Art und Weise – und griff überdies Hitler direkt an –, dass Joseph Goebbels sich dazu veranlasst sah, in einem Tagebucheintrag von 1. Februar 1940 zu schreiben: *„Der Erzbischof Gröber von Freiburg hat eine Silvesterrede gehalten, die glatten*

terpredigt zu den Juden“, sondern aus dem Karfreitagshirtenbrief von 1941, und sie stehen auch nicht, wie angegeben, in Band 94 der Zeitschrift „Freiburger Diözesan-Archiv“ auf Seite 612.

Es sind im Prinzip immer wieder die gleichen Pro- und Kontra-Gesichtspunkte, die in den Debatten um Gröber und den Nationalsozialismus angesprochen werden. Die Ende November 2016 im Freiburger Augustinermuseum eröffnete Ausstellung – die ich für unbedingt sehenswert und anregend halte – macht da keine Ausnahme, und auch der Beitrag über Gröber vom 30. November 2016 in der „Badischen Zeitung“ im Rahmen der Straßennamen-Diskussion brachte eine knappe Zusammenfassung der wichtigsten Fragen und Argumente.

Die hauptsächlichlichen Verfehlungen, die Gröber vorgeworfen und negativ angerechnet werden, sind:

1. Seine begeisterte Zustimmung zur Machtübergabe an Hitler und die NSDAP,
2. seine Mitgliedschaft im Förderverein der SS,
3. seine teilweise wüst judenfeindlichen Äußerungen,
4. sein (angeblich) unzureichender Einsatz für verfolgte Priester, insbesondere für Max Josef Metzger.

Die wichtigsten Verdienste, die Gröber immer wieder zugutegehalten werden, sind hingegen:

1. Sein vergleichsweise frühes und entschiedenes Eintreten gegen Zwangssterilisierung und Euthanasie,
2. die ideelle und finanzielle Unterstützung Dr. Gertrud Luckners bei der Rettung von Juden,
3. seine bedingungslose Verteidigung der gesamten christlichen (katholischen) Lehre gegen die NS-Ideologie.

Je nachdem, wie man diese Verfehlungen und Verdienste wertet, kann man zu sehr unterschiedlichen Beurteilungen kommen. So schrieb zum Beispiel Erzbischof Oskar Saier im Jahr 1981, Gröber sei „*unvergessen*

Landesverrat darstellt. Den Jungen werden wir uns später mal kaufen.“ (Elke Fröhlich [Hrsg.], Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Teil 1, Aufzeichnungen 1923–1941, Band 7, Juli 1939 bis März 1940. München 1998, S. 290.) Im vollen Wortlaut hatte Gröber in seiner Silvesterpredigt 1939 gesagt: „*Ich habe einen Satz gelesen, den ich Euch mitteilen muß. Der Satz lautet, Christus habe dem deutschen Volk und Vaterland nichts mehr zu sagen. Anstelle Christus sei ein anderer getreten, dessen Name ich hier auf der Kanzel nicht erwähne. Wenn man Christus vergleicht mit einem Menschen der Gegenwart, wenn man Christus vergleicht mit einem großen Menschen der Gegenwart, wenn man Christus vergleicht mit einem Genie der Gegenwart, dann gleicht dies einer Geschmacklosigkeit, einer Taktlosigkeit, einer Blasphemie.*“

[...] *als wortgewandter, mutiger Prediger und als unerschütterlicher Verkünder des Glaubens*², während ein Leserbriefschreiber in der „BZ“ im Jahr 1998 zu dem Fazit kam: *„Die ‚Sünden‘ des Erzbischofs sind überzeugend dokumentiert.*³ Fast so etwas wie ein Schlusswort schrieb Viktor Reimann schon im Jahr 1967: *„Das Urteil [...] wird auch weiterhin zwischen Extremen schwanken. Wohl kaum ein Bischof des 20. Jahrhunderts war so sehr der Liebe und dem Hass, der Achtung und Verachtung, der Verehrung und Erniedrigung preisgegeben.“*⁴

Das letzte Zitat freilich bezieht sich gar nicht auf Conrad Gröber, sondern auf den Wiener Erzbischof Theodor Innitzer. Parallelen zwischen Innitzer und Gröber gibt es durchaus: Beide kamen 1932 ins Amt, beide äußerten und verhielten sich zumindest zeitweilig pro-nazistisch, beide waren in alter christlicher Tradition anti-jüdisch eingestellt, und beide unterstützten Aktivitäten zur Rettung von Juden. Aber ein Vergleich zwischen dem Freiburger und dem Wiener Erzbischof ist nicht Thema dieses Vortrags und soll daher gar nicht weitergeführt werden – doch was Reimann zusammenfassend über Innitzer schreibt, passt auch sehr schön zu Gröber.

Zu Gröbers Biografie

In der Debatte um Gröbers Rolle im „Tausendjährigen Reich“ – das auch mit zwölf Jahren noch viel zu lang gedauert hat – spielt der Werdegang des umstrittenen Oberhirten immer wieder eine Rolle. Daher scheint es sinnvoll, ihn und seinen Lebensweg zunächst kurz vorzustellen. Conrad Gröber wurde am 1. April 1872 im badischen Meßkirch, also in einer traditionell katholischen Kleinstadt, geboren. Seine Eltern waren der Schreinermeister Alois Gröber und dessen Ehefrau Martina, geb. Jörg. Die Kindheit war geprägt vom Kulturkampf, der in Meßkirch zu zeitweilig scharfen Konfrontationen zwischen einer liberal-protestantischen, teilweise auch alt-katholischen Minderheit und der papsttreu konservativen katholischen Mehrheit führte. Zur Schule ging Gröber

² Oskar Saier, Geleitwort, in: Erwin Keller, Conrad Gröber 1872–1948. Erzbischof in schwerer Zeit. Freiburg, Basel, Wien 1981, S. 5/6, hier S. 5.

³ EAF, Nb 8/155, Leserbrief von Ivan Dvorsky, Lörrach, in der „Badischen Zeitung“ vom 26. Februar 1998.

⁴ Viktor Reimann, Innitzer – Kardinal zwischen Hitler und Rom. Wien u. a. 1967, S. 321.

zunächst in Meßkirch, dann in Donaueschingen und schließlich als Zögling des Erzbischöflichen Knabenkonvikts St. Konrad – „Konradihaus“ – in Konstanz. Nach dem Abitur studierte er in Freiburg vier Semester Philosophie und Theologie. 1893 wechselte er an die Päpstliche Universität Gregoriana in Rom, wo er 1897 zum Priester geweiht und 1898 zum Doktor der Theologie promoviert wurde. Danach war er rund drei Jahre lang Vikar in Ettenheim und Karlsruhe und übernahm anschließend als Rektor die Leitung des „Konradihauses“, in dem er selbst den größten Teil seiner Gymnasialzeit verbracht hatte.

1905 wurde er Pfarrer der Konstanzer Dreifaltigkeitspfarre, 1922 Münsterpfarrer in der ehemaligen Bischofsstadt am Bodensee. In dieser Zeit entfaltete er zahlreiche kirchliche, politische und wissenschaftliche Aktivitäten, sorgte für grundlegende Renovierungen der Dreifaltigkeitskirche wie des Münsters, konzipierte und organisierte die Feierlichkeiten zur 800-jährigen Wiederkehr der Heiligsprechung des Konstanzer Bischofs Konrad, seines Namenspatrons, und schrieb mehrere Bücher. Schon früh erwarb er sich einen Ruf als begeisternder Kanzelredner: Wenn er predigte, dann war die Kirche voll, egal ob im Konstanzer Münster oder anderswo. 1925 wurde er als Domkapitular nach Freiburg berufen und war dort unter anderem als Liturgie- und Kirchenmusikreferent, aber auch als Pionier der Rundfunkseelsorge aktiv.

Vermutlich im Rahmen des Bistumsjubiläums 1927, spätestens aber anlässlich des Freiburger Katholikentags 1929, lernte er Nuntius Eugenio Pacelli – den späteren Papst Pius XII. – kennen und vertiefte den Kontakt in der folgenden Zeit stetig.⁵ Die gegenseitige Wertschätzung war groß, und so lässt sich zwanglos erklären, warum ausgerechnet der alemannische Badener Gröber am 9. Januar 1931 Bischof des wenige Jahre zuvor neu errichteten Bistums Meißen wurde. Er sei, sagte Gröber nach seiner Amtsübernahme, ein „*katholischer Bischof, wie das rote Sachsen ihn braucht*“.⁶

Am 21. Mai 1932 wurde Gröber auf den Erzbischofsstuhl von Freiburg berufen. In Freiburg blieb Gröber bis zu seinem Tod am 14. Feb-

⁵ Vgl. beispielsweise Gröbers unlängst neu publizierten Bericht über seine Rundreise mit Pacelli im September 1929: Johannes Werner, Conrad Gröber: Mit dem Apostolischen Nuntius durch den Schwarzwald an den Bodensee, in: FDA 132 (2012), S. 79–118.

⁶ Zitiert nach Bernhard Welte, Dr. Conrad Gröber. Bischofsweihe vor 25 Jahren, in: Bruno Schwalbach, Erzbischof Conrad Gröber und die deutsche Katastrophe. Karlsruhe 1994, S. 321 bis 325, hier S. 321.

ruar 1948. Im Jahr 1947 hatte er noch sein goldenes Priesterjubiläum begehen können, mit einem großen Festakt unter Beteiligung des gesamten öffentlichen Lebens der Stadt – für das schwer kriegszerstörte Freiburg war dies ein Lichtblick und ein Hoffnungszeichen.

Gröber war, nicht nur nach seiner eigenen Einschätzung, vieles: Seelsorger, Wissenschaftler und Musensohn – in jungen Jahren hatte er gemalt, er fotografierte zeitlebens mit durchaus künstlerischem Anspruch, und ihm war sehr an qualitätsvoller Kirchenmusik gelegen –, er war aber auch Politiker, Prediger, Kirchenfürst, Glaubensbote und Kämpfernatur. Extrovertiert und dabei missionarisch war er obendrein, wie Bernhard Welte festhielt: *„Wenn er Menschen sah, dann mußte er reden.“*⁷

Eines allerdings war Gröber gewiss nicht: Diplomat. Dem stand allein schon seine Spontaneität entgegen – nicht umsonst hatte sich bereits früh der Spitzname „Conrad der Plötzliche“ eingebürgert. Aber auch seine regelrechte Begeisterung für öffentliches Auftreten, für das „Bad in der Menge“, stand diplomatischem Verhalten deutlich entgegen. In einem Brief vom 5. September 1942 formulierte Gröber dies so: *„Ich war noch nie ein Diplomat und werde es auch nie sein; darum spreche ich auch, wie ich denke, und glaube, damit dem Volk und Vaterland einen größeren Dienst zu erweisen als durch schweigsames Ertragen von Verkennungen meiner Kirche und meiner Person.“*⁸

Sein langjähriger Sekretär Bernhard Welte, der später als gesuchter Religionsphilosoph an der Universität Freiburg wirkte, hob in einer Charakterisierung Gröbers *„sein großes Herz“* hervor, seine *„große Menschlichkeit, seine Leidenschaft, seine Ungeschminktheit, sein strahlendes und mitreißendes Temperament, seine stete Einsatzbereitschaft ohne Reserve, seine Entschlußfreudigkeit, seine Fähigkeit zu Liebe, seine Feinfühligkeit, auch sein[en] Zorn und die überreichen Register des Orgelwerks seiner Seele, die von den zartesten und leisesten Tönen bis zu den apokalyptischen Posaunen reichen konnten. Seine jähen Wendungen verwirrten bisweilen. Aber sie begeisterten auch“*.⁹

⁷ So Bernhard Welte mündlich zu Bruno Schwalbach im November 1982. Vgl. Bruno Schwalbach, Erzbischof Conrad Gröber und die nationalsozialistische Diktatur. Karlsruhe 1986, S. 125 mit Anm. 418.

⁸ Zitiert nach Schwalbach 1986 (wie Anm. 7), S. 134.

⁹ Bernhard Welte, Großes Herz – voll Temperament und Liebe. Erinnerungen an Erzbischof Conrad Gröber – Zu seinem 30. Todestag, in: Schwalbach 1994 (wie Anm. 6), S. 326–332, hier S. 332.

Die wichtigsten Phasen der Debatte

In den Diskussionen um Gröbers Verhältnis zum Nationalsozialismus lassen sich mehrere Phasen ausmachen. Das heißt, eigentlich geht die Debatte durch bis heute und erlebt nur verschiedene Schwerpunkte, wird mal lauter und mal leiser, mal öffentlich und mal eher akademisch geführt. Eine erste Phase dauerte etwa von kurz nach Kriegsende bis zu Gröbers Tod. Hier waren durchaus kritische Töne zu hören. So schrieb beispielsweise am 2. April 1946 ein Freiburger einen Leserbrief an den „Südkurier“, in dem es unter anderem hieß: *„Wenn Sie aber schon so sehr für die restlose Vernichtung aller, die mal neben einem Nazi gestanden haben, sind, dann mache ich Sie [...] auf den Herrn Erzbischof von Freiburg aufmerksam, der jahrelang zahlendes Mitglied der SS war und der nicht etwa von sich aus als solches austrat, sondern hinausgeworfen wurde.“*¹⁰

Ich weiß zwar nicht, ob dieser Leserbrief je veröffentlicht wurde – die Originalpostkarte findet sich im Erzbischöflichen Archiv, also in den Akten des Erzbistums –, aber das Thema war in der Welt und ist bis heute aktuell. Gröber äußerte sich seinerzeit mehrfach selbst zu dem Vorwurf und stritt ihn keineswegs ab, versuchte aber – damals recht erfolgreich – abzuwiegeln. Womit der Leserbriefschreiber allerdings nicht Recht hat, ist die Behauptung, Gröber habe der SS angehört: Tatsächlich war es nicht die aktive SS, sondern der Förderverein – ein scheinbar feiner, aber durchaus bedeutsamer Unterschied.

Ansonsten aber war in den letzten Lebensjahren Gröbers in der Öffentlichkeit vor allem Lob und Anerkennung zu vernehmen – eine ernsthaft kontroverse Debatte um ihn und seine Rolle im Nationalsozialismus scheint es damals noch nicht gegeben zu haben. Im Oktober 1947, anlässlich des goldenen Priesterjubiläums, ernannte der Freiburger Stadtrat Conrad Gröber *„mit einstimmigem Beschlusse“* zum Ehrenbürger der Stadt und nannte ihn dabei ausdrücklich einen *„in schwerster Zeit als Mahner und Tröster hochverdienten Kirchenfürsten“*.¹¹ Auch der südbadische Staat ehrte Gröber aus dem gleichen Anlass am 25. Oktober 1947. Staatspräsident Leo Wohleb stellte in seiner Eigenschaft als Kultusminister ein großformatiges, aufwändig gestaltetes Glück-

¹⁰ EAF, Nb 8/54.

¹¹ EAF, Nb 8, ohne Signatur.

wunschschreiben aus und bezeichnete Gröber darin als „*unerschrockenen Vorkämpfer gegen den Materialismus unserer Zeit*“, als „*unermüdlischen Wecker religiöser Kräfte*“ und als „*mitreißenden Lehrer der christlichen Wahrheiten*“.¹²

Wesentlich beflügelt, vor allem aber auf eine breite wissenschaftliche Grundlage gestellt wurde die Debatte dann ab Ende der 1960er-Jahre, mit der Edition der „*Akten deutscher Bischöfe über die Lage der Kirche 1933–1945*“. Der Erste von sechs Bänden, herausgegeben von Bernhard Stasiewski, erschien sinnigerweise im Jahr 1968 – die sogenannten „Achtundsechziger“ sollten ja in der Folgezeit die wissenschaftliche, politische und gesellschaftliche Auseinandersetzung mit der deutschen Nazi-Vergangenheit erst so richtig in Gang bringen und nachhaltig prägen. Getragen wurde und wird das Editionsprojekt „*Akten deutscher Bischöfe*“, das mittlerweile bis weit in die Nachkriegszeit hinein fortgeführt wurde, von der „Kommission für Zeitgeschichte“, einer von der Deutschen Bischofskonferenz gegründeten und finanzierten Forschungseinrichtung mit Sitz in Bonn.

Einen wichtigen Anstoß von außen erhielt die Gröber-NS-Debatte im Jahr 1970 durch die Buchveröffentlichung des DDR-Historikers Klaus Drobisch über den von den Nazis ermordeten Freiburger Diözesanpriester Max Josef Metzger. Drobischs Arbeit war allein schon deswegen sehr verdienstvoll, weil er auf NS-Akten in DDR-Archiven zugreifen konnte, an die westliche Historiker nicht herankamen. Auf einen inhaltlichen Aspekt soll bei der Betrachtung einzelner Diskussionspunkte noch eingegangen werden – hier mag der Hinweis genügen, dass diese Publikation ein maßgeblicher Auslöser dafür war, dass sich Freiburger Historiker wie der Theologe und Kirchengeschichtler Remigius Bäumer und insbesondere der Wirtschafts- und Sozialgeschichtler Hugo Ott verstärkt mit Gröber befassten. Gerade Hugo Ott wurde in der Folge einer der profiliertesten Gröber-Spezialisten.

Außer den „*Akten deutscher Bischöfe*“ hat die Kommission für Zeitgeschichte – sie besteht seit 1962 – zahlreiche weitere Publikationen zur Geschichte der katholischen Kirche in der NS-Zeit herausgegeben. Erwähnt sei hier nur die 1981 erschienene umfangreiche Arbeit von Martin Höllen über Bischof Heinrich Wienken, der als Verbindungsmann der Deutschen Bischofskonferenz zu den NS-Machthabern wirkte. Dieses

¹² EAF, Nb 8, ohne Signatur.

Werk spielt nicht zuletzt deshalb eine Rolle in der Debatte, weil dort alle wesentlichen Fakten über Gröbers Mitgliedschaft im SS-Förderverein zusammengefasst und belegt sind.¹³

Ebenfalls im Jahr 1981 erschien die groß angelegte, für ein breites Publikum bestimmte, nicht im strengen Sinn wissenschaftliche Gröber-Biografie von Erwin Keller.¹⁴ Dieses Buch trug, so scheint es, nicht unwesentlich dazu bei, dass Anfang der 1980er-Jahre eine neue Phase in der Debatte um Gröbers Verhältnis zum Nationalsozialismus begann. Keller war in seinem Buch durchaus offen mit Gröbers anfänglicher Nähe zu den braunen Machthabern umgegangen, hatte dies aber als taktisch begründeten Versuch gedeutet, das NS-Regime im kirchlichen Sinne zu beeinflussen.

Eigentlicher Auslöser für diese Debattenphase, die, mit wechselnder Intensität, mehrere Jahre lang währte und recht breit und prominent in der Öffentlichkeit ausgetragen wurde, war ein umfangreicher Artikel, verfasst von dem – katholischen – Bamberger Kirchengeschichtler Georg Denzler und veröffentlicht am 3. September 1982 in der Wochenzeitung DIE ZEIT.¹⁵ Der Beitrag trug einen recht reißerisch formulierten Titel: „*SS-Spitzel mit Soutane. Wie die katholischen Bischöfe im Dritten Reich mitschuldig wurden*“, war sehr kritisch, um nicht zu sagen polemisch formuliert und ging mit mehreren deutschen Bischöfen, darunter auch Gröber, hart ins Gericht.

Entsprechend heftig fielen die Reaktionen seitens der Amtskirche und zahlreicher katholischer Historiker aus, aber auch der evangelische Kirchengeschichtler Klaus Scholder – der selbst wesentliche und keineswegs unkritische Beiträge zum Thema Kirchen und Drittes Reich geliefert hat – meldete sich zu Wort und wies Denzler sachliche Fehler nach. Über DIE ZEIT brach das herein, was man heute als „Shitstorm“ bezeichnen würde, und sie veröffentlichte denn auch fünf Wochen später eine ganze Seite mit Leserbriefen – wobei sie offenkundig nur einen geringen Teil der Reaktionen berücksichtigte.¹⁶

¹³ Martin Höllen, Heinrich Wienken, der „unpolitische“ Kirchenpolitiker. Eine Biographie aus drei Epochen des deutschen Katholizismus. Mainz 1981 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe B, Forschungen, 33).

¹⁴ Wie Anm. 2.

¹⁵ Vgl. zum Folgenden die umfangreiche Materialsammlung in der Akte EAF, Nb 8 „Causa“/2.

¹⁶ DIE ZEIT, Ausgabe vom 8. Oktober 1982. Vgl. EAF, Nb 8 „Causa“/2.

Was Georg Denzler in Bezug auf Gröber vorgeworfen wurde, war vor allem, dass seine Anschuldigungen nicht neu, sondern längst bekannt seien, und dass er sie entschieden zu sensationell aufgemacht habe. Die öffentliche Debatte um Denzlers Beitrag verlagerte sich auch in die südbadische Regionalpresse und fand einen gewissen Höhepunkt in einem Leserbrief von Hugo Ott, den das „Markgräfler Tagblatt“ am 7. Oktober 1982 unter dem Titel „*Prof. Denzler ist nicht auf dem Stand der Forschung*“ veröffentlichte. Denzlers Antwort mit der Überschrift „*Wer ist hier eigentlich nicht auf dem Stand der Forschung?*“, gedruckt im „Markgräfler Tagblatt“ vom 13./14. November 1982, trug nicht unbedingt dazu bei, die Wogen zu glätten.¹⁷

Nahezu gleichzeitig, im November 1982, lieferte sich der Freiburger Germanistikprofessor Carl Pietzcker eine Kontroverse mit Hugo Ott, die in Leserbriefen an die BZ ausgefochten wurde. Ich will weiter unten noch näher darauf eingehen, hier sei die Auseinandersetzung zunächst nur erwähnt.

Aber auch ohne den ZEIT-Artikel von Georg Denzler lag das Thema „Kirche in der NS-Zeit“ in den 1980er-Jahren geradezu in der Luft. So veranstaltete die Katholische Akademie in Bayern am 11./12. Dezember 1982 eine wissenschaftliche Tagung hierzu, und im weiteren Verlauf des Jahrzehnts erschien eine Fülle von Publikationen zu unterschiedlichsten sachlichen wie personenbezogenen Aspekten dieser Frage – wodurch vor allem die wissenschaftliche Debatte vorangebracht wurde.¹⁸

Doch auch die „öffentliche“ Debatte um Gröbers Rolle in der NS-Zeit ging weiter. So brachte beispielsweise die Fernsehsendung „Report“ am 7. Mai 1985 einen Beitrag, in dem Conrad Gröber, „*in eine Reihe mit ehemaligen Nationalsozialisten gestellt*“ und dem Bild „*ein Zitat unterlegt [wurde], das den Eindruck erwecken konnte, daß er Rassist gewesen sei*“ – so jedenfalls wurde es aus Sicht der Freiburger Kirchenleitung wahrgenommen. Die „Presse- und Informationsstelle des Erzbistums Freiburg“ veröffentlichte am 9. Mai 1985 eine scharf formulierte Stellungnahme dazu. Das Zitat sei zum einen „*völlig aus dem Zusammenhang gerissen*“, und zum anderen habe sich Gröber an anderer Stelle in einer Art und Weise geäußert, die „*damals eine glatte Absage an den nationalsozialistischen Rassismus dar[stellte]*“.¹⁹

¹⁷ Beide Leserbriefe sind zu finden in der Akte EAF, Nb 8 „Causa“/2.

¹⁸ Vgl. EAF, Nb 8 „Causa“/6.

¹⁹ Vgl. EAF, Nb 8 „Causa“/14.

Parallel zu der in den Medien geführten, bisweilen polemischen Debatte, ging in den 1980er- und frühen 1990er-Jahren auch die wissenschaftliche Aufarbeitung von Gröbers Verhältnis zum NS weiter. 1986 veröffentlichte Bruno Schwalbach sein erstes Gröber-Buch, eine auf intensivem Aktenstudium beruhende, mit vielen Quellenzitatzen angereicherte Untersuchung über Gröbers Schreiben, Reden und Handeln in der Nazizeit.²⁰ 1994 erschien unter dem Titel „*Würden und Bürden*“ die von Roland Weis zwei Jahre zuvor als Doktorarbeit verfasste Untersuchung über die „*Katholische Kirche im Nationalsozialismus*“²¹, und ebenfalls 1994 legte Bruno Schwalbach den zweiten Teil seiner Gröber-Dokumentation vor.²² Darüber hinaus wurden in jenen Jahren zahlreiche kleinere Arbeiten über Gröbers Verhalten im Nazi-Staat veröffentlicht. In der breiten Öffentlichkeit aber war das Thema, wenn ich recht sehe, nicht mehr sehr präsent.

Grund zur Aufregung gab es aber Ende 1994 wieder, als am 27. November Walter Jens bei den Feierlichkeiten zum 50. Jahrestag der Zerstörung Freiburg in seiner Rede gewissermaßen den Freiburger Erzbischof Conrad Gröber für den Fliegerangriff verantwortlich machte: Dadurch, dass er Anhänger eines extremen Antijudaismus gewesen sei, habe er „*die göttliche Rache herausgefordert*“.²³

Eine einstweilen letzte große öffentliche Debatte um Conrad Gröber fand Anfang des Jahres 1998 statt. Ausgelöst, oder zumindest billigend in Kauf genommen, wurde sie diesmal vom Erzbischöflichen Ordinariat Freiburg, das Gröbers 50. Todestag am 14. Februar 1998 zum Anlass

²⁰ Wie Anm. 7.

²¹ Roland Weis, *Würden und Bürden. Katholische Kirche im Nationalsozialismus*. Freiburg 1994.

²² Wie Anm. 6.

²³ So angeblich Hugo Ott 1994 in der BZ. Hier zitiert nach https://www.noth.net/r11_walter_jens.htm (abgerufen am 9. Dezember 2016). Dort heißt es in einem mit „*Der Fall Walter Jens*“ betitelten Text unter der Zwischenüberschrift „*Zweierlei Maß*“: „*Am 27. November 1994 hatte Walter Jens im Historischen Kaufhaus in Freiburg eine Gedenkrede zum 50. Jahrestag des Fliegerangriffs gehalten – stünde nicht das Münster noch, hätte Jens aus dem Fenster des dunkelroten Kaufhauses den Rheinischen Hof gesehen. Er ist nach dem Krieg wieder aufgebaut worden, heute beherbergt das hellbraune Gebäude allerdings das Heiliggeist-Stüble. Ott schreibt in der BZ: ‚In dieser Rede hat Walter Jens sich zum Ankläger und Richter zugleich über den Freiburger Erzbischof Conrad Gröber aufgeschwungen – in sublimer Rhetorik. In einem fiktiven Gespräch, das von der Besetzung eines Bombers geführt wurde, bürdete er die Verantwortung für diesen Angriff dem Erzbischof auf, weil dieser einem extremen Antijudaismus angehangen habe. Und deshalb die göttliche Rache herausgefordert habe. Indes: nach heutigem Kenntnisstand passt hier einiges nicht mehr zusammen. Das Paradoxon ist noch widersinniger geworden.‘*“

einer Gedenkveranstaltung machte, mit einem Pontifikalamt im Münster, mit einem Festakt, bei dem Hugo Ott einen Vortrag hielt, und mit einer kleinen Ausstellung in den Räumlichkeiten der Domsingschule, also im ehemaligen Erzbischöflichen Palais, in dem Conrad Gröber bis zum 27. November 1944 gewohnt hatte.²⁴

Den Auftakt zur neuerlichen Diskussion gab eine Woche zuvor, am 8. Februar 1998, die längst nicht mehr existierende „Zeitung zum Sonntag“ mit einem Essay von Heinz P. Siebold. Der Titel lautete „*Der erzkrektionäre Erzbischof*“, im Untertitel ging es folgendermaßen weiter: „*Vor 50 Jahren starb Conrad Gröber, Freiburger Oberhirte von 1932 bis 1948. Und noch immer tobt der Streit um seine Verstrickung in den Nationalsozialismus.*“²⁵

Siebold referiert zunächst kurz den Diskussionsstand, geht dann jedoch bald dazu über, einen eigenen Beitrag zur Debatte zu liefern, wobei er sich klar als Gröber-Gegner positioniert. Ein paar Tage später, am 12. Februar 1998, publizierte Otto B. Roegele in der Wochenzeitung „Rheinischer Merkur“ einen Beitrag mit dem Titel „*Wortführer gegen das Neuheidentum*“, mit dem er sich als entschiedener Gröber-Verteidiger zeigt. In der kleinen Gröber-Ausstellung, die einige Tage lang in der „Domsingschule im Palais“ zu sehen war und die ich mehr oder minder allein erarbeitet hatte, musste ich selbst auch Stellung beziehen, wobei ich versuchte, möglichst neutral und objektiv zu bleiben, denn, dieses Selbstzitat sei gestattet, „*nicht um eine Heiligsprechung soll[te] es zu tun sein, sondern um eine Würdigung, die um die Wahrheit auch da bemüht ist, wo sie schmerzt*“.²⁶

Am 14. Februar 1998 selbst, also am 50. Todestag, brachten die „Badische Zeitung“ wie auch der „Südkurier“ Beiträge, die trotz der ähnlichen Überschriften recht unterschiedlich waren. In der „Badischen Zeitung“ schrieb Eric Breitinger unter der Überschrift „*Bischof Gröber – ‚brauner Conrad‘ oder Mann des Widerstandes?*“ einen insgesamt recht ausgewogenen Beitrag, der Gröbers Schattenseiten keineswegs verschwieg, aber versuchte, sie zu erklären. Im „Südkurier“ hingegen erwies sich Tobias Engelsing unter der Schlagzeile „*Erzbischof Gröber:*

²⁴ Alle wesentlichen Unterlagen zur Gedenkveranstaltung wie zu den im Umfeld geführten Debatten finden sich in der Akte EAF, Nb 8/155.

²⁵ EAF, Nb 8/155.

²⁶ EAF, Nb 8/155. Vgl. Christoph Schmider, Erzbischof Conrad Gröber 1872–1948. Skizzen eines Lebens. Ausstellung in der Domsingschule im Palais. Freiburg 1998.

Vom ‚braunen Conrad‘ zum ‚größten Feind der NSDAP‘“ zuvörderst als scharfer Gröber-Kritiker, ohne freilich Positives komplett zu übergehen.

Im „Konradsblatt“, der Kirchenzeitung des Erzbistums Freiburg, erschien am 15. Februar 1998 ein Beitrag von Hugo Ott. Unter der Überschrift „*Heißgeliebt und umstritten*“ vertrat Ott im Wesentlichen seine auch andernorts und immer wieder dargestellte Position, wobei er gegenüber früher kritischer – und vielleicht sogar distanzierter? – wirkte, ohne freilich vom Gröber-Verteidiger zum Gröber-Gegner geworden zu sein. Auch die „Schwäbische Zeitung“ in Leutkirch brachte einige Tage nach dem 14. Februar 1998 einen Beitrag, der sich allerdings auf eine recht unkritische Kurzbiografie beschränkte und die Frage „Gröber und der Nationalsozialismus“ nur am Rande streifte.

Die Debatte ging anschließend in zahlreichen Leserbriefen weiter, wobei auch hier wieder das gesamte Spektrum von scharfer – und teilweise pauschaler – Kritik bis hin zu unterschiedener Verteidigung abgedeckt war. Interessant ist dabei, wenn ich recht gesehen habe, eine Tendenz weg von der eindimensionalen Verurteilung Gröbers hin zu einer gesamtheitlichen Betrachtung vor dem Hintergrund von fast 2000 Jahren Kirchengeschichte. Vereinfacht ausgedrückt: Gröber handelte so, wie er es tat, weil er als „Kirchenfürst“ gar nicht anders konnte, weil er, wie ein Leserbriefschreiber behauptete, „*Gefangene[r] eines falschen Weltbilds*“ nämlich einer auf die Kirchenväter zurückgehenden „*pessimistischen Anthropologie*“ sei.²⁷

Gröbers Verfehlungen und Verdienste in der Diskussion

Eingangs hatte ich schlagwortartig einige zentrale „Sünden“²⁸ und Verdienste Gröbers benannt, die in der Diskussion immer wieder thematisiert werden. Ich will sie nun alle nacheinander noch einmal aufgreifen und einzelne Meinungen zitieren, die dazu geäußert worden sind. Ich habe dabei versucht, recht extreme Positionen zu finden, um deutlich zu machen, welch breites Spektrum in der Debatte herrscht – aber es ist völlig unmöglich, im Rahmen dieses knappen Überblicks alle möglichen Sichtweisen auch nur zu erwähnen.

²⁷ EAF, Nb 8/155, Leserbrief von Ivan Dvorsky (wie Anm. 3).

²⁸ Vgl. ebd., Überschrift.

1. *Die geradezu begeisterte Zustimmung zur Machtübergabe an Hitler und die NSDAP*

In seinem schon erwähnten Beitrag für den Konstanzer „Südkurier“ vom 14. Februar 1998 schreibt Tobias Engelsing: *„Am 6. Mai 1933, entfesselte SA-Horden hatten im April zum erstenmal mit Billigung der Regierung jüdische Geschäfte beschmiert, demoliert und die Inhaber mißhandelt, beglückwünschte der Erzbischof den neuen badischen Reichsstatthalter Robert Wagner zum Amtsantritt [...] Mit Gröbers Kooperationsbereitschaft war 1933 für viele zögerliche Katholiken der Bann gebrochen: Verbände und Vereine, katholische Tageszeitungen und die zahllosen Zentrums-Fraktionen in örtlichen Gemeinderäten gaben ihren Widerstand gegen das Regime auf und bemühten sich, nach dem Vorbild ihres Oberhirten, die neuen Herren ihrer Mitarbeit zu versichern [...] Bis zuletzt glaubte Gröber [...] an die fortdauernde Gültigkeit des Konkordats: Er ermahnte seine Priester zu Wohlverhalten gegenüber dem Regime [...] führte den ‚deutschen Gruß‘ im Religionsunterricht ein und rechtfertigte in flammenden Predigten den Krieg gegen die Sowjetunion.“*²⁹

Ein Leserbrief im „Konradsblatt“ vom 8. März 1998, verfasst von Erich Karl Fischer aus Überlingen, lieferte dazu eine Erläuterung, mit durchaus kritischem Unterton: *„In seinem Hirtenbrief vom 8. Mai 1945 erklärte und verteidigte Erzbischof Conrad Gröber seine Haltung während der Zeit von 1933 bis 1945 und rechtfertigte mit dem Römerbrief die NS-Diktatur, indem er schrieb, daß gegen eine rechtmäßige, also von Gott gegebene Regierung der Christ nicht aufbegehren dürfe, das heißt Gehorsamspflicht und kein Widerstandsrecht habe.“* Und weiter: *„... er hat weder zum aktiven Widerstand gegen das grenzenlose Unrecht seiner Zeit aufgerufen, noch hat er selbst aktiven Widerstand dagegen geleistet.“*³⁰

Der Gröber-Biograf Erwin Keller schließlich hatte Gröbers Loyalität zum NS-Staat schon 1981 so zu erklären versucht: *„Conrad Gröber wußte, daß seine anfängliche Haltung gegenüber den neuen Machthabern in der Öffentlichkeit vielfach Anstoß erregte und kritisiert wurde. Doch ließ er sich dadurch nicht beirren, den Dialog mit ihnen weiterzu-*

²⁹ EAF, Nb 8/155.

³⁰ Ebd.

*führen, solange er dies für richtig hielt*³¹ [...] *Aber auch das tiefe Bewußtsein, Mitverantwortung zu tragen für Kirche, Volk und Vaterland, ließ ihm keine Ruhe und war die innerste Motivation für seinen Versuch einer loyalen Zusammenarbeit mit dem neuen Staat.*³² Und Keller fährt fort: *„So war er bereit zu einer großzügigen, freilich von inneren Vorbehalten immer gedämpften Vorgabe an Vertrauen – er war ja von Natur aus nie kleinlich und mißtrauisch – und suchte, immer auch im Blick auf das Reichskonkordat, die kirchenpolitische Verständigung mit der NS-Regierung.“*³³

2. Die Mitgliedschaft im Förderverein der SS

Mit diesem Vorwurf tun sich selbst die entschiedensten Gröber-Verteidiger schwer. Daran, dass Gröber tatsächlich Vereinsmitglied war und Beiträge bezahlt hat, bestehen keine Zweifel, zumal Gröber dies ja, wie schon erwähnt, selbst zugegeben hat – der Mitgliedsausweis wird im Erzbischöflichen Archiv verwahrt.³⁴ Den vielleicht einzigen, eher halbherzigen und nicht gerade überzeugenden Rechtfertigungsversuch unternahm Gröber höchstselbst, wenn er am 12. September 1946 schrieb, er sei in den Förderverein eingetreten, *„weil damals die Meinung bestand, die SS wäre die anständigste Gesellschaft innerhalb der Partei.“*³⁵ Dagegen spricht selbst ein so entschiedener Gröber-Verteidiger wie Bruno Schwalbach in Bezug auf diese Mitgliedschaft ganz unumwunden von einer *„Fehlentscheidung“* und betont: *„Eine Notwendigkeit für diesen Schritt gab es nicht.“*³⁶

3. Die teilweise wüst judenfeindlichen Äußerungen

Als Beleg für Gröbers judenfeindliche Einstellung wird immer wieder der Karfreitags-Hirtenbrief vom 25. März 1941 herangezogen.³⁷ Darin hatte Gröber in dramatisierender Weise den Leidensweg Christi vom

³¹ Keller (wie Anm. 2), S. 262/263.

³² Ebd., S. 263.

³³ Ebd., S. 265.

³⁴ EAF, Nb 8/149.

³⁵ EAF, B 2/NS-10. Zitiert nach Schwalbach 1986 (wie Anm. 7), S. 88.

³⁶ Schwalbach 1986 (wie Anm. 7), S. 86.

³⁷ Amtsblatt für die Erzdiözese Freiburg, 1941, S. 381–392.

letzten Abendmahl bis zum Tod am Kreuz nacherzählt und dabei in grellsten Farben das Bild der „perfiden Juden“ gezeichnet – und das einige Monate, nachdem die badischen Juden nach Gurs deportiert worden waren und die von den Nazis so genannte „Endlösung der Judenfrage“ längst beschlossen und angelaufen war. Auch hier gibt es nicht viel zu verteidigen und zu rechtfertigen – der Hirtenbrief wäre auch dann nur schwer verdaulich, wenn er zu einem anderen Zeitpunkt verfasst und veröffentlicht worden wäre.

Worüber man jedoch trefflich streiten kann – die Freiburger Professoren Ott und Pietzcker haben dies 1982 öffentlich getan – ist die Frage, als was Gröbers judenfeindliche Äußerungen denn zu bezeichnen sind. In einem Leserbrief, den die „Badische Zeitung“ mit der Schlagzeile „*Das ist schlimmster Antisemitismus*“ versehen hatte, schrieb Carl Pietzcker, nachdem er einige Zitate aus dem Hirtenbrief angeführt hatte: „*Für mich ist dies ‚schlimmer Antisemitismus‘. Es ist jener christliche Antisemitismus, der den Juden jahrtausendlang Leiden brachte. Er ist eine der Wurzeln des nationalsozialistischen Antisemitismus.*“³⁸

Hugo Ott entgegnete darauf: „*Ein solcher Hirtenbrief, der gerade die anti-judaistischen Elemente im Zeichen der Gottesmord-Lehre herausstellte, mag uns heute außerordentlich befremden, lag jedoch im Rahmen der noch bis in die Nachkriegszeit herrschenden Anschauung, daß die ‚perfidi Judaei‘ den Gottessohn getötet und dadurch sich von der Erlösung ausgeschlossen hätten. Daß bei Gröber Anti-Judaismus vorliegt, sei unbestritten – aber nationalsozialistischer, rassebiologischer Antisemitismus?*“³⁹

In der wissenschaftlichen Diskussion ist man sich, wenn ich recht sehe, bis heute nicht einig darüber, ob sich Gröbers durch diesen Hirtenbrief – und auch weitere Äußerungen – tatsächlich als Antisemit positioniert habe, oder ob er nicht doch einfach „nur“ den traditionellen christlichen „Antijudaismus“ verinnerlicht und beibehalten habe. In der öffentlichen Meinung hingegen finden sich solche Differenzierungen kaum, hier scheint die Sache klar: In seinem Beitrag zur Straßennamen-Diskussion vom 30. November 2016 schreibt der Journalist Frank Zimmermann in der „Badischen Zeitung“: „*Was sich durch Gröbers Leben*

³⁸ Vgl. EAF, Nb 8 „Causa“/3. Ein Auszug aus der Leserbriefdebatte Pietzcker/Ott wurde in der „Badischen Zeitung“ vom 27./28. November 1982 veröffentlicht.

³⁹ Ebd.

zieht, ist ein scharfer Antisemitismus. Die Juden waren für ihn ‚Christi Erz- und Todfeinde‘.“ Und für den Autor des Eintrags im Internetauftritt zu den Konstanzer Stolpersteinen – den ich eingangs zitiert habe – ist Gröber ein „Erzantisemit“.

Es gibt allerdings auch Stimmen, die in Gröber nicht einfach einen Judenfeind sehen wollen. Was wieder und wieder als Beleg dafür angeführt wird, dass Gröber keineswegs grundsätzlich und pauschal anti-jüdisch gedacht habe, ist seine Unterstützung für Gertrud Luckner. Und auch der Artikel über Gröber im Internetlexikon „Wikipedia“ weist darauf hin, dass Gröber 1933 „im Gegensatz zur Mehrheit der deutschen Bischöfe einen öffentlichen Protest der katholischen Kirche gegen den Aufruf zum Judenboykott“⁴⁰ befürwortet habe.

4. Der (angeblich) unzureichende Einsatz für verfolgte Priester, insbesondere für Max Josef Metzger

Ein weiterer Vorwurf, der immer wieder gegen Conrad Gröber erhoben wird, ist der, er habe sich zu wenig für verfolgte und eingesperrte Priester eingesetzt, ja er habe geradezu ihnen selbst die Schuld hierfür zugewiesen. Besonders heikel – und besonders oft thematisiert – ist der Fall von Max Josef Metzger, der am 14. Oktober 1943 vom Volksgesichtshof zum Tod verurteilt und am 17. April 1944 hingerichtet wurde. Heinz P. Siebold schrieb dazu 1998 in seinem Beitrag in der Freiburger „Zeitung zum Sonntag“:

„So rührend sich der Oberhirte um die deutschen Landser sorgte, so unbarmherzig zeigte er sich gegenüber einem Pfarrer der eigenen Kirche: Max Josef Metzger [...] Zwar besorgte Gröber dem Priester einen Rechtsanwalt, teilte diesem jedoch sogleich mit, was er von dem ‚überschwenglichen Wolkensegler Max‘ hielt [...] Am 16. Oktober [also zwei Tage nach der Verurteilung; CHS] schrieb Gröber an den Reichsjustizminister: ‚Ich bedauere sein (Metzgers; d.V.) Verbrechen auf das Tiefste. Dennoch wage ich es, die Bitte an Sie zu richten, Gnade statt Gerechtigkeit walten zu lassen [...] Ich halte ihn für fähig, sein Verbrechen durch den heldenhaftesten Tod an der Font [sic!] zu sühnen.‘ Die Apologeten Gröbers behaupten, auch diese zynischen Äußerungen über den inhaftierten Priester seien reine Taktik gewesen, um den Bedrohten zu retten.

⁴⁰ https://de.wikipedia.org/wiki/Conrad_Gröber (abgerufen am 09.12.2016).

Glaubwürdig ist diese Behauptung nicht. Die Empfehlung, Metzger den ‚Heldentod‘ an der Front sterben zu lassen, ist ein menschlicher und moralischer Offenbarungseid, der weder durch Zeitumstände noch durch taktische Raffinesse zu rechtfertigen ist.“

Siebold bezieht sich bei seinem Seitenhieb gegen die „*Apologeten Gröbers*“, auch wenn er keine Namen nennt, vor allem auf Hugo Ott. Dieser hatte Gröbers Aktivitäten rund um den Prozess gegen Max Josef Metzger schon 1970/71 dokumentiert und zu erklären versucht.⁴¹ Es gibt nicht nur den von Siebold zitierten Brief an den Reichsjustizminister, sondern inhaltlich sehr ähnliche an den Oberreichsanwalt und an Roland Freisler, die durch das schon erwähnte Metzger-Buch von Klaus Drobisch publik geworden waren. Ott war zu dem Schluss gekommen, dass es aus Sicht Gröbers nur eine Chance gab, Metzgers Leben zu retten: Die Begnadigung zum Fronteinsatz. Der Freiburger Erzbischof habe, schreibt Ott, „*diese Briefe abgefaßt, um für die gleichzeitig abgehenden Gnadengesuche ein günstigeres Klima zu schaffen. Gröbers Distanzierung hatte, so dürfen wir annehmen, primär eine taktische Funktion. Es muß ihm bewußt geworden sein, daß ein Gnadengesuch für Dr. Metzger wenig Aussicht auf Erfolg haben dürfte, wenn er sich nicht deutlich von den Motiven Metzgers absetzte*“.⁴²

Neben diesen „Sünden“, die Gröber immer wieder vorgeworfen werden, und die ich hier nur punktuell darstellen konnte, werden ihm in der Debatte aber auch Verdienste zugutegehalten, von denen ich der Gerechtigkeit halber einige anführen will – wobei es bisweilen gar keine zwei Meinungen gibt.

1. Das vergleichsweise frühe und entschiedene Eintreten gegen Zwangssterilisierung und Euthanasie

Im Katalog zur Freiburger NS-Ausstellung, also ganz aktuell, fasst Peter Kalchthaler dies folgendermaßen zusammen: „*Zu offen nach außen getragenen Widerstand gegen das NS-System konnte sich Gröber allerdings nicht entschließen, doch bezog er unter anderem in der Frage der Euthanasie und der Zwangssterilisation durchaus deutlich Stellung.*

⁴¹ Hugo Ott, Dokumentation zur Verurteilung des Freiburger Diözesanpriesters Dr. Max Josef Metzger und zur Stellungnahme des Freiburger Erzbischofs Dr. Conrad Gröber, in: FDA 90 (1970), S. 303–315.

⁴² Ebd., S. 308.

Schon 1934 hatte er sich in der Broschüre ‚Heile mich, Herr‘ gegen die Tötung von Erbkranken gewandt, was in einem Bericht des Reichssicherheitshauptamtes als ‚Angriff auf die Grundwerte‘ verdammt wurde. Unter den deutschen Bischöfen war Gröber der Erste, der sich 1939 schriftlich – in einem Brief an den badischen Innenminister Karl Pflaumer – gegen das inzwischen angelaufene Mordprogramm wandte.⁴³ Bernd Martin bestätigt diese Sichtweise in seinem Katalogbeitrag: „Mit eindeutigen Worten gegen den Totalitätsanspruch des nationalsozialistischen Staates brandmarkte Erzbischof Gröber die Euthanasie.“⁴⁴

Hinsichtlich der Haltung zur Zwangssterilisation und zum 1933 erlassenen „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ wird Gröber hingegen in der Diskussion nicht so eindeutig auf der Seite der moralisch Guten gesehen. So schreibt beispielsweise Roland Weis: „Der Freiburger Erzbischof unternahm auch den Versuch, selbst auf diesem heiklen Gebiet seine Bereitschaft zu weitgehendem Entgegenkommen zu signalisieren.“⁴⁵ Gröber habe in dieser Frage, so Weis weiter, einen eher fragwürdigen „Balanceakt [...] zwischen Wahrung des christlichen Standpunktes und Anbiederung an das Regime“⁴⁶ versucht.

2. Die ideelle und finanzielle Unterstützung Gertrud Luckners bei der Rettung von Juden

Fast einhellig positiv gewertet wird Gröbers Unterstützung für Gertrud Luckner. Kritisch hinterfragt wird in der Diskussion allenfalls gelegentlich, ob Gröber bei seiner Förderung der von Frau Luckner unternommenen Rettungsversuche möglicherweise gar nicht an alle Juden gedacht habe, sondern nur an die konvertierten und katholisch getauften? Allerdings ließ er Gertrud Luckner freie Hand, so dass Gröbers Unterstützung allen zugutekam, denen Frau Luckner helfen konnte.

⁴³ Peter Kalchthaler, Conrad Gröber – Zwischen Anpassung und Widerstand, in: Peter Kalchthaler/Robert Neisen/Tilman von Stockhausen, Nationalsozialismus in Freiburg. Begleitbuch zur Ausstellung des Augustinermuseums in Kooperation mit dem Stadtarchiv. Freiburg, Petersberg 2016, S. 180.

⁴⁴ Bernd Martin, Universität – Kirchen – Freiburger Kreis, in: Nationalsozialismus in Freiburg (wie Anm. 41), S. 35–41, hier S. 40.

⁴⁵ Weis (wie Anm. 21), S. 181.

⁴⁶ Ebd.

3. Die bedingungslose Verteidigung der gesamten christlichen (katholischen) Lehre gegen die NS-Ideologie

An dieser Stelle will ich einmal kurz von der Debatte um Gröber abschweifen und ihn selbst zu Wort kommen lassen. In seinem Freiburger Antrittshirtenbrief vom 6. Juli 1932 schrieb er: *„Zwar habe ich kraft meines Amtes euch zu führen, wenn ich aber führe und gebiete, erstrebe ich nicht meine eigene Höhe, sondern euere Erhebung zu Gott. Und wann hätte das katholische Volk die von Gott gesetzten Führer so notwendig gebraucht als gerade heute, wo so viele sich als Volksfreunde und Volksführer bezeichnen, aber weder den Auftrag, noch die Absicht und Fähigkeit haben, das christliche Volk nach den Vorschriften und Zielen Jesu Christi zu leiten?“*⁴⁷ [...] *Getreu dem Schwure, den ich schon bei meiner Bischofsweihe und wiederum vor der Uebernahme meiner erzbischöflichen Würde ablegte, werde ich darum die Reinheit und Einheit der katholischen Wahrheit verteidigen und deren Leugnung oder irrige Deutung als einen Gegensatz zur ewigen Wahrheit pflichtgemäß und furchtlos verwerfen.*⁴⁸ Und zwar, so fuhr er fort, sehe er die Pflicht jedes Bischofs darin, die christliche Lehre *„sowohl mit seiner Schrift und seinem Wort, als auch, wenn es notwendig werden sollte, dem Vorbild unzähliger katholischer Märtyrer-Bischöfe getreu, mit seinem eigenen Leib und Leben zu schützen!“*⁴⁹

Dass Gröber dies nicht einfach nur dahergesagt hatte, als Stereotyp, das von einem katholischen Bischof schlicht und einfach zu erwarten war, hat unlängst Bernd Martin deutlich betont. Gröber, schreibt er im Katalog zur NS-Ausstellung, *„griff – einmalig für das deutsche Episkopat – Hitler öffentlich an. In seiner Silvesterpredigt 1939 formulierte er im voll besetzten Münster: ‚Christus hat dem deutschen Volk und Vaterland nichts mehr zu sagen. Anstelle von Christus ist ein anderer getreten, dessen Namen ich hier auf der Kanzel nicht erwähne.‘ Gröber galt fortan in Berlin ‚als übelster Hetzer gegen das Dritte Reich.‘“*⁵⁰

Ulrich von Hehl hatte 1983 in einer Rezension zu Erwin Kellers Gröber-Biografie den Einsatz des Erzbischofs zur Verteidigung der christli-

⁴⁷ Conrad Gröber, Hirtenbrief vom 6. Juli 1932, in: Anzeigebblatt für die Erzdiözese Freiburg, 1932, S. 295–302, hier S. 298.

⁴⁸ Ebd.

⁴⁹ Ebd., S. 299.

⁵⁰ Martin (wie Anm. 42), Katalog, S. 40.

chen Lehre so zusammengefasst: *„Der Kirche ging es vielmehr um die Wahrung ihres Propriums, um die unverkürzte Verkündigung der Botschaft Christi, von der jeder weiß, daß sie der nationalsozialistischen Weltanschauung diametral entgegengesetzt war. Hier allerdings darf man Gröber bescheinigen, mit nicht alltäglichem Einsatz geleistet zu haben, was seines Amtes als Bischof war.“*⁵¹

Dass dies, also die Verteidigung der christlichen Glaubenslehre, noch immer die vornehmste Aufgabe eines Bischofs ist, bestätigt sehr schön eine Aussage, die der Präfekt der vatikanischen Glaubenskongregation, Kardinal Gerhard Ludwig Müller, unlängst in einem Interview gemacht hat – nachzulesen in der auf den 11. Dezember 2016 datierten Ausgabe des „Konradsblatts“: *„Der Beifall der veröffentlichten Meinung ist kein Beweis, dass man in Fragen des Glaubens richtig liegt. Ein Bischof hat – gelegen oder ungelegen – nichts anderes zu lehren als ‚die gesunden Worte und Lehren Jesu Christi, unseres Herrn‘ (1 Timotheus 6, 3).“*⁵²

Bruno Schwalbach kam 1986 zu folgendem Fazit: *„Als er [d.h. Gröber] aber die Unwahrhaftigkeit des NS-Regimes durchschaut hatte und für ihn kein Zweifel mehr bestand, daß es um Sein oder Nichtsein des Christentums gehe, und daß christlicher Glaube und Nationalsozialismus sich wie Feuer und Wasser verhielten, hat er ohne Schonung der eigenen Person bei jeder sich bietenden Gelegenheit den katholischen Glauben und die Rechte der Kirche verteidigt.“*⁵³ Und Gröber habe, so Schwalbach weiter, *„die Verabsolutierung des Staates ebenso bekämpft wie die von Volk, Blut und Boden, wo immer er dazu Gelegenheit hatte. Er ließ sich stets von seelsorgerlichen Motiven leiten.“*⁵⁴

Hugo Ott schließlich hat sich zur Frage, wie Gröber seine Aufgabe und die Rolle der Kirche im NS-Staat sah, anlässlich von Gröbers 50. Todestag zusammenfassend so geäußert: *„Jetzt 1933 war er von der Überzeugung durchdrungen, dass die neue politische Konstellation nach Hitlers Machtergreifung die einmalige Chance biete, eine friedlich-gütliche Regelung des Verhältnisses von Staat und Kirche im Deutschen Reich herbeizuführen, wobei er hoffte, die katholische Kirche Deutschlands so abzusichern, das sie in den Stürmen der nationalen Revolution ungefähr-*

⁵¹ Ulrich von Hehl, Rezension zu Keller (wie Anm. 2), in: Theologische Revue 79 (1983), Sp. 224/225, hier Sp. 225.

⁵² Konradsblatt Nr. 50 (2016) vom 11. Dezember 2016, S. 3.

⁵³ Schwalbach 1986 (wie Anm. 7), S. 192.

⁵⁴ Ebd., S. 9.

*det überstehen und auch nach der Stabilisierung der politischen Lage in ihrer Existenz unangetastet weiterleben könne. Er wurde bald eines Anderen belehrt und fand mehr und mehr zu einer opponierenden Haltung, freilich in einer spezifischen Färbung, eben im Gröber'schen Kolorit.*⁵⁵

Zusammenfassung und Ausblick

Zu Beginn hatte ich gesagt, ich wolle nicht direkt über Gröbers Verhältnis zum Nationalsozialismus sprechen, sondern über die darum geführten Debatten – und hatte dies unter anderem damit begründet, dass ich somit versuchen wollte, auf ein eigenes Urteil zu verzichten. Aber natürlich ist die Auswahl von Argumenten und Zitaten, die ich aus der fast unüberschaubaren Fülle von einschlägigen Publikationen getroffen habe, auch eine Art von Urteil. Für manchen Gröber-Kritiker ist schon der Versuch, den Erzbischof einigermaßen neutral und ausgewogen zu porträtieren, apologetisch, weil aus seiner Sicht nichts an Gröbers Verhalten gutzuheißt ist. Anderen Menschen hingegen, die Gröber in der NS-Zeit und in den Nachkriegsjahren noch als fürsorglichen Seelsorger erlebt hatten, als Bischof, der sich der Nöte vieler Menschen annahm und beispielsweise versuchte, eine Vergrößerung der Lebensmittelrationen zu erreichen, wäre vielleicht fast jede Kritik an Gröber schon zu weit gegangen.⁵⁶

Ich zitiere noch einmal Ulrich von Hehl, dem man wohl bescheinigen kann, ein durchaus katholischer und keineswegs kirchen- oder bischofsfeindlicher Historiker zu sein: *„Jedenfalls haben sich an Gröber seit seinem frühen Tod die Geister in Zustimmung oder Ablehnung geschieden [...] Wir erleben durchaus einen Menschen in seinem Widerspruch, seiner Einbindung in die Urteile und Vorurteile der Zeit, übrigens auch einen*

⁵⁵ Hugo Ott, Zum 60. Todestag von Erzbischof Dr. Conrad Gröber am 14. Februar 1948. Gedenkfeier der Stadt Mefskirch im Schloss Mefskirch am 14. Februar 2008, in: FDA 127 (2007), S. 211–222, hier S. 213.

⁵⁶ Vgl. z.B. den Leserbrief von Gernot Schub, Freiburg, in der BZ vom 27. März 1998 (EAF, Nb 8/155): *„Und gerade der, der die Macht hatte, der konnte Fehler eingestehen.“* Schub erzählt von seiner Firmung 1947 in Oberrotweil durch EB Gröber. *„Er sagte auch noch: ‚Wir haben in vielen Dingen versagt, wir haben zu spät erkannt.‘ So in etwa habe ich das noch in den Ohren. Und ich dachte, welch ein Mensch, welch ein Vater. Von ihm werden wir ernst genommen, er gibt Fehler zu! Alle anderen ‚Vaterfiguren‘, die da rumliefen, waren da einfach zu schwach und zu feige. Wir Jungen spürten das.“*

Bischof, der in nicht wenigen Bereichen nicht wenige seiner Amtsbrüder überragte. Dazu gehörte freilich nicht die Politik, auch nicht die Kirchenpolitik. Gröber war stets zu gefühlsbetont und unpolitisch, als daß er die vorgeblich ‚nationale Wiedergeburt des Reiches‘ nicht aus vollem Herzen begrüßt hätte. Viele Äußerungen, darunter törichte, auch etwa Teile seines ‚Handbuchs der religiösen Gegenwartsfragen‘ legen Zeugnis dafür ab, so daß man sagen muß: Schweigen wäre zuweilen das Klügere gewesen.“⁵⁷

Bruno Schwalbach schreibt, mit durchaus hagiografischen Tendenzen, über Gröber, sein Bild zeige „eine zwar reich begabte, jedoch widersprüchliche, im Grunde apolitische Persönlichkeit. Ihre Tragik bestand nicht zuletzt darin, daß ihr durch die damalige Situation unablässig politische Stellungnahmen und Entscheidungen abgefordert wurden, für die es in der ganzen Kirchengeschichte der Neuzeit kaum Anhaltspunkte, geschweige denn ein hilfreiches Orientierungsmodell gab. Erzbischof Gröber war kein ‚Mietling‘⁵⁸ des NS-Regimes. Er ließ sich auch unter massivstem Druck in der Erfüllung seiner bischöflichen Aufgaben nicht beeindrucken. Er war ein ‚deutschgesinnter katholischer Bischof‘, wie er sich selbst in einem Schreiben an den badischen Kultusminister bezeichnete. Damit verband er seine ‚Treue zu Rom‘. Ohne seine nationale Gesinnung zu würdigen, ist sein ganzes Verhalten während der Zeit des Dritten Reiches nicht zu verstehen.“⁵⁹

Hintergrund für Gröbers zahlreiche dem NS gegenüber positive Äußerungen sind neben Gemeinsamkeiten im nationalistisch-konservativen Weltbild freilich auch theologische Gesichtspunkte wie etwa der Paulusbrief an die Römer.⁶⁰ Gröber führte dazu in seiner 1935 veröffentlichten Schrift „Kirche, Vaterland und Vaterlandsliebe“ aus: „Die Kirche verbietet in erster Linie die Widersetzlichkeit und den Umsturz, d. h. die illegale Beseitigung einer bestehenden staatlichen Ordnung, wie auch Christus es abgelehnt hatte, sich die Gunst des Volkes durch politische Zielsteckung zu erwerben und zum inneren und äußeren Widerstand, ja zur Waffenerhebung gegen die verhasste Römerherrschaft auf-

⁵⁷ Hehl (wie Anm. 49), Sp. 225.

⁵⁸ Vgl. Schwalbach 1986 (wie Anm. 7), S. 191 mit Anm. 649.

⁵⁹ Schwalbach 1986 (wie Anm. 7), S. 191.

⁶⁰ Vgl. Römer: 13, 3: „Vor den Trägern der Macht hat sich nicht die gute, sondern die böse Tat zu fürchten; willst du also ohne Furcht vor der staatlichen Gewalt leben, dann tue das Gute, sodass du ihre Anerkennung findest.“

*zurufen [...] Sogar die Obrigkeit, die ihre Rechte missbraucht, geht dadurch ihres Rechtes nicht ohne weiteres verlustig.*⁶¹

Die Diskussionen um Gröbers Verhältnis zum Nationalsozialismus drehen sich heute nicht mehr in erster Linie um die Frage „Hat er oder hat er nicht?“, sondern darum, wie es zu beurteilen und zu bewerten sei, was er getan oder nicht getan und gesagt oder nicht gesagt hat. Die Fakten sind schon lange bekannt, Gröbers Taten sind historisch erforscht und seine Worte kann man nachlesen. Noch keineswegs beantwortet ist, wenn ich mich nicht sehr täusche, eine ganz wichtige Frage, der in der Diskussion zunehmend zentrale Bedeutung zukommt. Die Frage nämlich, ob und wie man Gutes und Schlechtes gegeneinander aufwiegen kann. Kann man eine Bilanz ziehen, eine Gewinn-und-Verlust-Rechnung aufmachen? Kann man den judenfeindlichen Hirtenbrief von 1941 gegen die Unterstützung für Gertrud Luckner aufrechnen? Ist Gröbers „Kriegspropaganda“ stärker zu gewichten als sein früher und fortgesetzter Einsatz gegen die Euthanasie? Hat er mit seinen Briefen, die er nach dem Todesurteil für Max Josef Metzger geschrieben hat, Roland Freisler und dem Volksgerichtshof Recht gegeben, oder war es nicht doch ein taktisch motivierter und aller Ehren werter Versuch, Metzger vor der Hinrichtung zu retten?

Ob die Debatte um Conrad Gröber noch einmal richtig aufflammen wird, und wenn ja, zu welchem Ergebnis sie führen wird, weiß ich natürlich nicht zu sagen – ich bin zwar Kirchenbeamter, aber deswegen noch lange kein Prophet. Nach derzeitigem Stand der Dinge würde ich eigentlich meinen, ein „Ende der Debatte“ sei erreicht, denn die Fakten liegen auf dem Tisch, die Argumente sind ausgetauscht, alles ist gesagt – wenn auch noch nicht von allen. Außerdem ist Gröber vor fast sieben Jahrzehnten verstorben – da könnten die Diskussionen um ihn doch allmählich wirklich zum Ende kommen? Andererseits können wir immer wieder beobachten, dass wir in Deutschland mit dem Nationalsozialismus noch lange nicht „fertig“ sind – die aktuelle Ausstellung im Augustinermuseum ist nur ein Beispiel unter vielen.

Aber noch aus einem anderen Grund können wir nicht sicher sein, dass die Debatte um Conrad Gröbers NS-Verstrickung zu Ende ist: Meines Wissens sind die vatikanischen Archive in punkto Gröber noch längst nicht abschließend und erschöpfend ausgewertet, und auch in

⁶¹ Vgl. Conrad Gröber, *Kirche, Vaterland und Vaterlandsliebe*, Freiburg 1935, S. 98.

französischen Archiven lagern noch Quellen – nicht nur aus der Nachkriegszeit – die bislang nicht wissenschaftlich aufgearbeitet worden sind. Da könnten durchaus noch neue Aspekte zu Tage treten – und vielleicht sogar echte Überraschungen, auch wenn ich damit kaum rechne. Alles in allem aber sollten wir im Titel meines Vortrags vielleicht tatsächlich die Klammern und das Fragezeichen weglassen: „*Kein Ende der Debatte*“ um Conrad Gröber und sein Verhältnis zum Nationalsozialismus.⁶²

⁶² Mittlerweile, Anfang März 2017, wurde ein neuer Beitrag zum Thema publiziert - ob er die Debatte befeuern und vielleicht sogar inhaltlich voranbringen wird, lässt sich momentan nicht absehen: Wolfgang Proske, Dr. Conrad Gröber: „Deutschrlich“ und „überreiche Register im Orgelwerk seiner Seele“, in: Ders. (Hrsg.), „Täter Helfer Trittbrettfahrer – NS-Belastete aus Südbaden“. Gerstetten 2017, S. 104–136. Vgl. dazu auch den Beitrag von Wolfgang Proske in diesem Band S. 275–286.

Dr. Conrad Gröber als förderndes Mitglied der SS

Von Wolfgang Proske

Auch fast siebenzig Jahre nach seinem Tod ist das Interesse der Öffentlichkeit an Dr. Conrad Gröber nicht erloschen. Als Grund dafür wird insbesondere seine Verwicklung in den Nationalsozialismus genannt.¹

Dass Gröber zeitweise den Nationalsozialismus begeistert unterstützte, ist heute nachgewiesen. Beispielsweise erklärte er am 10. Oktober 1933, „*dass ich mich restlos hinter die neue Regierung und das neue Reich stelle*“.² Am 6. März 1934 unterschrieb Gröber den Satz: „*Ich erkläre hiermit meinen Eintritt in die Schutzstaffel der N.S.D.A.P. als förderndes Mitglied.*“³ Unter der Nummer 400609 wurde Gröber mit 61 Jahren SS-Mitglied; die „*Fördernde Mitgliedschaft*“ sei, so steht es in seinem SS-FM-Mitgliedsbuch, „*ein wesentlicher Bestandteil der gesamten SS; je mehr diese Organisation ausgebaut wird und je mehr durch sie Gelder hereinkommen, desto mehr wird die wirtschaftliche Lage der SS unter Wahrung größter Selbständigkeit gehoben und gefestigt*“.⁴ Angeworben worden war Gröber vom SS-Mann Harald Schwormstädt. Nach 1945 notierte Schwormstädt dazu im „Internationalen Lager Lahr“: „*Im Erzb. Palais sprach Schw. vor wegen der Aufnahme als Fördermitglied der SS. Ein Pater empfing mich und teilte mir mit, dass Ext. [sic!] Abwesend [sic!] sei. Er bestellte mich dann um 11 Uhr und habe dort persönlich mit Ext. gesprochen. Es war im 2. Stock hinten links unter Beisein eines Paters. Ext. frug mich, ob er dabei Uniform tragen muss oder zu welchem Zweck das Geld verwendet wird, ob er Dienst machen muss*

¹ Der vorliegende Beitrag ist ein stark gekürzter Auszug aus dem Anfang März 2017 erschienenen Artikel: „Dr. Conrad Gröber: ‚Deutschehrlich‘ und ‚überreiche Register im Orgelwerk seiner Seele““, in: Wolfgang Proske (Hrsg.), Täter Helfer Trittbrettfahrer, Bd. 6: NS-Belastete aus Südbaden, Gerstetten 2017, S. 104–136.

² Freiburger Zeitung, 10. Oktober 1933.

³ EAF, Nb 8/149, SS-FM-Mitgliedsausweis Conrad Gröber.

⁴ SS-FM-Mitgliedsausweis Gröber, S. 12.

und was die weiteren Verpflichtungen sein würden. Nach meinen Erklärungen hat er dann persönlich den Aufnahmeschein unterschrieben und ausgefüllt, mit dem Betrag von monatlich RM 5.–. Das Geld sollte im Notariat an der Kasse immer abgeholt werden. Als ich dorthin kam hatte er schon telf. und ich bekam das Geld sofort. Auf seinen Eintritt hin haben sich dann noch 7 bis 8 Herren aufnehmen lassen (Domkap. Brettle RM 2.–). Die anderen Namen weiss ich nicht mehr. Herr Weihbischof Burger hat sich nicht aufnehmen lassen. Wann und wie der Beitrag erhöht wurde auf RM 30.– weiss ich nicht.“⁵

Sicher zahlte Gröber fünf Mark im Monat, später möglicherweise mehr.⁶ 1946 wird er hinsichtlich seiner SS-FM-Mitgliedschaft dem Nürnberger Rechtsanwalt Ludwig Babel schreiben, die SS habe anfänglich „in Freiburg als die anständigste Organisation der Partei gegolten“.⁷ Fakt ist weiter, dass Gröber später nie aus der SS austrat.⁸ Zwar hatte sich bereits am 15. Oktober 1934 der Reichsführer der SS, Heinrich Himmler, „im Interesse des Friedens zwischen Kirche und Staat“ für ein „ehrenvolles“ Ausscheiden aller Geistlichen aus der SS ausgesprochen, um zu vermeiden, dass „Kirchenstreitigkeiten“ in die SS getragen würden, sowie, weil deren Mitgliedschaft dem Konkordat widerspräche.⁹ Am 8. Juni 1937 wurde Gröber direkt zum Austritt aufgefordert, kam dem aber nicht nach.¹⁰ Erst am 29. Januar 1938 erging vom Persönlichen Stab Himmlers folgender Bescheid: „Der Reichsführer SS hat angeordnet, keinen weiteren Briefwechsel zu führen, sondern Gröber stillschwei-

⁵ Archives de l'Occupation française en Allemagne et en Autriche (AOFAA): 1BAD 1200 (ungeordnet).

⁶ Ebd. sowie EAF, B2/NS-10, Eidesstattliche Erklärung Harald Schwormstadt vom 14. März 1946 sowie Brief Gröber an Babel, 7. Juni 1945. In Gröbers Mitgliedsausweis sind Beitragsmarken für fünf Monate eingeklebt. Der übliche SS-Beitrag lag seinerzeit bei 50 Pfennig im Monat. Vgl. allgemein zu fördernder SS-Mitgliedschaft Bastian Hein, *Elite für Volk und Führer? Die Allgemeine SS und ihre Mitglieder 1925–1945*. München 2012, S. 164 ff.

⁷ EAF, B2/NS-10: Gröber an Babel, 7. Juni 1945. Erstmals aktenkundig wurde Gröbers fördernde SS-Mitgliedschaft in: Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof (IMT) Nürnberg, 11. November 1945 – 1. Oktober 1946. Nürnberg 1948, Bd. XX, S. 311 (Befragung Rechtsanwalt Horst Pelckmann unter Verweis auf Dokument SS-45: Schreiben Gröber an IMT vom 7. Juni 1946, Bd. XXXV, S. 494).

⁸ Der Austritt hätte bei der Dienststelle, die seine Beiträge kassierte, unter Rückgabe seines Mitgliedsbuches erfolgen müssen.

⁹ Bundesarchiv Berlin (BArch), NS/19/4088, SS-Befehlsblatt Nr. 10 vom 15. Oktober 1934, S. 3.

¹⁰ BArch, NS 6/228–230, 338, 341, 344, 353, 852; NS 19/4088; R 187/ 555 und 279.

gend als Förderndes Mitglied zu streichen.“¹¹ Damit war Gröber ohne eigenes Zutun aus der SS ausgeschlossen worden.

Bereits Gröbers Ansinnen auf SS-FM-Mitgliedschaft und mehr noch seine tatsächlich erfolgte Aufnahme waren im Grunde – wie Himmler richtig gesehen hatte – Verstöße gegen das Reichskonkordat, welches katholischen Geistlichen jede parteipolitische Betätigung untersagte. Doch Gröber tat noch mehr. Schon am 19. August 1933 sanktionierte die Erzdiözese Freiburg eine Anordnung des badischen Kultusministeriums über das Entbieten des „Deutschen Grußes“ im Religionsunterricht („Aufstehen, Einnehmen von strammer Haltung und Erheben des rechten Armes“).¹² Ab dem 8. Februar 1934 wurde für kirchliche Gebäude der Erzdiözese Freiburg „bei vaterländischen Anlässen“ das Hissen der Reichsflaggen „Schwarz-Weiß-Rot“ und „Hakenkreuz“ angeordnet.¹³

Im März 1934, angedacht aber schon im November 1933, forderte der katholische Interessenvertreter im Kabinett Hitler, Vizekanzler Franz von Papen, gemeinsam mit vier Bischöfen, darunter Conrad Gröber, dass „in tunlichster Bälde Verhandlungen aufzunehmen [seien] mit dem Zwecke, die katholische Jugend in die Hitlerjugend einzureihen“.¹⁴ Die Initiative verlief allerdings im Sande. Und in seiner 1935 erschienenen Schrift „Vaterland und Vaterlandsliebe“ erklärte Gröber, wieso aus seiner Sicht die Chemie zwischen schwarz und braun so sehr stimme: Jeder „Patriot“ werde alles daran setzen, „ein brauchbares Glied der Volksgemeinschaft“ zu werden, denn er schulde „der staatlichen Autorität Gehorsam, Treue und Ehrerbietigkeit“. Gröber unterstrich seine Aussage mit einem zitierenden Blick in die Bibel: „Vor den Trägern der Macht hat sich nicht die gute, sondern die böse Tat zu fürchten; willst du also ohne Furcht vor der staatlichen Gewalt leben, dann tue das Gute, sodass du ihre Anerkennung findest.“¹⁵ Die Auslegung des Bibelzitats durch Grö-

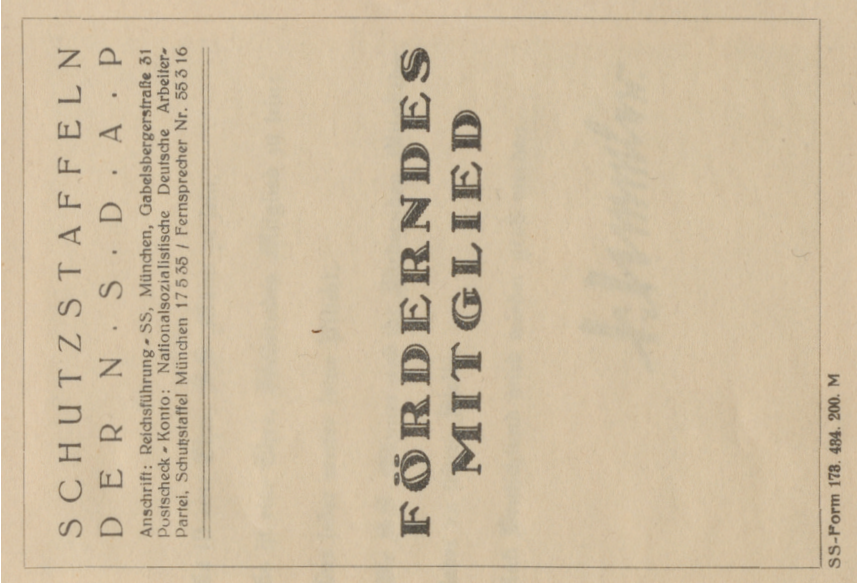
¹¹ BArch, Schreiben Oswald Pohl an Persönlichen Stab RFSS vom 19. Januar 1938; Antwort 29. Januar 1938, R 187, Bd. 245a, Bl. 130/131.

¹² Amtsblatt der Erzdiözese Freiburg, 21. August 1933, S. 97. Anschließend solle ein „katholischer Gruß“, z. B. „Gelobt sei Jesus Christus“, folgen.

¹³ Amtsblatt, 10. Februar 1934 (Erlass vom 8. Februar 1934, S. 180). „Daneben“ dürfe kirchliches „Gold-Silber“ gesetzt werden.

¹⁴ Vgl. Papen an Bergen, 11. November 1933, zitiert nach Guenter Lewy, Die katholische Kirche und das Dritte Reich, München 1965, S. 395, Anm. 7; Wilhelm Josef Doetsch, Württembergs Katholiken unterm Hakenkreuz. Stuttgart 1969, S. 155f; Johannes Zender, Neudeutschland, 1949, S. 228f.

¹⁵ Brief des Apostels Paulus an die Römer: 13, 3. Dank an Christoph Schmider für den Hinweis auf die Übertragung dieser Bibelstelle in heutiges Deutsch.



SCHUTZSTAFFELN DER N.S.D.A.P.

SM-Mitgliedsbuch Nr. 400609

Vor- und Zuname: *Gröber, Conrad*

Wohnort: *Freiburg i. Br.*

Strasse: *Münsterstr. 10*

Eingetreten am: *0. 3. 1934*

Ausgetreten am:

Wiedereingetreten am:

Monatlicher Beitrag *R.M. 5.-*






Der Chef des Verwaltungsamtes: *EE*

i.v. Gröber



14

Beiträge.

Monat	1934	1935	1936	1937
Jan.				
Febr.				
März				
April				
Mai				
Juni				
Juli				
Aug.				
Sept.				
Okt.				
Nov.				
Dec.				

18

ber las sich dann so: „*Die Kirche verbietet [...] die Widersetzlichkeit und den Umsturz, d. h. die illegale Beseitigung einer bestehenden staatlichen Ordnung, wie auch Christus es abgelehnt hatte, sich die Gunst des Volkes durch politische Zielsteckung zu erwerben und zum inneren und äußeren Widerstand, ja zur Waffenerhebung gegen die verhasste Römerherrschaft aufzurufen.*“ Für alle, denen das nicht genügen mochte, setzte er noch einen drauf: „*Sogar die Obrigkeit, die ihre Rechte missbraucht, geht dadurch ihres Rechtes nicht ohne weiteres verlustig.*“¹⁶ Im Ergebnis forderte Gröber jetzt die „rückhaltlose“ Kooperation für jeden Katholiken seiner Diözese. De facto untersagte er dem gläubigen Katholiken Widerstand gegen den NS-Staat.¹⁷

Für Gröber war das (katholische) Christentum die selbstverständliche Basis der deutschen „Volksgemeinschaft“. 1937 etwa erklärte er in einer Predigt in Weingarten, er sei zum Ergebnis gekommen, „*dass sich Christentum und Germanentum miteinander in vollkommener Harmonie vertragen*“.¹⁸ Seines Erachtens hätte „*der wirkliche germanische Kulturanstieg*“ mit jenem Zeitpunkt begonnen, „*als sich Christentum und Germanentum vermählten*“. Klar sei, dass „*das Christentum [...] erwiesenermaßen die kraftvollste Stütze eines geordneten staatlichen und völkischen Lebens*“ sei.¹⁹

Doch offenbar verstanden die Nazis aus der Sicht Gröbers derartige wirklich große Zusammenhänge nicht. Sehr verunsichert dürfte ihn haben, dass am 22. Juli 1935 erstmals die Verlesung eines seiner Hirtenbriefe verboten wurde.²⁰ Und im Oktober 1936 beklagte er sich bei Gauleiter Robert Wagner bitter: „*Ich habe Ihnen erst vor kurzem noch nicht unwichtige Mitteilungen außenpolitischer Art gemacht und wäre gerne bereit gewesen, sie mündlich zu ergänzen und überhaupt meine Beziehungen in einer für unser Vaterland günstigen Weise auszunüt-*

¹⁶ Conrad Gröber, *Kirche, Vaterland und Vaterlandsliebe*. Freiburg 1935, S. 98.

¹⁷ Diese Linie einer strikten Loyalität gegenüber den NS-Machthabern behielt Gröber auch später konsequent bei. Etwa 1941: „*Auch ich erkläre hier, dass ich Übertretungen des Gesetzes aufs schwerste missbillige und mich für die Übertreter keineswegs einsetze.*“ (Vgl. Erwin Keller, *Conrad Gröber 1872–1948. Erzbischof in schwerer Zeit*. Freiburg, 2. Aufl. 1982, S. 228.)

¹⁸ Gröber, zitiert nach Paul Kopf, *Der Blutfreitag 1937 in Weingarten mit Festpredigt von Erzbischof Gröber*, in: FDA 110 (1990), S. 413 ff.

¹⁹ Hirtenbrief, in: *Amtsblatt* vom 12. Februar 1941, S. 360 ff.

²⁰ EAF, B2/NS-10: Berckmüller an Gröber, 22. Juli 1935.

zen.²¹ Angesichts von Wagners fortdauerndem Desinteresse ist Gröber „in deutschehrlicher Empörung“²² frustriert: 1937 wird er erstmals entnervt erklären, „dass sein früherer Optimismus dem NS Regime [sic!] gegenüber ein Irrtum gewesen sei: ,Ich habe mich geirrt.“²³

Was war geschehen? Das bisher gute Einverständnis zwischen Gröber bzw. Kirche einerseits sowie badischen Nationalsozialisten andererseits bröckelte. Gauleiter Wagner schrieb in einem Brief an das Reichsministerium für kirchliche Angelegenheiten am 1. Juli 1936 über Gröber, „der Erzbischof [...] trat in der Öffentlichkeit als Nationalsozialist auf und versicherte nicht nur seine Loyalität dem Staate gegenüber, sondern auch seine positive Einstellung zum Nationalsozialismus [...] Katholische Verbände und Erzbischof arbeiteten aber nachweislich schon während der nationalsozialistischen Revolution im Stillen gegen Partei und Staat“.²⁴

Und am 26. Dezember 1936 machte der Herausgeber des NS-Hetzblattes „Der Stürmer“, Julius Streicher, u. a. ein intimes Verhältnis Gröbers mit einer „Konstanzer Jüdin“ in gewohnt reißerischer Sprache öffentlich. Gröber wies dies zwar umgehend empört zurück und begann als Antwort, den Nationalsozialismus in die Nähe des Bolschewismus zu rücken.²⁵ Doch bisher unzugängliche Dokumente in einem französischen Archiv²⁶ lassen das Handeln des Bischofs wie überhaupt das Vorgehen des Domkapitels in dieser Sache in neuem Licht erscheinen. Auch wenn die wissenschaftliche Untersuchung dieser 230 Seiten bisher noch aussteht, so ist doch klar, dass Gröber die von Streicher indirekt genannte Dr. Irene Fuchs, eine Juristin aus Konstanz, in antisemitischem Tonfall abwertend diffamierte, ja denunzierte, wenn er sie am 21. Oktober 1936 im Brief an den badischen Gauleiter Robert Wagner wegen

²¹ BArch, R 5101/22223, Bl. 130–132: Gröber an Wagner, 22. Oktober 1936.

²² BArch, R 5101/22223, Bl. 145, Gröber an Wagner, 13. November 1936. Begriff „deutschehrlich“ auch in Hirtenbrief vom 12. Februar 1941, in: Amtsblatt 1941, S. 358.

²³ EAF, B2/NS-10, Deutsche Briefe Nr. 149 vom 30. Juli 1937.

²⁴ BArch, R 5101/22223, Bl. 124f, Reichsstatthalter an Minister für kirchliche Angelegenheiten, 1. Juli 1936.

²⁵ Weil sich die religiöse Grundhaltung des Nationalsozialismus „dem russischen Atheismus nicht mehr wesentlich und unversöhnlich entgegenstellt, sondern sich ihm viel eher durch die Vergötzung des Menschen und Volkes und die Leugnung der Unsterblichkeit der menschlichen Seele bis zur weltanschaulichen Handreichung nähert?“ Vgl. Keller (wie Anm. 17), Gröber am 26. Dezember 1936, S. 201.

²⁶ AOFAA, 1BAD 1200 (ungeordnet).

ihrer Anzeige gegen ihn als „*rachenehmende Jüdin*“ bezeichnete.²⁷ Dies gilt noch mehr, wenn er nach zweijähriger Bedenkzeit am 3. Oktober 1938 in seinem Brief „*In eigener Sache*“ beklagte, „*dass man [...] die Jüdin als Kronzeugin gegen mich deutschstämmigen Mann [...] aufruft und vernimmt*“.²⁸ Festzuhalten ist: Derartige Formulierungen waren im „Dritten Reich“ für Beschuldigte bedrohlich und konnten lebensgefährlich werden.²⁹

Alles in allem drifteten NS-Staat und katholische Kirche etwa ab Mitte der 1930er-Jahre nach vorhergehenden Versuchen einer wechselseitigen Respektierung wieder weiter auseinander. Gröber versuchte, die Schuld dafür dem NS-Staat zuzuschreiben. In einem Artikel für die portugiesische Zeitschrift „*A Voz*“ reklamierte er für sich selbstbewusst: „*Tatsache ist, daß ich weder ‚öffentlich‘ noch ‚geheim‘ den Nationalsozialismus oder den nationalsozialistischen Staat als politische Organisation angegriffen, sondern dass ich mich vom Standpunkt der christlichen Ehre und Pflicht gegen die Angriffe, die jetzt in den Schulbüchern gegen das Christentum und die katholische Kirche unternommen werden, gewandt habe.*“ Inzwischen gab er sich davon überzeugt, „*dass die Frontsoldaten einschließlich des Klerus kaum glauben können, dass es in der Heimat eine kleine Minderheit gibt, die Verrat übt, während sie für ihr Vaterland kämpfen und sterben. Hierzu möchte ich feststellen, dass nicht ich das Vaterland verrate, sondern diejenigen, die das Christentum bekämpfen*“.³⁰

Statt „*Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist*“³¹, galt für Gröber zunehmend wieder, man müsse „*Gott mehr gehorchen als den Menschen*“.³²

²⁷ Zum bisherigen innerkirchlichen Umgang mit Blick auf Gröbers Verhältnis zu Frauen vgl. Bruno Schwalbach, *Erzbischof Conrad Gröber und die nationalsozialistische Diktatur*, Karlsruhe 1986, S. 90–99. Gröbers Zitat „*rachenehmende Jüdin*“ ebd., S. 96 mit Bezug auf EAF Nb 8/38.

²⁸ Gröbers Rechtfertigung „*In eigener Sache*“ findet sich ebenfalls hier, S. 234–239, das Zitat S. 235.

²⁹ Irene Fuchs überlebte den Nationalsozialismus knapp. Geboren 1905, starb sie 1951 im britischen Exil. Nähere biografische Angaben, auch über ihre 1944 in Auschwitz ermordete Mutter unter <http://calzareth.com/tng/getperson.php?personID=I12540&tree=tree1> Ihre Mutter Selma, geb. Koblenzer, stammte aus Meersburg.

³⁰ BArch, R 5101/22223, Bl. 328, Gröber, Conrad. *Die Kirche in Deutschland*, in: „*A Voz*“, Lissabon, 21. Juli 1942.

³¹ Matthäus 22, 21.

³² Apg 5, 29. So predigte Gröber Silvester 1937: „*Wir geben dem Staat, was des Staates ist, aber wir vertreten den Grundsatz nicht, dass der Staat eine Autorität von unbegrenzter Art ist [...] Wenn das Gewissen und wenn Gott spricht, hören alle zeitlichen Rücksichten auf. Dann gilt*

Sein offener Flirt mit dem NS-Regime war beendet. Resignativ ging es ihm fortan primär darum, eigene Grundwerte innerhalb einer als feindselig erlebten Welt zu bewahren und nach Möglichkeit wieder allgemeingültig zu machen. Seinen zeitlebens vertretenen völkischen Gedanken blieb er allerdings treu: „*Es wäre gescheiter, sich um die Kommunisten zu kümmern, die eine wirkliche Gefahr der inneren Front bilden, statt die Priester, Katholiken und Christen zu plagen*“, schrieb er am 23. Mai 1942 seinem Amtsbruder Wienken nach Berlin.³³ Auch gegen das Judentum wettete er trotz der zeitgleich stattfindenden Deportationen mit verstörender Schärfe.³⁴ Und seine Predigten blieben bis 1945 voller Lobeshymnen auf den Krieg an sich.³⁵

Hätten sich die Kirchen nach 1945 für ihr Verhalten im NS-Staat über wohlfeile Schuldbekennnisse hinaus wirklich für derartiges Lavieren rechtfertigen müssen und wäre Gröber nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus einer persönlichen Entnazifizierung unterzogen worden, so wäre er trotzdem wahrscheinlich straffrei geblieben. SS-Angehörige waren vom Nürnberger Militärtribunal zwar grundsätzlich zu Mitgliedern einer verbrecherischen Organisation erklärt worden. Und gemäß der Kontrollratsdirektive Nr. 38 vom 12. Oktober 1946 konnten auch fördernde Mitglieder der SS als „Belastete“ verurteilt werden.³⁶ Allerdings war eine der reichlich willkürlichen Bedingungen, dass solch ein Eintritt nach dem 31. Dezember 1938 erfolgt sei bzw. dass bei früherem Beitritt mehr als zehn RM monatlicher Beitrag gezahlt oder sonst eine erhebliche Zuwendung an die SS gemacht worden war.³⁷ Vor allem wegen der „rechtzeitigen“ Streichung seiner Mitgliedschaft und der bis heute andauernden Unklarheit über seine tatsächlichen Zahlungen wäre

jenes Wort des Apostels Petrus: „Man muss Gott mehr gehorchen, als den Menschen.“ Zitiert nach Paul Kopf, Die Silvesterpredigt 1937 von Erzbischof Conrad Gröber im Blick auf Ereignisse in der Diözese Rottenburg, in: FDA 108 (1988), S. 468.

³³ EAF, B2/NS 10, Gröber an Wienken, 23. Mai 1942.

³⁴ Amtsblatt 1941, S. 387f.

³⁵ Am deutlichsten wird seine Kriegsbegeisterung 1939 in: „Arbeite als ein guter Kriegsmann Christi“ (2 Tim 2, 3). Ein Hirtenwort an die Soldaten im Feld, in: Amtsblatt 1939, Nr. 33, Beil.

³⁶ Vgl. <http://www.verfassungen.de/de/de45-49/kr-direktive38.htm> (abgerufen am 30.01.2017).

³⁷ Kontrollratsdirektive Nr. 38 vom 12. Oktober 1946: Verhaftung und Bestrafung von Kriegsverbrechern, Nationalsozialisten und Militaristen und Intensivierung, Kontrolle und Überwachung von möglicherweise gefährlichen Deutschen. Amtsblatt des Kontrollrats in Deutschland, Nr. 11, 31. Oktober 1946, S. 184.

nach geltendem Recht Gröbers Verhalten also nicht strafbar gewesen, außer, man hätte weiteres Material gegen ihn ins Feld führen wollen, etwa mit Blick auf seine unbedingte Staatstreue oder seine kriegsverherrlichenden und antisemitischen Predigten. Doch daran war nicht zu denken; die Kirchen, die als einzige Großorganisationen die NS-Zeit relativ unbeschadet überstanden hatten, galten aus ordnungspolitischen Erwägungen der Besatzungsmacht als Bollwerke des Widerstands gegen den Nationalsozialismus. Niemand wollte daran rütteln.

Ins Bild passt auch, dass Gröber sich in den letzten drei Lebensjahren als getreuer Helfer „alter Kameraden“ erwies und sich somit erneut für NS-Interessen selbst instrumentalisierte. Den Holocaust tat er mit der fragwürdigen Bemerkung ab, „*keiner von den Bischöfen*“ habe je „*beweiskräftig*“ etwas über die „*Vorgänge im Osten*“ erfahren.³⁸ Anders als gegenüber NS-Opfern, auch aus den Reihen seiner eigenen Priesterschaft³⁹, sah er sich grundsätzlich zu „*herzlichem Mitleid*“ für NS-Belastete verpflichtet.⁴⁰ „*Mit vollem Engagement*“ wollte er sich „*für ehemalige Mitglieder der NSDAP*“ einsetzen.⁴¹ Auch SS-Mitglieder gehörten in diese Klientel, soweit sie seiner Meinung nach „*achtenswerte Charaktere und fleckenlose Ehrenmänner*“ gewesen seien.⁴² Noch 1947 hielt Gröber es „*für [...] beleidigend und ungerecht, die Erkenntnisse der späteren Jahre auch für die noch ungeklärten und heuchlerischen des ersten Jahrfünft vorauszusetzen. Oder war es damals etwa ein Unrecht, was man kirchlicherseits optima fide im Anfang der Hitlerherrschaft erstrebte? War es ein Unrecht, auf einen Ordnungsstaat und eine Verjüngung des deutschen Volkes durch die Beseitigung des atheistischen Freidenkertums und der damaligen Not und Arbeitslosigkeit und auf einen*

³⁸ Amtsblatt, Stück 10 v. 3. Oktober 1945, S. 64. Vgl. auch „Akten deutscher Bischöfe ...“ VI, Nr. 1044, zitiert nach Thomas Breuer, Die Haltung der katholischen Kirche zur Judenverfolgung im Dritten Reich, in: www.theophil-on-line.de/philosop/mfsoph6.htm (abgerufen am 29. Dezember 2015).

³⁹ Vgl. Denzler, Georg: Widerstand oder Anpassung? Katholische Kirche und Drittes Reich, München 1984, insb. S. 123. Erwin Keller hat dazu geschrieben, der Gröber habe sich „*aus seelsorgerlicher Rücksicht auf die vielen ehemaligen Parteigenossen*“ zurückgehalten. Vgl. Keller (wie Anm. 17), S. 291. Bruno Schwalbach (wie Anm. 41, S. 87f) rechtfertigte dies sogar mit den Worten „*hätte die Mehrheit des Diözesanklerus [...] sich wie die ‚KZ-Priester‘ verhalten, wäre die Seelsorge zu Erliegen gekommen – sehr zur Genugung der NS-Machthaber*“.

⁴⁰ Vgl. Amtsblatt 1945, S. 61ff.

⁴¹ Bruno Schwalbach, Erzbischof Conrad Gröber und die deutsche Katastrophe. Karlsruhe 1994, S. 24.

⁴² Vgl. Amtsblatt 1945, S. 61ff.

*dauerhaften Frieden, von dem Hitler [...] gesprochen hatte, zu hoffen, der die Kirche mit dem Staate und den Staat mit den benachbarten Staaten ohne jede Heimtücke versöhnen und verbinden sollte“?*⁴³

Allerdings, es war Unrecht, was „man“ seinerzeit erstrebt hatte, denn zeitgleich war – unter Gröbers Zustimmung durch Unterlassung – vor aller Augen der Rechtsstaat zerschlagen worden. Die ständigen Gewaltübergriffe des Staates und seiner Akteure, die Gleichschaltung der Polizei, der Presse und des Rundfunks, die Ausschaltung des Reichstags durch das Ermächtigungsgesetz und die Zerstörung der Demokratie nahm Gröber nicht nur hin, sondern huldigte den Machthabern dafür auch noch. Hatte er etwa nicht den „*Führer des Dritten Reiches*“ bejubelt, weil er „*den deutschen Menschen aus seiner äußeren Erniedrigung und seiner durch den Marxismus verschuldeten inneren Ohnmacht erweckt und zu den angestammten germanischen Werten der Ehre, der Treue und der Tapferkeit zurückgeführt*“ habe?⁴⁴ Auch die „*Beseitigung*“^[!] des „*atheistischen Freidenkertums*“ war ein klarer Verstoß gegen die Religions- und Weltanschauungsfreiheit und ein konkrete Personen treffender verbrecherischer Gewaltakt. „*Not und Arbeitslosigkeit*“ wurden zwar weniger, aber der Preis dafür war erneute Aufrüstung zur Wiederaufnahme des Weltkriegs. Seine Hoffnung auf „*dauerhaften Frieden*“ mit Leuten, die sowohl ihre tatsächlichen als auch ihre eingebildeten Gegner „*auszumerzen*“ begannen, trägt Züge einer Komplizenschaft. Und wusste er denn wirklich nichts von Hitlers Gespräch mit Bischof Wilhelm Berning am 26. April 1933, in dem Hitler die „*Zurückdrängung*“ der Juden ankündigte, „*wirksamer*“ als die Kirche es in der Vergangenheit versucht habe?⁴⁵ Wie konnte er reinen Herzens 1947 dem Gouverneur der französischen Besatzungszone gegenüber behaupten, dass er „*nie zur Partei und zu keiner ihrer Organisationen*“ gehört habe. Er habe lediglich anfänglich dem „*Hitler-Regime [...] nicht offen feindselig*“ gegenübergestanden.⁴⁶ Und mehr noch: Die Nazis hätten ihn sogar „*als den größten und gefährlichsten Feind des Nationalsozialismus*“ bezeichnet, ihn umbringen und an die Münstertüre nageln

⁴³ Gröber in Schwalbach 1994 (wie Anm. 41), S. 180.

⁴⁴ Vgl. Conrad Gröber (Hrsg.), Handbuch der religiösen Gegenwartsfragen. Freiburg 1937, Artikel „*Ehre*“, S. 149.

⁴⁵ Bericht von Bischof Berning, in: Hans Müller, Katholische Kirche und Nationalsozialismus, Dokumente 1930–1935. München 1963, Dok. 48, S. 118.

⁴⁶ EAF, B2/NS 10, Gröber an Gouverneur, 6. Juli 1945.

wollen.⁴⁷ An anderer Stelle schrieb er: *„Soviel ist sicher, dass ich [...] durch die Gestapo und ihre Helfershelfer seelisch mehr gelitten habe als viele von jenen, die in Dachau misshandelt wurden oder starben.“*⁴⁸

Gröber erfüllt also die Kriterien, um als eindeutiger Helfer des Nationalsozialismus und als NS-Belasteter charakterisiert werden zu können.⁴⁹ Doch ein NS-Täter war Conrad Gröber nicht. Man muss seine fördernde SS-Mitgliedschaft und sein nationalistisch und völkisch durchsetztes Reden und Handeln als Mittel begreifen, um einem absolutistischen Gottesstaat wieder so nahe wie möglich zu kommen. Immer überwog im Zweifel seine Loyalität mit der Kirche. Für die Erreichung ihrer Ziele waren Gröber allerdings alle Mittel recht bis hin zu seiner Selbstinstrumentalisierung für das bereits 1933 terroristisch agierende Regime. 1948 beklagte er sich kurz vor seinem Tod über solche, die *„die Hand anklagend gegen uns erheben und vielleicht längst Vergessenes uns ins Ohr flüstern, um unsere Angst vor dem letzten Richterspruch noch zu vermehren“*.⁵⁰ Eine dunkle Ahnung, dass manche Entscheidung in seinem Leben hätte anders ausfallen müssen, scheint ihm immerhin bewusst geworden zu sein, was dann vielleicht doch ein wenig für ihn spräche.

⁴⁷ Ebd. Gegen Kriegsende kursierten tatsächlich wirre Morddrohungen gegen Gröber, die dazu führten, dass er – auf private Initiative des Oberveterinärs und Wehrmachtsoffiziers Dr. Karl Federer – zwei Leibwachen erhielt. EAF, B2/NS 10, Aktennotiz Hellinger; Protokoll Federer, 23. Juni 1945. Zu berücksichtigen wäre, dass in Spruchkammerverfahren absichtliches Verschweigen einer NS- oder SS-Mitgliedschaft mit Strafen von 12 bis 48 Monaten geahndet wurde, vgl. Alfred Hoffmann, Meldebogen & Persilschein oder: Die schwierige Verurteilung eines Systems in Zeiten der Not. Zur Eröffnung der Spruchkammer Heidenheim vor 70 Jahren (Februar 2016), unveröffentlichtes Manuskript.

⁴⁸ EAF, Nb 8/54, zitiert nach Schwalbach 1994 (wie Anm. 41), S. 87. Einen Monat später wiederholte er mit gleichem Tenor: *„Jeder, der die Verhältnisse und Zustände kannte, muss doch sagen, dass [...] gerade der deutsche Klerus [...] unendlich viel litt, sei es in den Konzentrationslagern, sei es in den einzelnen Gemeinden, wo die Ortsgruppenführer, die Lehrer und andere ‚Hohheitsträger‘ ihm das Leben oft noch wesentlich schwerer machten, als etwa die Capos in Dachau oder sonstwo.“* (Gröber an Ida Friederike Görres, 13. Dezember 1946, zitiert nach Schwalbach 1994, wie Anm. 41, S. 64.)

⁴⁹ Vgl. Skala der NS-Belastung in: Wolfgang Proske (Hrsg.), Täter Helfer Trittbrettfahrer, Bd. 5: NS-Belastete aus dem Bodenseeraum, Gerstetten 2016, S. 312f.

⁵⁰ Amtsblatt 1948, S. 5ff.

Ein prophetischer Christ: Alfons Beil (1896–1997). Bausteine zu seiner Biografie*

Von Egbert Seng †

1. Herkunft aus Gutenstein (1896–1910)

„Ich wurde am 3. September 1896 in Gutenstein, jetzt Sigmaringen 4, geboren als Ältester von noch folgenden fünf Geschwistern“, beginnt Alfons Beil im Alter von 93 Jahren den zwei Seiten umfassenden kursorischen Überblick „*Mein Lebenslauf*“, der dem Manuskript „*Aus meinem Leben. Erfahrungen, Zeugnisse und Fragen*“ (Mai 1989) vorangestellt ist.¹ Als 29-jähriger Vikar hatte er bereits am 7. April 1926 in Mosbach ein handschriftliches „*Curriculum vitae*“ mit seinen biografischen Grunddaten angefertigt, ein Dreivierteljahr nach seinem dortigen

* Der Diplom-Theologe Egbert Seng (1949–2014) – Studiendirektor am Ernst-Sigle-Gymnasium in Kornwestheim, Fachberater für katholische Religionslehre beim Oberschulamt und Kirchenhistoriker – begann im Ruhestand mit der Arbeit an einer von Prof. Dr. Karl-Heinz Braun (Albert-Ludwigs-Universität Freiburg) betreuten Dissertation über den Heidelberger Priester und theologischen Autor Alfons Beil. Alfons Beil weckte Sengs Interesse, weil in der Forschung bis dato noch kaum wahrgenommen und gewürdigt wurde, welche Bedeutung Beils Einsatz für die Erneuerung der Kirche im Sinn des Zweiten Vatikanischen Konzils zukommt, besonders seinem Wirken als Pionier der Liturgiereform und als Anwalt der Ökumene. Zielsetzung der Dissertation war es, Alfons Beils Wirken als theologischer Schriftsteller und Seelsorger vor dem Hintergrund der Zeitgeschichte umfassend darzustellen. Zum Zeitpunkt des plötzlichen und überraschenden Todes Egbert Sengs war der biografische Teil der Arbeit im Wesentlichen fertiggestellt und soll durch den Abdruck an dieser Stelle der wissenschaftlichen Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Kleinere inhaltliche Lücken wurden, soweit dies mit vertretbarem Aufwand möglich war, im Zuge der redaktionellen Überarbeitung geschlossen. Zusammen mit den von Egbert Seng zusammengetragenen Materialien, die seine Erben dem Erzbischöflichen Archiv Freiburg überlassen haben, und auf die in den Anmerkungen immer wieder verwiesen wird, kann dieser Beitrag somit vielleicht eines Tages die Grundlage zu einer umfassenden Darstellung von Alfons Beils Lebenswerk bilden (Christoph Schmider).

¹ „Aus meinem Leben“ (AmL), V.

Dienstantritt.² Seine Unterschrift auf diesem Blatt versah er mit dem Zusatz „jr.“, der fortan in den Personalakten des Öfteren vermerkt ist zur Unterscheidung vom gleichnamigen Vetter, einem Sohn seines Onkels Philipp Jakob Beil.³

Im bis heute fortgeführten „*Taufbuch für die katholische Pfarrei Gutenstein 1886*“⁴ ist am 6. September als 15. Eintrag für das Jahr 1896 die Taufe von „*Maria Alfons, der hier geboren den dritten desselben Monats, ehelicher Sohn des hiesigen Cementiers Hermann Beil und der Theresia geb. Längle*“ durch Pfarrer Andreas Degen⁵ in der Pfarrkirche St. Gallus verzeichnet. Eduard Amann und Luise Beil fungierten, wie dann auch bei allen weiteren Geschwistern, als Taufpaten.⁶ Am Seitenrand notierte wohl Pfarrer Dufner das Datum der Priesterweihe („*ord. in Rom am 28. Oktober 1924*“).

Aus früheren Einträgen des Taufbuchs ist ersichtlich, dass bereits drei ältere Geschwister jeweils wenige Monate nach der Geburt verstorben sind, Beils Mutter also insgesamt neun Kindern das Leben geschenkt hat.⁷

² Am 15. März 1926 hatte ihn das Erzbischöfliche Ordinariat aufgefordert, „*Sie wollen uns in Bälde für unsere Akten einen Tauschein, eine Abschrift Ihres Abiturientenzeugnisses sowie ein curriculum vitae über Herkunft und Studiengang vorlegen*“. Alle diese Dokumente finden sich in der Akte „*Personalia Beil, Dr. Alfons iun.*“ des Erzbischöflichen Archivs Freiburg. Die Akte wird fortan zitiert als „*Personalia*“, das Curriculum vitae als „*Mosbacher Lebenslauf*“.

³ Der ältere Vetter Alfons Beil (* 20. Juli 1889 Obereggingen, † 12. Januar 1954 Heitersheim) war 1939–1953 Stadtpfarrer an Unserer Lieben Frau in Bruchsal und Dekan des dortigen Landkapitels. Nach einem Herzinfarkt übernahm er bis zu seinem Tod die Stelle eines Spirituals im Heitersheimer Altersheim derselben Vinzentinerinnen, in deren Freiburger Mutterhaus sein jüngerer Cousin bereits 1932–1934 ebenfalls als Spiritual wirkte. Der vertraute Kontakt zwischen den beiden Verwandten kann bis 1931 im Tagebuch belegt werden, beispielsweise als Alfons Beil jr. für eine Veröffentlichung in „*Hochland*“ den Decknamen „*Albert Bieler*“ ausdrücklich mit der Rücksicht auf seinen älteren Vetter begründet (Mosbach, Ostermittwoch 1931). Zu Alfons Beil sen. siehe den Nekrolog in FDA 77 (1957), S. 235, sowie Anton Heuchemer, *Zeit der Drangsal. Die katholischen Pfarreien Bruchsals im Dritten Reich*. Bruchsal 1990, S. 38ff. Die Namensgleichheit führte wohl dazu, dass in der Urkunde, mit der Erzbischof Karl Fritz am 22. Februar 1924 dem Alumnus im Collegium Germanicum die Zulassung zur Subdiakonatsweihe erteilt und ihm zugleich damit den „*Tischtitel*“ zur Ermöglichung eines standesgemäßen Lebensunterhalts als Diözesankleriker verleiht, Alfons Beil jrs. Herkunft mit „*aus Untereggingen*“ doppelt irrtümlich angegeben ist; vgl. *Personalia*.

⁴ Das Taufbuch wird aufbewahrt im katholischen Pfarramt der Seelsorgeeinheit Laiz-Ingizkofen, Sigmaringen-Laiz, zu der Gutenstein heute gehört.

⁵ * 30. November 1838 Schiggendorf, † 8. Juni 1898 Gutenstein, 1880–1898 Pfarrer in Gutenstein; vgl. Hans Jürgen Gerlach, *Kleine Kirchengeschichte von St. Gallus*, sowie Verzeichnis der Pfarrer und Pfarreiverweser in Gutenstein an der Donau seit circa 1300. Stand: Januar 2008.

⁶ Siehe den Eintrag von Bruder Hermann im Taufbuch am 23. Februar 1900: „*Eduard Amann, Schmied und Luise Beil geb. Braun, Ehefrau des hiesigen Gastwirts Georg Beil, beide von hier.*“

„Die Eltern hatten neben dem kleinen Baugeschäft des Vaters eine kaum mehr als den Bedarf der Familie deckende Landwirtschaft. Da die dortige Gegend, Donautal und Kleiner Heuberg, nicht sehr fruchtbar und die Arbeit auf den Feldern im Tal und auf den Anhöhen zu beiden Seiten des Tales sehr beschwerlich war, hatten wir Kinder nach Kräften und oft bis an die Grenze der Kräfte mitzuhelfen.“⁸ 1977 erinnert sich Alfons Beil an ein verheerendes Hochwasser, das im Januar 1899 das nahe an der Donau stehende Elternhaus durchflutete. Das Bild von der Mutter, die „auf der Treppe stehend von dem schmutzigen Donauwasser schöpfte, um damit zu kochen“, lässt ihn mit Schrecken „die damaligen Entbehrungen mit dem Komfort [...] vergleichen, den wir heute für so selbstverständlich halten“, und regt ihn in den „Lebenserfahrungen“ zu einer kritischen Zeit-Diagnose an. Während der österreichische Kaiser seinerzeit mit sechs Pferden ausgefahren sei, fragt er sich, mit wie viel PS heute mancher Bundesbürger zu seiner Dienststelle oder auch zur Kirche fahre. „Aber er spendet ja auch für ‚Misereor‘!“⁹

Von 1903–1910 (1. bis 8. Schuljahr) besucht Alfons Beil die Volksschule in Gutenstein.¹⁰ Nachdrücklich hält er beim Rückblick auf die pädagogischen Methoden und die Menschenbehandlung, die er als Kind im Dorf erlebte, fest, bei heutigen Klagen über jugendliche Zuchtlosigkeit und Autoritätsschwund in der Kirche sei kritisch zu bedenken, „dass wir heute ernten, was wir damals und lange nachher noch, ja bis in unsere Tage an autoritärem Verhalten gesät haben“.¹¹

Trotz schlimmer pastoraler Defizite des Heimatpfarrers Dufner, die er teilweise auf dessen „englische Krankheit“ zurückführt¹², bleibt ihm

⁷ Vgl. den Tagebucheintrag San Pastore, 5. August 1924 (siehe Anm. 26); „Familienbuch 1847–1947 der Pfarrei St. Gallus in Gutenstein an der Donau“ (Erhebung durch Josef Blender), S. 22 (bei Gerlach angeführt).

⁸ AmL, V. „Gutenstein war das letzte badische Dorf seinerzeit vor der Grenze zum preussischen Hohenzollern“, siehe Seiterich-Kreuzkamp, Q 4.

⁹ AmL, 38.

¹⁰ Siehe „Zeugnishüchlein für Alfons Beil“ der Volksschule zu Gutenstein, Amt Meßkirch, Q 1.2.

¹¹ AmL, 38.

¹² Albert Wilhelm Dufner (* 1868 Freiburg, † 1936 Beuron) war 1902–1927 Pfarrer in Gutenstein. Gerlach, Kleine Kirchengeschichte, S. 47, beschreibt einen heftigen Konflikt aus den 1920er-Jahren: Pfarrer Dufner habe den langjährigen Gutensteiner Lehrer, Organisten und Heimatdichter Franz Thome (1873–1961) von der Osterkommunion ausgeschlossen und auf einer schriftlichen Bestätigung dafür bestanden, dass er bereits im Nachbarort eine Beichte abgelegt habe. Franz Thome war Alfons Beils Klassenlehrer vom 2. Schuljahr an.

doch unvergesslich, „daß er in einer Zeit, in der für die meisten Priester der Vollzug der Liturgie noch gesetzestreue und fromme Routine war, schon ein Gespür für das Tiefe und Eigentliche hatte. Es zeigte sich ganz deutlich darin, wie er freilich am Karsamstagmorgen(!), und fast unter Ausschluß der Öffentlichkeit, die ‚Osternachtfeier‘ gestaltete. Hätte er ihre Erneuerung noch erlebt, hätte er sie sicher begrüßt“.¹³ In einer grundsätzlichen Darstellung der Entwicklung seines priesterlichen Selbstverständnisses, die er zu einem Forum der Zeitschrift „Diakonia“ beiträgt, bekennt Alfons Beil, sein Wunsch, Priester zu werden, sei geweckt worden „durch den Heimatpfarrer, der für den Anfang des Jahrhunderts ein erstaunliches Verhältnis zur Liturgie hatte“.¹⁴

2. Schuljahre in Sasbach und Freiburg (1910–1915)

Von Pfarrer Dufner erhält der Junge Privatstunden¹⁵ und kann im September 1910 in die Untertertia des Progymnasiums der „Lender’schen Lehranstalt“ in Sasbach bei Achern eintreten.¹⁶ Das Zeugnisheft verzeichnet die jeweils sechs Zeugnisse der vier Schuljahre 1910/11 bis 1913/14, die Spalte „Zeugnis für die Zeit von Fastnacht bis Ostern“ im Schuljahr 1912/13 ist leer geblieben. Die schulischen Leistungen sind von Anfang an höchst bemerkenswert. Am Ende der Untertertia nimmt Alfons Beil als „Quereinsteiger“ (nach zuvor zwei zweiten in den Zwischenzeugnissen) den ersten Platz ein und behält diesen durchgehend bis zum Schluss-Zeugnis der Obersekunda vom 31. Juli 1914.¹⁷

¹³ AmL, 39. Mit der Neuordnung der Liturgie der Karwoche durch die Ritenkongregation 1955/56, die seit 1951 „*ad experimentum*“ geltende Regelungen aufnahm, wurde u. a. durch die Verlegung der Auferstehungsfeier in die Nacht zum Ostersonntag „*die Osternacht als eigentliche Osterfeier wiedergewonnen*“ (Martin Klöckener, Artikel Ostern, LThK 7, ³1998, Sp. 1180); vgl. Heidi-Maria Stowasser, Die Erneuerung der Vigilia Paschalis. Zur gesamtkirchlichen Rezeption eines Anliegens der Liturgischen Bewegung im deutschen Sprachgebiet. Eichstätt 1986.

¹⁴ Alfons Beil, Die Kirche als priesterliche Gesellschaft, in: Diakonia – Internationale Zeitschrift für die Praxis der Kirche, 3/1986, S. 182; vgl. AmL, 3.

¹⁵ AmL, V.

¹⁶ Franz Xaver Lender (* 1830 Konstanz, † 1913 Sasbach). Zur Person des Gründers der Schule siehe Karl-Heinz Braun, Artikel Lender, Franz Xaver, in: LThK 6, ³1997, Sp. 811.

¹⁷ Im Wikipedia-Artikel „Heimschule Lender“ (eingesehen am 07.11.2012) wird Alfons Beil in der Liste „*Bekannte Altsasbacher*“ aufgeführt, als „*Monsignore, Kirchenreformer und Autor*“, nach Kurienkardinal Augustin Bea (Schüler von 1884–1897) und vor dem nachmaligen saarländischen DFB-Präsidenten Hermann Neuberger, der 1938 sein Abitur in Sasbach ablegte.

In den letzten beiden Schuljahren ist Direktor Dr. Hermann Schindler sein Klassenlehrer. Im Tagebucheintrag vom 8. Dezember 1924 in Rom notiert Alfons Beil das Ersuchen um einen Beitrag für ein Lebensbild Schindlers.¹⁸ Er will, zehn Jahre nach seiner Sasbacher Zeit, „zur Ehrung eines teuren Lehrers gar zu gerne etwas beisteuern; allein in einem durch den Krieg hart mitgenommenen Gedächtnis fehlt es fast gänzlich an Einzelheiten; und diese wären gerade wichtig“. Der aufschlussreiche Beitrag, den er dann liebevoll zusammenstellt, „um nun doch etwas guten Willen zu bekunden“, ist erkennbar in voller Länge auch ins Tagebuch niedergeschrieben und überschreitet mit nahezu fünf Seiten den sonst üblichen Umfang der meisten Einträge.¹⁹ Auch daran wird deutlich, dass Alfons Beil in dieser geistlichen Lehrerpersönlichkeit wohl erstmals eine ihn faszinierende „echt kathol. Geistesweite“ erfahren hat.²⁰

¹⁸ Die Aufforderung kam von Franz Dor, der bereits eine Publikation über den Schulgründer verfasst hatte (Franz Dor, Prälat Dr. F. X. Lender. Ein Lebensbild. Bühl 1918). Ob die geplante Biografie zustande kam, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden. Hermann Schindler (* 1855 Fautenbach, † 1923 Sasbach), war seit 1883 geistlicher Lehrer und dann von 1894–1922 Direktor in Sasbach, siehe Clemens Siebler in: Badische Biographien NF 4, S. 259–261.

¹⁹ Aus der „Fülle von Gedanken und Empfindungen“, die sein Bild in ihm wachruft, nennt er an erster Stelle, dass die 400 Jungen als im besten Sinne bezeichnend „ihn doch unter uns nie anders als mit einer Koseform des Vaternamens zu benennen“ pflegten. Schindler habe „einen ebenso tiefen wie weiten Einblick vor allem in die Offenbarungs- und Kirchengeschichte“ besessen, er gestaltete „insbesondere die Religionsstunde zu dem, wie sie sein soll [...] Unvergesslich bleiben mir die Stunden, in denen er uns in das Verständnis der Sequenzen und bekanntesten Hymnen einführte. Beim Dies Irae und beim Stabat Mater muss ich jedes Mal an ihn denken“. Als Beispiel einer besonderen Lektüre-Erfahrung, die der ästhetisch-literarisch sensible Lehrer seinen Schülern zu erschließen vermochte, führt Alfons Beil den „edlen Westfalen“ Friedrich Wilhelm Weber an. „Zu den denkwürdigsten Zeiten meines Sasbacher Aufenthalts gehören unstreitig jene Winterabende, an denen er mit uns Untersekundanern ‚Dreizehnlinden‘ las. Es geschah ausserhalb des eigentlichen Schulplanes. Ein eigenartiger Zauber liegt mir heute noch darüber.“ Zum Persönlichkeitsbild desselben Lehrers, der „vor allem auf die Tiefe des Inhalts und die Schönheit der Form achtete“, gehört nach der Beobachtung seines ehemaligen Schülers aber auch, „dass er mit äußerster Entschiedenheit für Klarheit, Bestimmtheit und Ordnung der gedanklichen Verknüpfung und sprachlichen Form“ eintrat. „Jedes Satzgefüge, jeder Ausdruck, jedes Wort wurde genau geprüft; kein Fehler durfte durchgehen. Sch. wollte keine Phrasenbelden heranbilden.“ Als Beispiel für diese „manchmal übertrieben, vielleicht kleinlich“ erscheinende Akribie führt er in seinem Beitrag einen Altsasbacher Akademiker an, „der seinen Brief an den H. Direktor säuberlich verbessert zurückgeschickt bekam“. In AmL, 39, erinnert Beil sich an das Beharren auf korrekter Orthografie: „Er hämmerte uns ein, die Achtung vor dem Menschen und seinen Vorfahren verlange es, daß man einen solchen (Familien-) Namen nicht schreibe, ehe man sich seiner Schreibweise genau vergewissert habe.“

²⁰ Die Porträtskizze Alfons Beils vermag darüber hinaus anschaulich zu illustrieren, inwiefern Schindler als „ein harter Verfechter moderner Lehr- und Erziehungsmethoden“ verstanden werden konnte, die ihn in teilweise gravierende Konflikte mit dem Schulgründer brachten.

Nicht nur dem Griechischunterricht ist es geschuldet, dass Alfons Beil als den bedeutendsten seiner Lehrer in Sasbach Dr. Anton Baumstark jr. nennt.²¹ „*Ich habe Baumstarks vom gesch. Werden der Lit. jetzt zum zweiten Male gelesen. Was steckt doch nicht alles in dem kleinen Bändchen! – Ich habe B. eine Primizanzeigekarte geschickt*“, notiert er im Tagebuch am 19. Oktober 1924 in San Pastore wenige Tage vor seiner Priesterweihe.²² Im „*Nachtrag zu den Lebenserfahrungen*“ erscheint ihm bemerkenswert, dass diese Arbeit eines deutschen Liturgiehistorikers in einer von Ressentiments belasteten Zeit ausgerechnet in der französischen „*Revue biblique*“ positiv gewürdigt worden sei mit dem Hinweis, „*dieses schmale Bändchen wiege viele dicke Bände auf*“.²³ Auf die in diesem Buch entdeckte Darstellung der Bedeutung und Eigenart der ostkirchlichen Liturgie-Entwicklung stützt sich Alfons Beil ausdrücklich bei seinem Debüt in der theologisch-publizistischen Szene, als er in die Debatte um die das Christentum prägenden Kräfte eingreift.²⁴

Dass der Abschied von Sasbach, von dem er mit Unbehagen, aber doch auch trügerisch beruhigt „*oft ins nahe Elsaß hinüberblickte*“²⁵, mit einem weltgeschichtlichen Einschnitt zusammenfiel, reflektiert er zehn Jahre später im Tagebuch am 31. Juli 1924 in San Pastore: „*Heute sind es 10 Jahre, dass in Deutschland der Kriegszustand erklärt wurde. Ich erinnere mich noch ganz gut, wie ich mit Vater von Sasbach über Freiburg*

F. X. Lender beanspruchte vom Sasbacher Pfarrhaus aus – noch zu Alfons Beils Schulzeit – das Recht, „*sich auch in schulinterne, pädagogisch-erzieherische Fragen einzuschalten*“, und schränkte damit seinen Nachfolger Schindler in dessen Leitungskompetenz ein; vgl. Siebler (wie Anm. 18).

²¹ AmL, 39. Anton Baumstark (* 1872 Konstanz, † 1948 Bonn) hatte, wohl auch als Patenkind Franz Xaver Lenders, von 1906–1921 in Sasbach eine vorübergehende Anstellung gefunden („*die freilich weit unter seinem Bildungsgrad war*“, AmL, 39). An den Universitäten in Bonn und Münster konnte er seine akademische Karriere als Orientalist und Liturgiewissenschaftler fortsetzen, „*doch seine politische Fehlhaltung führte zu neuer Tragik in seinem Leben*“ (AmL, 40). Baumstark war bereits 1932 der NSDAP beigetreten, schon 1935 aber (u. a. wegen des Vorwurfs der Homosexualität, wiewohl er verheirateter Vater von 11 Kindern war) emeritiert worden. Zwei Jahre vor seinem Tod wurde er auch aus dem Professorenamt entlassen; vgl. die Artikel zu Baumstark von Angelus A. Häußling in: LThK 2, ³1994, Sp. 94f („*ungemein fruchtbarer*“ Forscher, bahnbrechend in der „*vergleichenden Liturgiewissenschaft*“) und Friedrich Wilhelm Bautz in: BBK I, 1990, Sp. 426.

²² Anton Baumstark, Vom geschichtlichen Werden der Liturgie (Ecclesia Orans. Zur Einführung in den Geist der Liturgie, 10, hg. von Ildefons Herwegen). Freiburg 1923, 159 Seiten.

²³ AmL, 39f.

²⁴ Alfons Beil, Nochmals: Romanität oder Katholizität?, in: Hochland 28/11 (1931), S. 259–267.

²⁵ AmL, 1.

nach Hause fuhr. Welche Aufregung an jenem Tage! – Fürwahr sie war berechtigt. – Vater war damals nur für mich besorgt; wenn man ihm gesagt hätte, dass Julius 10 Jahre später einem aus dem Feldzug davongetragenen Leiden erliegen werde?“ Mit seinem nächstjüngeren Bruder Julius (* 19. August 1897) verband Alfons Beil ein besonderes Verhältnis. Es dürfte wesentlich auf die gemeinsamen Erfahrungen in der Endphase des 1. Weltkriegs zurückgehen, die er in der Weihnachtsansprache 1918 (s. Q 2) an die Familie anspricht. Da „war es uns beschieden, in ein und derselben Division wochenlang unmittelbar neben einander zu liegen. Keine Gelegenheit zu gegenseitigem Besuche blieb natürlich versäumt“, auch wenn unter diesen Gegebenheiten „die Unterhaltung doch nicht recht in Fluß kommen“ wollte. In den Tagebucheinträgen der nächsten Jahre im Germanikum schlägt sich nieder, wie besorgt er die unaufhaltsam fortschreitende Zerrüttung seines Bruders bis zu dessen Tod verfolgt.²⁶

²⁶ Scheint es sich zunächst noch um „ein Zerwürfnis zwischen ihm und den Eltern“ zu handeln (Innsbruck, 11. Mai 1919), spricht aus dem nächsten Brief „ein regelrecht Gemütskranker [...] wenn da überhaupt jemand zu helfen weiß, so bin ich es, dem sich Julius fast ausschließlich anvertraut“ (Rom, 16. Januar 1921). Von einem Aufenthalt in Bad Wörishofen schickt Julius „ein Paket Magnesiumperhydrol [MgO₂] zur Förderung meiner Verdauung“ nach Rom (30. Dezember 1921), doch sein „Zustand ist höchst bedenklich geworden“ (Rom, 19. Februar 1922). Am Ende eines zweimonatigen Heimaturlaubs muss Alfons Beil „kurz vor der Abreise und Trennung von den Lieben für 3 weitere Jahre den teuersten Bruder in die Irrenanstalt begleiten“ (Rom, 12. November 1922). „Es fällt mir da die Aufgabe zu, zu trösten und zu ermutigen. Unwillkürlich fragte ich mich, wie das möglich sein sollte, und bangte vor dem Schreiben“ (San Pastore, 30. Juli 1923). Hinzu kommen, im Inflationsjahr 1923, weitere Belastungen: „Mutter schrieb mir kürzlich, dass sie sich allen Ernstes mit dem Gedanken tragen, das Gut zu verkaufen; denn sie könnten das für die Steuern und den Unterhalt von Julius notwendige Geld nicht mehr länger aufbringen. Ich habe nun an verschiedenen Stellen vor allem in Amerika etwas unternommen und hege alle Hoffnung, etwas zu erreichen, um den schwer geprüften Eltern wenigstens die eine Hälfte der Sorgen abzunehmen“ (San Pastore, 18. Dezember 1923). Die anderen Brüder „Hermann, Johann und Philipp enttäuschten wieder einmal bitter. Sie scheinen gründlich verlottert“ (San Pastore, 26. Oktober 1923). Julius, inzwischen „in die Abteilung der Unruhigen verlegt“ (Rom, 31. März 1924), widmet er während der Weiheexerzizien zum Diakonat innige Gedanken: „Du, Julius, mein liebster, wie würdest du an meinem Glücke – ich will es getrost so nennen – Anteil nehmen, wenn Du es nur vermöchtest! Oder ist es dir doch möglich? Könnte ich über dich doch endlich einmal Näheres erfahren! – Ihr drei anderen scheint für göttliche Dinge nicht gar viel übrig zu haben“ (Rom, 13. Mai 1924). „Froh und zufrieden“ von seiner Weihe in der Lateranbasilika zurückgekehrt, findet er einen „Unglücksbrief“ von Schwester Luise vor. „Julius siecht eben so dahin, dem – menschlich gesprochen – sicheren Tod entgegen. – Das sind bittere Wermutstropfen“ (Rom, 15. Juni 1924). Einen Monat später trifft der „Trauerbrief“ ein, vier Tage nach Julius' Tod: „Über seinen Inhalt konnte ich keinen Augenblick im Zweifel sein: Julius tot! Mein Herzensbruder! – Ich war ja schon lange darauf gefasst oder vielmehr glaubte mich gefasst; und doch wie erschütternd wirkt die Nachricht!“ (Rom, 18. Juli 1924). Während seine Gedanken „beim lieben Bruder in der Ewigkeit [...] Wir hatten uns

„Im Herbst d. J. trat er in das Erzb. Gymnasialkonvikt in Freiburg i. B. über und besuchte das dortige Bertholds-Gymnasium. Kurz nach Beginn der Oberprima musste er am 20. September 1915 einrücken. Im Oktober d. J. wurde er noch zur Not-Reifeprüfung zugelassen.“²⁷ Das Zeugnisheft des „Grossh. Bertholds-Gymnasium Freiburg i. B.“ enthält die drei Tertialzeugnisse der Unterprima (Schuljahr 1914/15), an deren Ende Alfons Beil mit einem Preis ausgezeichnet wird. Im Reifezeugnis vom 29. Juli 1916 findet sich der Vermerk, dass er die im September 1915 „zum Zweck des Eintritts in das Heer angeordnete, an der Anstalt im October 1915 abgehaltene Reifeprüfung bestanden hat“. Mit der Gesamtnote „Sehr gut“ spricht Direktor L. Zürn, der „Zufolge besonderen Auftrags Großh. Unterrichtsministeriums“ auch als Vorsitzender der Prüfungsbehörde ausgewiesen ist, dem Abiturienten die „Entlassung mit den besten Wünschen für das von ihm gewählte Studium der kathol. Theologie“ aus.

3. Im Ersten Weltkrieg (1915–1918)

Nach seiner Einberufung am 20. September 1915 als Rekrut nach Donaueschingen²⁸ kommt Alfons Beil im „4. Badischen Infanterie-Regiment Prinz Wilhelm Nr. 112“ im Juli 1916 an die Front in der Champa-

doch so herzynig lieb!“ weilen, trösten ihn zwei Briefe aus der Heimat: „Luise schreibt, Dekan Bauer aus Wollmatingen, der Anstaltsgeistliche, habe ihr versichert, Julius sei ein edler, tief religiöser Mensch gewesen. Fürwahr, ein wohlverdientes Lob. – Consummatus in brevi explevit tempora multa. Mutter hat mir einen schönen Brief geschrieben. Sie dankt für meine Trost Worte und erzählt von Julius’ letzten Krankheitstagen. Tiefe Gottergebenheit spricht aus ihren Zeilen; doch zum Schlusse klagt sie, neun Kindern das Leben geschenkt zu haben und jetzt im Alter, ganz verloren, keines um sich zu haben“ (San Pastore, 5. August 1924). Das lateinische Schriftzitat stammt aus Weish 4, 13.

²⁷ Mosbacher Lebenslauf. Auch im Wikipedia-Artikel „Berthold-Gymnasium Freiburg“ (eingesehen am 10. November 2012) wird Alfons Beil in der Liste „Bekannte Schüler“ aufgeführt, zwei Stellen hinter Albert Leo Schlageter (* 1894 Schönau im Schwarzwald, † 1923 Düsselndorf), der bereits 1914 das Notabitur bestand, und eine Stelle vor Erzbischof Hermann Schäuefe (Abitur 1925). Als dieser ihn, „sozusagen als mein Nachfolger“ im Germanikum, im Spätsommer 1925 in Mosbach aufsucht, hält sich Alfons Beil „aber sehr zurück, da ich mir über den geistigen und geistlichen Standort meines Gegenüber nicht klar wurde. Nach Vollendung des normalen Studiums an der Gregoriana oblag er noch zwei Jahre vermutlich mit ‚heißem Bemühen‘ der Vertiefung ins kanonische Recht und promovierte darin“ (AmL, 79). Dennoch dürfte auch dieser Besuch zum „Heimweh nach Rom“ beigetragen haben, das er am 4. Oktober 1925 im Tagebuch festhält, „besonders wo ich jetzt andere wie diese Woche meinen Chef [i.e. Stadtpfarrer Franz Roser, Mosbach] dorthin ziehen sehe. O felix Roma!“.

gne und wird während der Schlacht an der Somme am 20. Oktober 1916 durch einen Granatsplitter am Kopf erstmals verwundet. Sein zweiter Fronteinsatz vom 31. März 1917 an, zunächst im Stellungskrieg vor Verdun, dann in der Aisne-Offensive bei Soissons und Reims, endet am 1. Juni 1918 mit einer erneuten Verwundung, jetzt durch MG-Geschosse im rechten Ober- und Unterschenkel.²⁹ Nach einem Genesungsaufenthalt, wie schon 1916 in Karlsruhe, wird er im September 1918 bei den Rückzugskämpfen in Nordfrankreich an der Linie Cambrai-Valenciennes-Mons eingesetzt und erlebt das Kriegsende in Flandern. Am 13. Januar 1919 wird er als Leutnant der Reserve (ernannt am 23. Dezember 1917) entlassen mit den Auszeichnungen EK I und II sowie dem „*Ritterkreuz II. Klasse mit Schwertern des Ordens vom Zähringer Löwen*“.

Im Rückblick auf seine dreieinhalb Kriegsjahre konstatiert Alfons Beil 1989 selbstkritisch, dass der Gedanke „*an die schon damals an sich begründete und geforderte Kriegsdienstverweigerung*“ noch fernlag.³⁰ Den „*abgründigen Irrsinn dieses Mordens*“ erfährt er gesteigert in der

²⁸ Am 12. Februar 1938 hält Alfons Beil die Daten seines Militärdienstes detailliert in einem zwölf Punkte umfassenden Erhebungsbogen fest, der „*zur Vervollständigung der Personalakten und zur Fertigung einer statistischen Arbeit*“ dem zuständigen Dekanat zu übergeben war. Dieser Hinweis könnte in Verbindung mit der genauen Erfragung von Verwundungen, Auszeichnungen und besonders einer kriegsbedingten Verzögerung der Ordination (Beil gibt hier zwei Jahre an) darauf schließen lassen, dass eine solche Erhebung zu diesem Zeitpunkt vor allem dem Schutz des Diözesanklerus gedient haben dürfte, siehe Personalia. Im Mosbacher Lebenslauf 1926 beschränkt sich Alfons Beil für diese Zeit auf die knappe Auflistung von Trupenteilen und Eckdaten.

²⁹ Diese Verwundung belastet ihn jahrelang: „*Heute früh vor 14 Jahren wurde ich zum 2. Male verwundet. Stundenlang lag ich zwischen den Linien der Aisnefront und hätte über den Wahnsinn des Krieges nachdenken können, wenn ich nicht zu erschöpft gewesen wäre*“ (Mosbach, 1. Juni 1932). Die Erwähnung eines Dr. Kautt im Zusammenhang einer „*leidige[n] Krankenhausgeschichte*“ (Mosbach, 2. März 1932) und der Frankfurter „*Pfuscher*“ deuten auf eine vergebliche Behandlung, bevor die Operation 1933 gelingt: „*Mir stehen schwere Tage bevor. Mein Steckschuss im rechten Oberschenkel lässt mir keine Ruhe mehr. Er muss entfernt werden. Aber endlich ist das Geschoss wenigstens sicher festgestellt! Waren das doch Pfuscher in Frankfurt! – Wie wird es gehen? – Gottes Wille geschehe!*“, vertraut er an Weihnachten 1932 in Freiburg, wo er eben Spiritual bei den Vinzentinerinnen geworden war, seinem Tagebuch an. „*Nun ist es soweit. In einer halben Stunde beginnt die Vorbereitung der Operation. Morgen früh um 9 Uhr gilt es Ernst*“ (Freiburg, Epiphanie 1933). Am Fest Pauli Bekehrung (25. Januar, erg.) kann er dann schreiben: „*Noch keine drei Wochen verstrichen und schon wieder hergestellt! Die Operation ist überaus glücklich verlaufen, und die Heilung hätte nicht besser voranschreiten können. Gott Lob und Dank! Dank auch seinem Werkzeug, Prof. Oberst.*“ Hans Jürgen Gerlach hat die Daten des Arztes ausfindig gemacht: Dr. Adolf Oberst (1875–22. April 1933) war Chefarzt der Chirurgischen Abteilung des St. Josefs-Krankenhauses in Freiburg, bei dessen Schwestern Alfons Beil eben Spiritual geworden war; siehe Nachlass Gerlach, Q 7.

³⁰ AmL, V.

Somme-Schlacht, „*das war fürwahr ein Morden*“.³¹ Eine Erfahrung während der Aisne-Offensive im Frühsommer 1918³² im eigenen Regiment ist ihm grundlegend bedeutsam dafür, „*wie eine Erziehung auf das Töten und Zerstören hin den Menschen verrohen, ja in seinem Innersten verderben kann*“. In einer von den Bewohnern kurz zuvor verlassenen Ortschaft tobten sich Soldaten beim Töten sämtlicher Tiere „*auf das zügelloseste aus [...] nicht etwa zur Stillung des Hungers; der war längst gestillt. Es war reine Zerstörungswut. Als wir abzogen, lagen allenthalben Tierleichen herum*“. Für Alfons Beil liegt die Verbindung zum Nationalsozialismus und dem von ihm entfesselten Zweiten Weltkrieg auf der Hand: „*Aus und mit solchen Landsknechtsnaturen konnte Adolf Hitler alles machen.*“ Nachdem solche geradezu verdorbene Enthemmungen auch „*die Vereinigten Staaten [...] im unseligen Vietnam-Krieg bitter zu spüren bekommen haben*“, könne dem Mythos vom „Stahlbad“ heute wohl nur noch ein Irrsinniger huldigen.³³

Einen entscheidenden Schlüssel zur Deutung seiner Kriegserfahrungen im Kontext der politischen Hintergründe des Weltkriegs findet der 22-jährige Leutnant im September 1918. Auf der Rückfahrt zur Front nach der zweiten Verwundung „*las ich im Zug zwischen Karlsruhe und Metz Friedrich Wilhelm Foersters ‚Weltpolitik und Weltgewissen‘. Ich weiß nicht mehr, wie ich zu diesem bald verfemten Buch gekommen war. Das Vorwort ist vom August 1918; erschienen ist das Buch aber erst 1919. Ich las es fast wie eine Offenbarung*“.³⁴ Foerster analysiert hier auf der

³¹ AmL, 1. Die Großoffensive gegen deutsche Stellungen, die nach vier Monaten im November 1916 ohne eine militärische Entscheidung abgebrochen wurde, gilt als die verlustreichste Einzelschlacht des Ersten Weltkriegs. Über eine Million Soldaten wurden getötet oder verwundet. Einzelheiten bei Gerhard Hirschfeld u.a. (Hg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn u.a. 22004.

³² Der deutsche Vormarsch über die Aisne mit der Einnahme des strategisch wichtigen Höhenzugs Chemin des Dames bedrohte kurzzeitig die französische Hauptstadt; vgl. ebd.

³³ AmL, 41f.

³⁴ „Weltgewissen und Weltpolitik“ erschien tatsächlich erst 1919 im Verlag für Kulturpolitik in München. Auch wenn der nähere Zusammenhang von Erscheinungs- und Lektüredatum offenbleibt, ist in jedem Fall bemerkenswert, dass Alfons Beil in dieser Lebenssituation das Werk, das die gängigen zeitgenössischen Überzeugungen konsequent infrage stellt, überhaupt zur Kenntnis nimmt. Aufmerksam auf Friedrich Wilhelm Foerster (* 1869 Berlin, † 1966 Zürich) wurde er durch seinen Freiburger Religionslehrer Fridolin Amann. Der zu dieser Zeit in München lehrende Pädagogik- und Philosophieprofessor Foerster war wegen seiner unerschrockenen Kritik an Militarismus und Nationalismus bereits vorübergehend emeritiert worden. Nach der Ermordung von Matthias Erzberger 1921 gelang ihm eben noch die Flucht in die Schweiz. „*Er war jahrelang der bestgehaßte Deutsche*“ (AmL, 2). Zu Foerster siehe Franz Pöggeler, Die Pädagogik Friedrich Wilhelm Foersters. Eine systematische Darstellung. Freiburg

Grundlage einer entschiedenen Ablehnung von Nationalstaat und Kaisertum („*Bismärckerei*“) „*seine ganze Zeit, den Krieg, die ‚europäische Zersetzung‘ und die Verwirrung der Geister*“ als Folge einer Gewaltpolitik, an der vor allem Deutschland moralische Schuld trage.³⁵ Diese Fundamentalkritik auf der Basis christlicher Ordnungsvorstellungen überzeugt Alfons Beil „*vollends davon, daß uns, das Deutsche Reich, zwar nicht die Alleinschuld, wohl aber die Hauptschuld an dieser Völkerkatastrophe traf. So kehrte ich in einer fürchterlichen Zerrissenheit an die Front zurück. Ich versuchte, mein Gewissen mit der fragwürdigen Überlegung zu beruhigen, es handle sich darum, in Rückzugsgefechten den völligen Zusammenbruch zu verhindern*“.³⁶ Der nachhaltige Einfluss des Friedensethikers für Alfons Beils künftiges Denken ist nicht hoch genug zu veranschlagen. Durch seine Anregung habe er „*gegen Ende des Krieges je länger je mehr die politische Dimension der christlichen Liebe als Bereitschaft zum Kampf für den Frieden im umfassenden Sinn des Wortes*“ erkannt.³⁷ In diesem Sinne kann er in einem Leserbrief an „Commonweal“ vom 4. Oktober 1986 bündig bilanzieren: „*I returned from war in 1918 with the conviction that the German government, while not the only culprit, was chiefly responsible for that slaughter. I was a pacifist, and my thinking ran along the lines of Friedrich Wilhelm Foerster.*“³⁸

Über den Waffenstillstand existieren drei Aufzeichnungen Alfons Beils. In der Ansprache bei der Weihnachtsfeier 1918 in der Familie lässt

1957; Hans Kühner, Friedrich Wilhelm Foerster. Ein Lebensweg gegen den Militarismus, in: Fried Esterbauer u.a. (Hg.), Von der freien Gemeinde zum föderalistischen Europa. Berlin 1983, S. 169–186.

³⁵ Heinz Angermeier, Deutschland als politisches Rätsel. Gegenwartsanalyse und Zukunftsperspektiven repräsentativer Zeitgenossen des 20. Jahrhunderts. Würzburg 2001, S. 68ff.

³⁶ AmL, 2.

³⁷ Vgl. den in Anm. 14 genannten Diakonia-Beitrag, S. 428.

³⁸ Zitiert in AmL, 116. Foersters bleibende Bedeutung für Alfons Beil illustrieren auch zwei Episoden in „Aus meinem Leben“. Von einem Freund Foersters erfährt er vom vergeblichen Versuch des Professors, bei einem Bodensee-Urlaub Kardinalstaatssekretär Pacelli von dessen Sympathie für den Faschismus, der vorgeblich die altrömische „*disciplina*“ erneuere, abzubringen. Als ein „*guter*“ Katholik im Lehrerzimmer des Mosbacher Gymnasiums Foerster „*im Jargon der Schwarz-Weiß-Roten einen Gesinnungslumpen*“ nennt, erkennt Alfons Beil darin politisch bemerkenswert hellsichtig eine gefährlich verharmlosende Anbiederung an den Nationalsozialismus (AmL, 11). „*Gegen Gesinnungslumperei und politischen Verrat*“ lautete das Verdikt über die Werke Foersters bei der Bücherverbrennung am 10. Mai 1933 in Berlin (siehe Ernst Klee, Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945. Frankfurt am Main 2007, S. 158).

er die Wochen der Ungewissheit im eben vergangenen Herbst Revue passieren. Er nennt den Hoffnungsstern in „*unserem Waffenstillstandsangebot*“, die „*kleine Enttäuschung einer Wilson-Note*“ und das Schwinden aller Friedenszuversicht in den erbittert weitergehenden Kämpfen³⁹ – „*bis die Nachricht eintraf, unsere Unterhändler hätten die Front überschritten. Und siehe, am 11. November, um 10⁰⁰ vorm. kam der Befehl, daß die Feindseligkeiten einzustellen seien. Endloser Jubel erfasste alle Herzen*“. Nun habe die „*wegen der Postsperre*“ verstärkte Sorge um den Verbleib von Julius und der Familie im Vordergrund gestanden, bis Alfons Beil am 22. November die Grenze überschreiten kann und überrascht erfährt, „*daß trotz der Revolution der Postbetrieb aufrecht erhalten wurde*“ und auf sein Lebenszeichen in einer Depesche hin „*Eure willkommene Drahtnachricht auch die letzten Zweifel löste*“.

Zehn Jahre später (Tagebucheintrag vom 11. November 1928 in Mosbach) muss er feststellen, dass das Gedächtnis „*die Zwischenzeit auffallend schwer gelitten (hat). So weit die schlimmsten Kriegserlebnisse in Frage kommen, ist es wohl eine Wohltat*“. Aber „*manche alte Erinnerung*“ habe sich doch eher „*von selbst aufgefrischt*“, so die unvergessliche, „*wie meine Leute sich damals vor übergroßer Freude umarmten und auf dem Boden wälzten und wie wir dann sofort nach Inkrafttreten des Waffenstillstandes in der vor uns liegenden Meierei uns ein fröhliches Mahl bereiteten. Hält man solche Erlebnisse neben manche Reden und manches Geschreibsel von heute, so möchte man vor Wut ausser sich geraten*“. Für den Jahrestag erscheint es ihm angemessen, „*heute Abend noch unter dem frischen Eindruck des 11. Nov. für den ‚Friedenskämpfer‘ A. Pieper, ‚Der Staatsgedanke der deutschen Nation‘ zu besprechen*“.⁴⁰

³⁹ Siehe Weihnachtsansprache Q 2. Am 4. Oktober ging unter Druck der OHL das deutsche Gesuch um Waffenstillstand hinaus. Die nach mehrfachem Notenwechsel am 23. Oktober erfolgte alliierte Antwort wurde von der OHL als Forderung nach militärischer Selbstaufgabe zurückgewiesen; vgl. Karl Dietrich Erdmann, *Der Erste Weltkrieg*. Gebhard, Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 18, dtv 1980, S. 231.

⁴⁰ Siehe Weihnachtsansprache Q 2. „Der Friedenskämpfer“ war die Zeitschrift des Friedensbunds Deutscher Katholiken (FDK) seit 1926. Bis dahin erschien sie seit ihrer Gründung auf der ersten Reichstagung des FDK in Hildesheim 1924 unter dem Titel „Katholische Friedenswarte“. Der Sozialpolitiker und Volksbildner August Pieper (* 1866 Eversberg/Westfalen, † 1942 Paderborn) setzte sich nach seinem Rücktritt vom Posten des Generaldirektors des „Volksvereins für das Katholische Deutschland“ 1918 in der Weimarer Republik im Gegensatz zur kirchlichen Hierarchie für ein „*geschultes Mitwirken*“ der Katholiken im Staat ein und erhoffte sich dadurch auch eine „*Revitalisierung des geschundenen Vaterlands*“, siehe Reinhard

In den „Lebenserfahrungen“ reflektiert er im Abstand von nahezu sechzig Jahren selbstkritisch dasselbe „*fröhliche Mahl*“ und die erste Begegnung mit der flandrischen Bevölkerung, „*nachdem die Waffenruhe in Kraft trat. Am Fuß des Hügels, an dem wir die Nacht vorher Stellung bezogen hatten, war eine Farm, ein Bauernhof. Ich ging hinunter und begrüßte den Bauer[n] und seine Familie. Die Begrüßung war von ihrer Seite recht kühl. Sie wußten übrigens schon von der Waffenruhe. Ich hatte wohl etwas naiv erwartet, die Leute seien wie wir in großer Freude, und schlug ihnen ein gemeinsames Mahl der Versöhnung vor. Damit kam ich nicht gut an. Nur dazu waren sie bereit, uns für ein eigenes Freudenmahl eine ansehnliche Menge Milch zu spenden. Ich achtete ihre stolze Zurückhaltung, bedenkend, was wir Deutsche gerade Belgien angetan hatten. Das Verhältnis entspannte sich allerdings im Laufe des Tages*“. Ein entschiedener Widerspruch gegen eine Verfälschung auch seiner eigenen Erfahrungen, zu der schon die euphemistische Wortwahl verleite, beschließt diesen Passus: „*Dolchstoß‘-Legende, nein: Dolchstoß-Lüge!*“⁴¹

An einer weiteren Stelle des Tagebuchs kommt Alfons Beil auf den Ersten Weltkrieg zu sprechen: „*Kürzlich las ich Jakob Stab, Versuchung des Priesters Anton Berg. Ein gewaltiges Werk! Wohl der kath. Kriegsroman*“ (Mosbach, 17. Oktober 1929, Unterstreichungen im Text). Unter dem anspielungsreichen Pseudonym verbirgt sich der Physiker, Philosoph und Politiker Friedrich Dessauer, der in diesem erstmals 1921 erschienen Roman in der Hölle der Kriegsmaschinerie – in Flandern! – die Hoffnung einer christlichen Erlösung aufleuchten lässt.⁴² Es ist in die-

Richter, Nationales Denken im Katholizismus der Weimarer Republik. Münster 2000, S. 231; vgl. Helmut Josef Patt, Artikel Pieper, August, in: LThK 8, 31999, Sp. 287. – Das Erscheinungsdatum von Piepers Buch (Mönchengladbach 1929) gibt einen Hinweis darauf, wie gut der Mosbacher Vikar über theologische Neuerscheinungen sich auf dem Laufenden hielt.

⁴¹ AmL, 3.

⁴² Das der dritten Auflage 1930 beigegebene Vorwort nennt als wichtige Motive des Verfassers, dass er bereits zu einer Zeit, da die „*große Mehrzahl der Menschen in allen Ländern Europas noch ganz im Taumel nationalistischer Empfindungen gefangen war*“, die „*Fragwürdigkeit des Krieges als Mittel zum Austrag von Gegensätzen zwischen den Völkern erkannte*“. Er sei auf die Frage nach dem Sinn gestoßen und habe hier den Versuch einer dichterischen Gestaltung des Problems unternommen, „*zu dem der Krieg für den gottes-gläubigen Menschen geworden ist*“. Nach einer Teilveröffentlichung in der Zeitschrift „Hochland“ solle das Werk in einer Zeit, in der „*auch der Krieg wieder als Verlockung empfunden wird*“, besonders der „*mit neuen Impulsen erfüllten religiösen Friedensbewegung zugute kommen*“. Auch wenn Friedrich Dessauer (* 1881 Aschaffenburg, † 1963 Frankfurt a. M.) bei Alfons Beil nicht explizit erwähnt wird, lassen sich wichtige Verbindungslinien zwischen beiden Männern aufzeigen. Dessauer

sem Zusammenhang aufschlussreich, dass Alfons Beil bereits in der Militärzeit ein Tagebuch geführt hat. *„Sieben Wochen waren also nötig, um den Entschluß zur Fortsetzung des Kriegstagebuches in mir zur Reife zu bringen“*, beginnt ein neuer Band (Innsbruck, 8. März 1919). Eine Woche vor seiner Priesterweihe notiert er: *„Gestern Abend und heute früh habe ich meine sämtlichen bisherigen Tagebuchaufzeichnungen im Zusammenhange durchgelesen [...] Nicht wenig lehrreich erscheint es mir, dass ich in meinem Kriegstagebuch gar manches niedergeschrieben habe, dessen ich mich mit dem besten Willen nicht mehr erinnern kann, auf der andern Seite aber vieles übergangen habe, was nachhaltigen Eindruck in mir hinterlassen hat und es wert wäre, der Vergessenheit entrissen zu werden. Ich hoffe, demnächst einmal Zeit zu bekommen, um diese Lücken auszufüllen“* (San Pastore, 21. Oktober 1924).

Dass er nicht nur diesen Plan aufgab, sondern auch das „Kriegstagebuch“ nicht aufbewahrte, geht Michael Raskes Kenntnis aus persönlichen Gesprächen mit Alfons Beil zufolge auf die Lektüre des Jakob Stab zurück. Hier habe er eine gültige Verdichtung seiner Erlebnisse und Erfahrungen im Ersten Weltkrieg wiedergefunden, die seine eigenen Aufzeichnungen hinfällig gemacht habe.⁴³

4. Studienjahre am Germanikum (1919–1925)

4.1 Philosophie in Innsbruck und Rom (1919–1921)

Bereits nach dem Abitur hatte sich Alfons Beil in die Theologische Fakultät der Universität Freiburg eingeschrieben und *„anlässlich der Urlaube dort Vorlesungen in Exegese, Patrologie, christliche[r] Archäologie und Kirchengeschichte“* gehört.⁴⁴ Nun tritt er 1919, *„vom Erzb. Theol. Konvikt dem Collegium Germanicum-Hungaricum empfohlen [...] am 6. Februar d.J. in die damals in Innsbruck befindliche Anstalt*

war Gründer und Mitherausgeber der „Rhein-Mainischen Volkszeitung“ (1923), gehörte als einflussreicher Reichstagsabgeordneter (1924–1933) dem linken Parteiflügel des Zentrums um Joseph Wirth an und spielte sowohl im FDK wie im demokratischen Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold eine führende Rolle; siehe Thomas Hausmanner, Artikel Dessauer, Friedrich, in: LThK 3, ³1995, Sp. 111f; Johannes Schaber, in: BBKL, 14, Sp. 924–932.

⁴³ Mitteilung am 24. März 2012.

⁴⁴ AmL, V.

ein“.⁴⁵ Zwei Tage später beginnt er dort das erste von zwei Heften des Tagebuchs, das bis zum 5. März 1933 geführt ist. Den ersten Eintrag schließt er mit der Fürbitte ab: „*Leite du, Gott, meine schwache Hand durch deine alles vermögende Gnade!*“ (Innsbruck, 8. März 1919).

„*Das Studium an der Gregorianischen Universität umfaßte damals 2 Jahre Philosophie und 4 Jahre Theologie.*“⁴⁶ Nach vier Wochen erscheint ihm „*die Erfüllung eines von mir seit langem gehegten Wunsches in einer Zeit, in der ich sie am allerwenigsten erwartet hätte*“, fast schon als zu selbstverständlich. Auch wenn er sich bewusst ist, dass bei dem Gefühl, „*daß ich hierher gehöre*“, sich „*auch der Einfluss des Krieges geltend machte, so läßt diese Erfahrung doch zweifellos einen Schluss auf den in dieser Gemeinschaft waltenden Geist zu*“ (Innsbruck, 9. März 1919). Vier Tage später hat sich dieser Eindruck als kein oberflächlicher erwiesen. „*Ich habe es schon wiederholt in Briefen ausgesprochen und beteuere es auch hier: das Germanikum ist für mich wie geschaffen. Meine innerste Überzeugung sagt mir: Ich werde in dieser Anstalt glücklich werden*“ (Innsbruck, 13. März 1919).

Der Gegensatz zur soeben beendeten Militärzeit bildet eine nachvollziehbare negative Folie für diese überschwängliche Begeisterung. Sie wird erkennbar, wenn Alfons Beil anführt, was ihn im Kolleg „*vor allem so angenehm berührt*“. Er nennt das strukturierte „*Tagewerk*“ mit der „*Pflege des Edelsten, was dem Menschen gegeben ist, der Religion*“ im Zentrum, „*die hier herrschende Klosterstille*“ und seine Fortschritte im Studium. Nach anfänglich „*gewaltige[n] Schwierigkeiten*“ könne er den lateinischen Erörterungen jetzt „*schon ganz leicht folgen*“ und habe „*auch schon einen großen Teil des Versäumten nachgeholt*“. Doch zugleich registriert er, noch vorsichtig, „*einen kleinen Mangel des Germanicums*“, auf den man ihn bereits zu Hause hingewiesen habe und der „*zu einer sachlichen Darstellung meiner Verhältnisse*“ gehöre. Der Alumne beobachtet eine allzu einseitige „*Betonung der Spekulation auf Kosten der geschichtlichen Fächer*“, von der wohl nicht in Abrede zu stellen sei, dass mit ihr die „*Neigung zur Weltfremdheit im Zusammen-*

⁴⁵ Mosbacher Lebenslauf. Von 1915 bis zum Oktober 1919 war das Germanikum kriegsbedingt ins Theologenkonvikt Canisianum des Jesuitenordens in Innsbruck übersiedelt.

⁴⁶ AmL, 4. Gut zwanzig Jahre früher dauerte Conrad Gröber (1893–1898 im Germanikum) zufolge der „*normale Entwicklungsgang*“ mit drei Jahren Philosophie und vier Jahren Theologie „*ganze sieben Jahre*“; siehe Gröber, Q 8, 23.

hang steht [...] Vorsichtshalber habe ich meine vertrautesten Berater gebeten, mir nötigenfalls mit Rippenstößen aufzuhelfen, wenn ich in dieser Beziehung verdächtig würde“ (Innsbruck, 13. März 1919). In den „Lebenserfahrungen“ nennt er explizit die Kriegsjahre, die ihn davor bewahrt hätten, „mich im Studium von der Welt und vom Gang der Geschichte abzukapseln“.⁴⁷

Weil er „mit dem besten Willen“ nicht die ganze Nacht durchzuschlafen vermag, erlässt ihm H. P. Rektor Ehrenborg⁴⁸ eine Stunde der Nachtruhe, die er mit geistlicher Lesung zu verbringen gedenkt (Innsbruck, 16. März 1919). „Für mein geistliches Leben bedeutet es zweifellos eine ansehnliche Förderung“ (Innsbruck, 20. März 1919). In diesem Sinne erlebt er auch die Exerzitien drei Wochen vor Ostern. „Es ist dies das erste Mal seit viereinhalb Jahren, dass ich mich wieder längere Zeit ausschließlich der Erneuerung meines besseren Selbst hingeebe“ (Innsbruck, 1. April 1919). Trotz wiederholt erheblicher Belastungen durch den Föhn (etwa im Notat vom 23. März 1919: „Ich kam mir plötzlich des Verstandes beraubt vor, unfähig, einen vernünftigen Gedanken zu fassen“), kann Alfons Beil dann am 1. April vermelden, das (Logik-)Examen glücklich bestanden zu haben.

Im zweiten Semester, das nach Ostern beginnt, legt er den Germaniker-Eid ab und ist „damit ‚Esoteriker‘ geworden“ (Innsbruck, 11. Mai 1919). Weniger gut ist die Erfahrung mit der dem H. P. Spiritual zunächst schriftlich vorgelegten Erstlingspredigt.⁴⁹ Er muss dessen Kritik zustimmen, den „rednerischen Takt in auffälliger Weise verletzt“ und seine Zuhörer „geradezu wie ‚dumme Jungen‘ behandelt zu haben“ (Innsbruck, 30. Mai 1919). Durch „Nachfeilen“ verbessert („die Nutzanwendung wird vorerst mein Sorgenkind bleiben“), fiel sie dann aber besser aus als erwartet (Innsbruck, 30. Mai 1919).

„Am Institutum Maximum des Innsbrucker Jesuitenkollegs machte er im Juni d.J. den Baccalaureat der Philosophie.“⁵⁰ Das Prüfungszeugnis verzeichnet die Bestnote („mediocritatem bene superavit“) und ist wie

⁴⁷ AmL, 6.

⁴⁸ P. Ferdinand Ehrenborg SJ (* 1862 Lohne/Oldenburg, † 1941 Dortmund) war als Vize-Rektor faktisch Leiter des nach Innsbruck verlegten Germanikums.

⁴⁹ P. Otto Pfülf SJ (* 1856 Speyer, † 1946 Pullach) war 1918–1932 Spiritual im Germanikum. Alfons Beil nennt ihn später einen Priester „von einer in jenen Jahren seltenen Nüchternheit und Aufgeschlossenheit; dem Predigerton zum Beispiel war er spinnfeind“ (AmL, 49f).

⁵⁰ Mosbacher Lebenslauf.

die Urkunde („*Nos illum Philosophiae Scholasticae Baccalaureum renuntiamus*“) auf den 2. Juli 1919 datiert.

Den anschließenden Heimaturlaub nutzt Alfons Beil auch dazu, den Studienbetrieb in Freiburg kennen zu lernen. „*Recht befriedigt war ich von den Vorlesungen des Prof. Heer, um so weniger aber von denen des ex cathedra lehrenden Hoberg.*“⁵¹ Er nimmt einen gewaltigen Unterschied wahr zwischen „*römisch-scholastischen [Kreisen] einer- und deutsch-philologisch-historischen Kreisen andererseits*“. Zwischen der römischen Bildung, die „*der Philologie und Geschichte in Anbetracht der spekul. Schulung, die sie bietet, nicht gerecht*“ werde, und der deutschen, die unter dem Einfluss der modernen Wissenschaft sich in der „*Forschung*“ verliere, sucht er „*mehr die goldene Mitte*“ zu halten (Gutenstein, 20. Juli 1919; siehe auch Gutenstein, 12. Oktober 1919).

Im September erhält er aus Innsbruck die Mitteilung von der Rückkehr des Germanikums Ende Oktober nach Rom (Gutenstein, 11. September 1919), wartet auf seinen Pass (Gutenstein, 12. Oktober 1919) und kann dann am 28. Oktober zur zweitägigen Romreise „*mit andern Kollegen von Innsbruck abfahren*“ (Gutenstein, 18. Oktober 1919).

Am „*Ziel meiner Sehnsucht*“ scheint ihm neben dem derzeitigen Klima in Rom zunächst „*die ausgezeichnete Kost des Germanikums [...] so recht zuträglich zu sein. Deo gratias!*“ (Rom, 1. November 1919), ein direkter Hinweis auf die angespannte Versorgungslage in Deutschland. „*Von einigen durch die noch mangelhaften baulichen Einrichtungen bedingten Kleinigkeiten abgesehen, bewegen wir uns jetzt im alten Geleise*“ (Rom, 2. November 1919). Gewichtiger jedoch ist im selben Tagebucheintrag am Allerseelentag die Teilnahme „*an dem Totenoff. und Requiem für alle im Kriege Gefallenen in S. Giov. in Later [...] Nicht zuletzt wirkte da auf mich der Gedanke, daß Leute aus aller Herren Länder wie aus einem Munde ihr Gebet zu Gott empor sandten*“. In seinen „*Lebenserfahrungen*“ erinnert er sich, dass dieses auf Anordnung von Papst Benedikt XV. von sämtlichen nationalen Kollegien gefeierte

⁵¹ Gottfried Hoberg (* 1857 Heringhausen/Westfalen, † 1924 Freiburg i.Br.), war ab 1893 Professor für Altes Testament in Freiburg, nachdem er hier zuvor bereits den Lehrstuhl für Neues Testament innegehabt hatte; siehe *Biblische und Historische Theologen in Freiburg i.B. vom 18. bis zum 21. Jahrhundert*; www.ub.uni-freiburg.de (eingesehen am 10.11.2012). Der in diesem Verzeichnis nicht aufgeführte Joseph Michael Heer war 1916–1928 ordentlicher Professor für neutestamentliche Literatur; siehe Winfried Hagenmaier, *Die lateinischen mittelalterlichen Handschriften der Universitätsbibliothek Freiburg im Breisgau* (ab Hs 231). Kataloge der Universitätsbibliothek Freiburg im Breisgau, Bd. 1,3. Wiesbaden 1980, 199 (zu Hs 645).

Requiem in den ersten Wochen in Rom „*wie sonst nichts bei mir einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen*“ habe. „*Da waren ein Jahr nach Beendigung des mörderischen Kriegs junge Leute aller vor kurzem noch Kriegsführenden brüderlich vereint. Am tiefsten beeindruckte, daß Deutsche und Franzosen zusammen beteten. Es war ja noch jahrelang zu spüren, was es nach all dem, was ihr Land mitgemacht hatte, gerade die Franzosen kostete, uns Deutschen unbefangen zu begegnen.*“⁵² Aufschlussreich dafür ist die konkrete Erfahrung Alfons Beils bei zwei Heiligsprechungen am Himmelfahrtstag 1920, als „*Rom und mit ihm die ganze Kirche eines der glänzendsten Feste*“ beging.⁵³ „*Einen trüben Schatten auf das Ganze warf die recht eigentlich gehässige Haltung vieler französischer Pilger und zum Teile auch unserer französischen Kollegen an der Gregoriana, die ‚Boches‘ sind immer noch nicht in Vergessenheit*“ (Rom, 14. Mai 1919). In diesem Kontext ist auch die Beobachtung bemerkenswert, die Alfons Beil notiert, als ab Palmsonntag 1920 die Germaniker wieder „*in Rot*“ in die Stadt zu gehen beginnen: „*Die Römer nehmen diese Änderung des Aufzugs mit ziemlicher Gleichmütigkeit hin. Über Beschimpfungen können wir nicht klagen*“ (Rom, Ostersonntag 1920).⁵⁴

Das neue Semester wird „*durch ein Hl.-Geistamt in S. Ignazio*“ feierlich eröffnet. Alfons Beil macht jetzt die Erfahrung, dass „*ein großer Teil der hier dozierten Philosophie*“ zusammenfällt, „*zumal wo einer unserer Professoren, P. Manzi, ohne Kenntnis der modernen Wissenschaft und somit auch ohne Verständnis für sie vorgeht*“. Dennoch kann er im geistigen Leben „*ganz beträchtliche Erfolge*“ verzeichnen (Rom, 25. Januar 1920). Die Arbeit ist zwar „*in der jüngsten Zeit in der Hauptsache mehr eine zerstörende als aufbauende*“, gestaltet sich aber „*immerhin sehr fruchtreich*“ (Rom, 9. Februar 1920). Dazu gehört, dass er sich neben dem Pflichtpensum bereits daran macht, „*einige Gedanken in das Ge-*

⁵² AmL, 4. In einem Interview 1994 ergänzt er: „*Wie schwer fiel es den Iren, gemeinsam mit den Briten zu beten [...] Der Papst übte einen vernünftigen Zwang für das Gute aus. Schade, daß sein Nachfolger Pius XI. ab 1922 diesen betont politischen Versöhnungskurs nicht fortsetzte*“, siehe Seiterich-Kreuzkamp, Q 4.

⁵³ Kanonisiert wurden zwei Ordensleute: Francesco Possenti (Ordensname Gabriele dell'Addolorata, CP, * 1838 Assisi, † 1862 Isola del Gran Sasso; siehe Heinz-Meinolf Stamm, in: LThK 8, ³1999, Sp. 451) und Marguerite-Marie Alacoque (* 1647 Lauthecour, Diöz. Autun, † 1690 Paray-le Monial, siehe Jacques Le Brun, in: LThK 1, ³1993, Sp. 313).

⁵⁴ Eine detaillierte Beschreibung dieser Kleidung „*in unserem munteren, frohen Rot*“ findet sich etwa bei Hans Küng, *Erkämpfte Freiheit*. München 2002, 71; vgl. auch Gröber, Q 8, 21, 412f.

wand der Sprache zu hüllen, um, wenn möglich, im *Phil. Jahrb.* meinen ersten Versuch zu machen. Doch O.A.M.D.G!“ (Rom, 14. Mai 1920). Zwei Monate später wird dieser Plan auf den Rat des H. H. P. Rektors hin nochmals verschoben.

So kann er „mit aufrichtigem *Deo gratias*“ auf das erste Studienjahr in Rom zurückblicken: „Was bedeuten die verschiedenen Unannehmlichkeiten, wie sie durch die hiesige Lehrweise und gesundheitliche Beschwerden bedingt waren, gegenüber den mannigfachen geistlichen und geistigen Freuden, die ich der ewigen Stadt zu verdanken habe“ (Rom, 17. Juli 1920). Die ehrenvolle Beauftragung mit dem Amt des Pedells für das kommende Jahr⁵⁵ empfindet er zunächst als „wenig angenehme Überraschung“. Drei Tage habe er „an dieser Nuß geknackt. Heute ist sie bereits glücklich verdaut. Auch hier: O.A.M.D.G!“ Und eine Woche später schreibt er in San Pastore, dass er sich an sein Amt „wider Erwarten rasch gewöhnt“ habe (25. Juli 1920). Ein Jahr später deutet ein knapper Stoßseufzer darauf hin, dass ihm das Amt des Bibliothekars übertragen wurde. „Schade, dass nunmehr durch die Biblioth. ein Teil meiner Zeit beschlagnahmt ist“ (Rom, 2. November 1921).

Im Feriendomizil des Germanikums in San Pastore in der römischen Campagna – „Es ist wirklich – wenn man von Rom kommt – eine Sommerfrische“ – macht sich für Alfons Beil die Luftveränderung „wohlthuend geltend“ (San Pastore, 25. Juli 1920). Sein „Studienplan“ bewährt sich vortrefflich, und „alsbald möchte ich auch mit wissenschaftlicher Forscherarbeit beginnen“. Dazu erhält er „durch P. Fonck in einer Reihe von Vorträgen sehr nützliche Anleitung“⁵⁶ (San Pastore, 22. August 1920). Wider Erwarten vermag P. Fonck, „mit dessen exegetischem Standpunkte ich mich ja wohl nicht ganz werde befreunden können“, auch Wochen danach in geistlichen Übungen ihm das zu bieten, „wes ich bedurfte“ (San Pastore, 24. Oktober 1920). Zurück in Rom, findet er in P. Schaaf „zu meiner nicht geringen Förderung“ einen verständnisvollen

⁵⁵ Den Aufgabenbereich dieses und der anderen „Alumnatsbeamteten“ beschreibt anschaulich und im Wesentlichen wohl auch noch für Alfons Beils römische Jahre zutreffend Gröber, Q 8, 59f.

⁵⁶ Leopold Fonck SJ (* 1865 Wissen bei Weeze, † 1930 Wien) war, mit kriegsbedingter Unterbrechung, 1908–1929 Professor für Neutestamentliche Exegese an der Gregoriana. In seinen „Lebenserfahrungen“ beurteilt ihn Alfons Beil im Umfeld „der durch die Anti-Modernismus-Maßnahmen ausgelösten Hexenjagd [...] Da war P. Leopold Fonck, Exeget, jahrelang von einmaligem Einfluß auf das kirchliche Rom, bekannt durch seine stockkonservative und kämpferische, aber auch eitle Art“ (AmL, 5).

philosophischen Mentor⁵⁷, sodass die wissenschaftliche Arbeit „mit vorübergehenden Störungen flott voran“ schreiten kann (Rom, 28. November 1920). Am Dienstag nach Ostern des nächsten Jahres kann er als „Hauptfrucht“ dieser Monate „die Ausarbeitung eines für die H. S. Akademie bestimmten Vortrags über die Einst. Relativitätstheorie“ verbuchen, die er neben dem „rezeptiven Studium“ her angefertigt hat. Nachdem „die Feierlichkeiten anlässlich der Ernennung der Kardinäle Faulhaber und Schulte eine gewisse Abwechslung in unser Leben gebracht hat“⁵⁸, gilt es, „ein Vierteljahr lang nach allen Regeln der Kunst zu büffeln“ für das anstehende Doktors-Examen in Philosophie am 28. Juni (Rom, 29. März 1921).

Auffallend beiläufig und ohne weiteres Eingehen auf Details der Prüfung erwähnt Alfons Beil im Tagebuch lediglich, dass das „Büffeln“ nun vorüber und „das Examen glücklich bestanden“ sei.⁵⁹ Wichtiger erscheint ihm, dass er in der Zeit der Vorbereitung „nicht gänzlich zum Philister herabgesunken“ sei und dabei „stets auch wertvolle Nebenbeschäftigungen“ gepflegt habe. Nur wenige Tage nach der Promotion freut er sich bereits auf die „Aussicht, die viermonatl. Ferien für das Selbststudium reichlich ausbeuten zu können“ (Rom, 3. Juli 1921).

Die außergewöhnliche Leistung Alfons Beils hebt P. Michael Hofmann SJ, Vize-Rektor des Germanikums⁶⁰, in seinem Brief an den Frei-

⁵⁷ Heinrich Schaaf SJ (* 1860 Boslar, Kreis Düren, † 1936 Rom), war von 1895 an Philosophieprofessor in Valkenburg (Niederlande) und danach 30 Jahre lang an der Gregoriana.

⁵⁸ Die Kardinalserhebungen durch Papst Benedikt XV. fanden am 7. März 1921 statt. Michael Faulhaber (* 1869 Heidenfeld, † 1952 München), seit 1917 Erzbischof von München und Freising, wurde die Titulkirche Sant' Anastasia übertragen; siehe Walter Ziegler, Artikel Faulhaber, in: LThK 3, ³1995, Sp. 1197. Karl Joseph Schulte (* 1871 Haus Valbert/Kreis Meschede, † 1941 Köln), wurde ein Jahr nach seiner Inthronisation als Erzbischof kreiert mit der Titulkirche Santi Quattro Coronati; siehe Ulrich v. Hehl, Artikel Schulte, Karl Joseph, in: LThK 9, ³2000, Sp. 301.

⁵⁹ Die aufwändig gestaltete lateinische Urkunde vom 28. Juni 1921 (siehe Q 1.2) erwähnt vier vom Universitätsrektor bestellte Prüfer, vor denen er den Erweis seiner Gelehrsamkeit schriftlich wie mündlich erbracht hat und mit der bestmöglichen Note ausgezeichnet wurde („idem R. D. Alphonsus Beil tum scripta dissertatione, tum orali periculo rite facto, suae doctrinae specimen summa cum laude praebuit“) und dass er nach Ablegen des Glaubensbekenntnisses („emissa fidei professione“) zur Wahrung und Sicherung der Dogmen der katholischen Kirche sich eidlich verpflichtet hat („se obstrinxit iuramento Ecclesiae catholicae dogmata ubique et semper tuenda et confirmanda“). Nicht ersichtlich wird das Thema der schriftlichen Arbeit.

⁶⁰ Der Kanonist und Kirchenhistoriker Michael Hofmann (* 1860 Kund/Tirol, † 1946 Sion/Schweiz) war 1919–1925 übergangsweise Rektor des Germanikums; siehe Albert Oesch, P. Michael Hofmann SJ, Regens des theologischen Konviktes Canisianum in Innsbruck – Erinnerungen an einen Priestererzieher, Innsbruck 1951.

burger Erzbischof Karl Fritz vom 18. Juli 1921 hervor⁶¹: „Seine Prüfung pro laurea philosophica hat er ‚summa cum laude‘ bestanden, was hier selten vorkommt.“ Der Rektor erbittet in diesem Schreiben die „Dimissorien [...] für Empfang der Tonsur u. ordines minores“, nutzt aber die Gelegenheit, dem Oberhirten „über Ihren Diözesanen: Beil Alfons viel Gutes berichten“ zu können. Er sei „fromm, bescheiden, sehr fleissig, von großer Willensstärke, ein musterhafter Priestertumskandidat“. Und fast das Gleiche könne er auch über den anderen Freiburger Germaniker Anton Gabele melden, der „sein Jahresexamen aus Philosophie“ cum laude bestanden habe.⁶²

In einem handschriftlichen Briefentwurf vom 25. Juli 1921 erteilt der für die Weihe zuständige Freiburger Erzbischof Fritz die Anweisung, „Nachstehend lit Dimissoriales et testimoniales sind auszufertigen“ und gesiegelt nach Rom zu senden („In quorum fidem has literas signo sigillave meo formatas dedi“).⁶³ Im Gegensatz zum kurzen Tagebucheintrag vom 27. November 1921 („Heute erhielt ich im Seminario Romano die ersten beiden Minores“) sind im Mosbacher Lebenslauf die Weihedaten genau aufgelistet. Danach erhielt Alfons Beil am 30. Oktober 1921 die Tonsur, am 27. November und am 17. Dezember die vier niederen Weihen.⁶⁴

Ein Thema, das Alfons Beil wiederholt seinem Tagebuch anvertraut, ist die Beeinträchtigung der geistigen Schaffenskraft durch seine gesundheitliche Labilität. Der Schiokko, den er in Rom wenige Tage nach seiner Ankunft spürt, „ruft bei mir zwar ordentlich Müdigkeit hervor. Doch steht seine Wirkung mit der des Föhn in keinem Verhältnis. Deo gratias!“ (Rom, 6. November 1919). Am 30. Dezember 1922 berichtet er

⁶¹ Siehe Personalia.

⁶² Im Tagebuch wird dieser Mitbruder an drei Stellen erwähnt. Am 28. November 1920 notiert Alfons Beil, dass „Landmann Gabele aus Göggingen“ seine Erwartungen weit übertroffen habe. Der Zusatz „In den ersten Tagen schon gelangten wir anlässlich der Pilgerfahrt der Cölner zur Audienz beim Hl. Vater“ könnte vermuten lassen, dass er sich, auch in seiner Funktion als Pedell (siehe Anm. 54), um den Neuankömmling kümmerte. Im Jahresrückblick am 31. Dezember 1922 spricht er im Zusammenhang des Kummers um die Angehörigen in Gutenstein auch vom „Tod eines teuren Landmannes“. Dass sich diese Bemerkung auf Anton Gabele beziehen muss, erhellt der Eintrag vom 30. August 1923 in San Pastore (die Datierung „30. VII.“ ist ein offensichtliches Versehen), in dem er auf den dieser Tage verstorbenen Mitbruder Alois Ott eingeht. Dabei denkt er daran, dass es eineinviertel Jahre her sei, „seitdem mein Landmann Gabele gestorben ist. – Wie traurig! [...] Doch der Glaube sagt: Sie leben!“

⁶³ Siehe Personalia, vgl. Lorenz Wolf, Artikel Dimissorien, in: LThK 3, 1995, Sp. 233f.

⁶⁴ Siehe Personalia.

von einem vertraulichen Gespräch, zu dem ihn der Philosophierepetitor P. Nink unter dem Vorwand einer „*anscheinend lediglich wissenschaftlichen Besprechung*“ gebeten habe.⁶⁵ Zur Sprache kamen „*Bedenken wegen meines Befindens. Es sei ihm mein Gesichtsausdruck während meiner Predigt bei Tisch aufgefallen. Ich müsse an häufigem Blutandrang leiden. Diese Vermutung konnte ich nur bestätigen*“.⁶⁶ Den dringenden Ratschlag, nicht länger hastig zu arbeiten und sich der Ruhe zu befleißigen, nimmt Alfons Beil zum Anlass, sein Arbeitsverhalten zu überdenken, das „*seit 3 Jahren von einer eigentümlichen Unruhe beherrscht ist*“. Er sucht sich den Zusammenhang zwischen der Hast einerseits und der Schwäche seiner Verdauungsorgane andererseits zu erklären und beschließt, „*aus der Arbeit statt einer Hetzjagd viel mehr eine gemütliche Unterhaltung zu machen*“. Den zumindest guten Anfang einer „*wirklich überraschend*“ und schlagartig eingetretenen Besserung versteht er als „*Gelegenheit zu einer ganz vorzüglichen Tugendübung*“.

Zu diesem Zeitpunkt hatte er schon eine Hilfe für sein körperliches Befinden gefunden. Bereits am 25. Januar 1919 schrieb er von „*einer chronischen Verdauungsstörung, die eine Art Nesselsucht mit äußerst lästigem Hautjucken zur Folge hat*“. Nun stößt er am 27. November 1921 auf die Broschüre „*Eßbuch für Kopfarbeiter*“ und notiert apodiktisch acht konkrete Vorsätze, die er bei den täglichen Mahlzeiten beachten will.⁶⁷ Die Erwartung eines zweimonatigen Heimaturlaubs weckt dann die Hoffnung, zu Hause „*mich vollends auszuheilen*“ (Rom, 27. Mai 1922).

Dass der selbst schwer erkrankte Julius von den Beschwerden seines Bruders weiß und ihm zu dieser Zeit Magnesiumtabletten schickt (30. Dezember 1921, s. Anm. 25), unterstreicht die Sorgen, die sich Alfons Beil um seine angeschlagene Gesundheit machen musste. In diesem

⁶⁵ Caspar Nink SJ (* 1885 Molsberg/Hessen, † 1975 Frankfurt a. M.) war nach seiner Zeit am Germanikum Philosophieprofessor in Valkenburg/Niederlande und Frankfurt a. M., siehe Hans-Ludwig Ollig, Artikel Nink, in: LThK 7, ³1998, Sp. 877.

⁶⁶ Am 19. September 1921 (San Pastore) ist die Anfertigung einer apologetischen Predigt zum Nachweise des Daseins Gottes erwähnt.

⁶⁷ „1) Ich werde wo möglich so lange kauen, bis die Speise den Geschmack zu verlieren beginnt [...] 4) Ich werde den Genuß von Hülsenfrüchten höchstens ‚anduten‘ [...] 8) Ich werde den Teller mit Suppe nie bis zum inneren Rand füllen.“ Gustav Stille, *Eßbuch für Kopfarbeiter*, Berlin und Leipzig, 2. Aufl. 1911. Sanitätsrat Dr. Stille (* 1845 Steinau/Cuxhaven, † 1920 Stade) exponierte sich im Kaiserreich außerhalb seines medizinischen Fachbereichs als aggressiver deutschnationaler Antisemit und verfasste das Pamphlet „*Kampf gegen das Judentum*“ (1898).

Sinne ist wohl auch der zunächst beiläufig erscheinende Hinweis anlässlich des Todes von Mitbruder Alois Ott zu lesen: „*Er hatte schon längere Zeit an Verdauungsbeschwerden gelitten, schließlich ist er an Ruhr erkrankt*“ (San Pastore, 30. Juli 1923; vgl. Anm. 63).

Am Beginn des Jahres 1922 erlebt Alfons Beil einen Papstwechsel. „*Gestern früh verstarb der Heilige Vater [...] Eben kehrten wir vom Besuche in St. Peter, wo die irdische Hülle (‘Überreste’ ist überschrieben) des erlauchten Toten aufgebahrt ist, zurück. Der Andrang des Volkes war unglaublich stark. Etwas Ähnliches erlebte ich nur bei der letzten Heiligsprechung*“ (Rom, 23. Januar 1922).⁶⁸ Während des anschließenden Konklaves war Alfons Beil mit den Germanikern „*am Schlusse sämtlicher Wahlen pünktlich auf dem Petersplatz, um mit großer Spannung die ‚sfumata‘ zu erwarten. Nur das letzte Mal war es uns versagt. Doch die Wahl gilt auch so*“ (Rom, 19. Februar 1922). Im Nachtrag zu den „*Lebenserfahrungen*“ erzählt er von einer bahnbrechenden Geste Pius XI.⁶⁹ „*Nach Bekanntgabe des Wahlergebnisses [...] auf der Loggia von St. Peter stellte sich der Neugewählte selbst dort vor und erteilte den Segen ‚Urbi et Orbi‘ [...] Das war seit 1870 [...] nicht mehr geschehen.*“ Auf diese Nachricht hin winkte der von Alfons Beil ansonsten als aufgeschlossen geschilderte Spiritual P. Otto Pfülf⁷⁰ „*erschrocken ab und rief uns zu: ‚Betet für ihn, daß er keine Dummheiten macht!‘*“ (AmL, 49f).

4.2 Exkurs: „Selbststudium“ und „wertvolle Nebenbeschäftigungen“ im Germanikum

Wenn Alfons Beil nach seinem philosophischen Doktorat im Juni 1921 nahezu demonstrativ herausstellt, wie wichtig ihm für seinen Studiengang „*Selbststudium*“ und „*wertvolle Nebenbeschäftigungen*“ bislang waren und auch fürderhin bleiben sollen, hat er sicher nicht nur die vor ihm liegenden Ferienmonate in San Pastore im Blick. Die hier gebotenen Anregungen wie beispielsweise ein englischer Sprachkurs (San

⁶⁸ Papst Benedikt XV., vorher Giacomo della Chiesa (* 1854 Genua, † 1922 Rom), wurde am 3. September 1914 inthronisiert, siehe Georg Schwaiger, Artikel Benedikt XV., in: LThK 2, ³1994, Sp. 209f. Zur erwähnten Heiligsprechung siehe Anm. 53.

⁶⁹ Achille Ratti (* 1857 Desio/Monza, † 1939 Rom) wurde am 6. Februar 1922 zum Papst gewählt, siehe Josef Gelmi, Artikel Pius XI., in: LThK 8, ³1999, Sp. 335ff, mit falscher Angabe des Wahldatums.

⁷⁰ Vgl. Anm. 49.

Pastore, 19. September 1921) oder ein Kurs in lateinischer Paläografie versteht er über den „*an sich eigenen Nutzen*“ hinaus auch „*als willkommene Abwechslung*“ (San Pastore, 28. August 1923). Die Tagebuchaufzeichnungen während des eigentlichen Theologiestudiums in den nächsten Jahren zeigen, dass es ihm unter diesen Begriffen im Kern um ein eigenständiges Erarbeiten der ihn bedrängenden Fragen und Probleme geht, für das ihm der noch ganz in antimodernistisch-apologetischen Gedankenbahnen sich bewegende scholastische Lehrbetrieb „*trotz manche[r] ermutigende[n] Lichtblicke*“⁷¹ keinen Raum bot. Wie theologische Autoren, die ihn faszinieren und mit denen er sich nun intensiv auseinanderzusetzen beginnt, in diesem geistigen Klima beurteilt werden, zeigt er etwa im Fall Joseph Wittig sarkastisch auf: „*Die Erinnerung an ein Wort des unfehlbaren Bischofs Schreiber*⁷², *der Name Wittig und das Fehlen des Imprimatur genügen, um den Stab zu brechen, ehe man überhaupt eine Seite gelesen hat. Und solche Leute sollen demnächst hinausgehen und Seelenführer werden! – Veni Sancte Spiritus!*“ (Rom, 11. Februar 1924). In einem Gespräch über Guardini und „*die katholische Richtung in Deutschland*“ erblickt ein Kollege „*überall nur Beifallsbascherei, unverständliches, verworrenes Gefasel. Ich habe ihm nicht offen und freimütig zu erwidern gewagt. Das eine ist mir sicher: wenn irgendwelche kath. Forscher aufrichtig und selbstlos nach Wahrheit streben, so sind es die in Frage stehenden*“ (San Pastore, 2. September 1923). Dieser Maßstab wird ihm zunehmend klarer: „*Doch Du, mein Gott, wo immer Du bist, bist mir Zeuge, dass ich ehrlich und aufrichtig gestrebt, nur um die Wahrheit bemüht [...] O stehe mir bei, emitte lucem tuam et veritatem tuam! Hat doch einer, von Deinem Geist erfüllt, gesprochen: Γνώσεσθε τὴν ἀλήθειαν, καὶ ἡ ἀλήθεια ἐλευθερώσει ὑμᾶς*“ (San Pastore, 23. Oktober 1923).⁷³

Dieses Ringen um die „*in meinem tiefsten Innern verwurzelte Wahrfähigkeit und Aufrichtigkeit meiner Denkweise*“ (San Pastore, 27. Au-

⁷¹ AmL, 5.

⁷² Christian Schreiber (* 1872 Somborn bei Gelnhausen, † 1933 Berlin) war von 1921 bis 1929 erster Bischof des wiedererrichteten katholischen Bistums Meißen (später Dresden-Meißen), von 1930 an erster Oberhirte der neuen Diözese Berlin; siehe Gotthard Klein, Artikel Schreiber, Christian, in: LThK 9, 32000, Sp. 249. Die Bedeutung des schlesischen Schriftstellers und Theologen Joseph Wittig (* 1879 Neusorge b. Schlegel, † 1949 Göhrde) für Alfons Beil hat Michael Raske ausführlich dargestellt in „Wittig ist ein Prophet“, siehe Q 4.

⁷³ Das lateinische Zitat, Psalm 42, 3, erscheint in der tridentinischen Messe im „Staffelgebet“; das griechische Zitat ist Joh 8, 32.

gust 1923) äußert sich sodann im Bemühen, „*auf der Höhe der Zeit zu stehen und mit seiner Umwelt in Fühlung zu bleiben!*“ (Rom, 5. April 1924). Mit wachem Blick begleitet Alfons Beil von Anfang an in seinem Tagebuch die vom „*Bismarck-Wilhelm-Ludendorffschen Wahnwitz*“ (San Pastore, 5. September 1923) bedrohte Entwicklung der Weimarer Republik. Daneben verschafft er sich Freiraum genug für literarische Lektüre. Am 19. September 1923 notiert er in San Pastore: „*Eben habe ich Faust zu Ende gelesen. Es ist das dritte Mal*“ und setzt sich sodann ausführlich mit der „*Ansicht Türcks (Eine neue Faust-Erklärung)*“ auseinander.⁷⁴

Diese geistige Entwicklung Alfons Beils kann im Rahmen der biographischen Skizze vorerst nur angedeutet werden. Zu konstatieren ist an dieser Stelle lediglich die wachsende innere Distanz zu einem geistigen Milieu, das „*sich von der übrigen Welt luftdicht abschließt und abschließen lässt*“ (San Pastore, 2. September 1923), und seine „*scharfe Absage an das wissenschaftliche Gebahren [sic] der Jesuiten, näherhin meiner Professoren*“ (San Pastore, 31. Oktober 1923). Dass diese Distanz seinen Vorgesetzten nicht verborgen bleibt, hält er anlässlich einer „*Audienz*“ bei P. Rektor fest. Der erteilt ihm die Ermahnung, „*ich solle mich weniger mit Nebenbeschäftigungen und mehr mit Schulaufgaben abgeben und darnach trachten, eine meiner Bestimmung entsprechende wissenschaftliche Arbeit zustande zu bringen. Eine Warnung vor den freiheitlichen Strömungen der deutschen Theol. passte ganz in den Zusammenhang*“. Der unmittelbar folgende selbstbewusste Nachsatz verrät, dass Alfons Beil nicht gedachte, sich einschüchtern zu lassen: „*Nachgerade habe ich den wünschenswerten Gleichmut wiedergewonnen.*“ Dieser war nämlich zu Anfang des Gesprächs ins Wanken geraten, als der Rektor ihm die Absicht mitteilte, „*die der EB mit mir hat. Ich solle Nik. Gühr in St. Peter nachfolgen [...] Eine ehrenvolle Bestimmung; aber wie verhält sie sich zu meinen Anlagen & tiefinnersten Neigungen! Es fuhr mir ob der Mitteilung der Schreck in die Glieder*“⁷⁵ (San Pastore, 18. Dezember 1923).

⁷⁴ Türck, Hermann, Eine neue Faust-Erklärung, Berlin 1901. Zum Schriftsteller Hermann Türck (* 1856 Georgenburg/Jurbarkas [Memel], † 1933?), siehe Meyers Lexikon, Zwölfter Band, Leipzig 1933, Sp.181.

⁷⁵ Dr. Nikolaus Gühr (* 1839 Auldingen, † 1924 St. Peter), Germaniker 1861–1868, war seit 1888 Subregens im Freiburger Priesterseminar.

Es liegt auf der Hand, dass da auch die Hausordnung in den Blick gerät, nicht zufällig wohl im Zusammenhang mit Eintragungen zu geistlichen Übungen. Am 23. Oktober 1923 nimmt er sich in San Pastore vor, „*sie als gottgewollt*“ zu achten, „*ich will nach aussen keinerlei Anstoss erregen*“. Ein Jahr später bei den Exerzitien unmittelbar vor der Priesterweihe verspürt er „*den Druck der Fesseln unserer Hausordnung unangenehmer denn je. Den Oberen scheint es auch in der Tat nicht unbekannt. In den letzten beiden Brandpredigten von P. Rektor und P. Spiritual war ich offenbar mitgemeint*“. Für die nachfolgenden Sätze bezeichnend ist das Nebeneinander von reuiger Einsicht und nüchterner Einschätzung seines Handlungsspielraums: „*Es tut mir ja recht leid um sie [gemeint sie, die Oberen], und ich will mich bemühen, die in letzter Zeit übrigens etwas verschärfte Regel nach besten Kräften zu verfolgen, und zwar weil ich in ihr Gottes heiligen Willen erkenne. Allerdings wo wäre ich heute mit meinen Nerven, wenn ich mir nicht seit 3 Jahren gewisse Erleichterungen verschafft hätte! Und hätte ich sie ordnungsmässig erreichen können? – Du, o Gott, weißt es allein. Erleuchte und stärke mich!*“ (San Pastore, 21. Oktober 1924).⁷⁶

4.3 Vier Jahre Theologie (1921–1925)

„*In der Theologenkammer fühle ich mich wohler, als ich erwartet hatte*“, notiert Alfons Beil am 2. November 1921. „*Das Studium der Theologie fesselt mich mehr, als ich vorher, ganz der Philosophie hingegen, erwartet hatte*“, schreibt er am Weihnachtstag 1921 in einer Nachschrift eines Briefes an Professor Amann in Freiburg.⁷⁷ Dennoch

⁷⁶ Aufschlussreich erscheint in diesem Zusammenhang die Bemerkung Alfons Beils in einem Interview 1994: „*Wir Seminaristen damals, wir waren eine Generation, die vom Fronterlebnis geprägt war; wir hatten die Giftgasgefahr und das Trommelfeuer überlebt. Wir waren dem Inferno, der Hölle des Krieges entronnen – das machte uns selbstbewußt. Kurzum: Wir Theologiestudenten der frühen 20er Jahre wollten von den geistlichen Vorgesetzten nicht wie Kinder behandelt werden und ließen uns deshalb nicht alles bieten*“, siehe Seiterich-Kreuzkamp, Q 4.

⁷⁷ Fridolin Amann (* 1882 Neufach/Überlingen, † 1963 Konstanz), war Alfons Beils Religionslehrer in Freiburg. Von 1923 bis zur Umstrukturierung der Schule im Zeichen des Kirchenkampfes 1939 war er Direktor der Lenderschen Lehranstalt. Der „*väterliche Freund*“ (Rom, 16. November 1924) war dem Tagebuch zufolge der wichtigste Briefpartner, mit dem Alfons Beil sich offen austauschen konnte, siehe etwa: „*Eben habe ich an Prof. Amann – Frbg ein Schreiben abgeben lassen. Wir unterhielten uns die letzte Zeit öfters über den Fall Adam und Wittig, auch Scheler*“ (Rom, 12. Februar 1923). Zu Amann siehe Joseph Göppert/Clemes Siebler, *Badische Biographien* NF 2, 1987, S. 2ff. Als Briefpartner, dem er „*das Innerste der*

reserviert er sich noch „wöchentlich etwa 6 Stunden für philosoph. Beschäftigungen. Sie werden vor allem auf erkenntnistheoret. Forschungen verwendet“ (Rom, 27. November 1923).

Das Studienbuch für das Fach Theologie („*Libellus inscriptionis*“) eröffnet mit den Listen der belegten Fächer („*Disciplinae*“) und ihrer Professoren sowie den am Ende eines Studienjahres absolvierten Examen im Gegensatz zu den vorausgegangenen Jahren einen genauen Einblick in den Studiengang. Im ersten Jahr stehen Fundamental- und Moralthologie im Vordergrund, danach dominiert Dogmatik mit den klassischen Traktaten (2. Jahr: „*De Deo Uno et Trino*“, 3. Jahr: „*De Deo creante et revelante*“ und „*De Verbo Incarnat.*“, 4. Jahr „*De Sacrament. p. I, II*“). Die Einführung in die Bibel, Kirchengeschichte und christliche Archäologie werden im ersten Jahr gehört, Moralthologie und Kirchenrecht im 2. Jahr, Bibelexegese im 3. und 4. Jahr. Nach jedem Studienjahr wird der erreichte akademische Grad verzeichnet: Baccalaureus in Theologia, Baccalaureus in Iure Canonico, Prolyta in Theologia, Doctor in Theologia.

Bei den Prüfungsergebnissen Alfons Beils weicht das „*aegre probatus*“ im Kirchenrecht am Ende des zweiten Studienjahrs auffällig ab von seinen sonstigen guten und sehr guten Ergebnissen. Doch auch das abschließende (Promotions-) Examen „*de Universa Theologia*“ fiel mit lediglich „*bene probatus*“ für ihn „*in gewissem Sinne sehr schlecht aus. Richtig betrachtet ist es aber sicherlich gut so. Eine solche Verdemütigung habe ich von Zeit zu Zeit nötig*“ (Rom, 21. Juli 1925).

Die Zufriedenheit mit den Professoren, die er am 27. November 1921 ausdrückt, wird im Rückblick der „*Lebenserfahrungen*“ näher erläutert. Von einer Ausnahme abgesehen, habe er in Rom „*die damals bei deutschen Universitätsprofessoren, auch der Theologie, nicht seltene Eitelkeit und Halb-Götter-Manier*“ nicht wahrgenommen. Von den drei hier besonders hervorgehobenen akademischen Lehrern ist nur der Moralthologe Arthur Vermeersch im „*Libellus inscriptionis*“ für das erste und zweite theologische Studienjahr aufgeführt. Bei ihm habe „*der Nach-*

Seele offenzulegen“ sucht (San Pastore, 23. September 1924), erscheint auch Franz Xaver Kasper (* 1888 Grafenhausen b. Lahr, † 1973 Kriens b. Luzern), siehe FDA 97 (1977), *Necrologium*, 487f. Während eines Sommerurlaubs besucht Beil den gleichgesinnten „*Freund Kasper*“, der 1918–1933 Pfarrer in Pfohren/Donaueschingen war, und tauscht sich mit ihm über die aktuelle Entwicklung im „*Fall Wittig*“ aus (Gutenstein, 23. August 1927). Die Details von Kaspers Biografie, der 1937 aus politischen Gründen zur Flucht in die Schweiz gezwungen wurde, hat Michael Raske recherchiert, „*Wittig ist ein Prophet*“, Q 4.

druck nicht auf sozusagen in der Luft hängenden Verboten, sondern auf positiven Weisungen“ gelegen. Damit habe Vermeersch „bereits etwas von der Erneuerung der im argen liegenden Moraltheologie erahnen“ lassen, die „später P. Bernhard Häring mit seinem bahnbrechenden ‚Das Gesetz Christi‘ (1954) und seinen folgenden mutigen Werken in die Wege geleitet hat“.⁷⁸ Die beiden anderen erwähnten hervorragenden Professoren sind „Ein Deutscher, der sich mit der Philosophie Kants erstaunlich vorurteilslos auseinandersetzt“⁷⁹ und „der aufgeschlossene Bibelgelehrte P. Augustin Bea“.⁸⁰

Auf zwei weitere Professoren des ersten Studienjahres kommt Alfons Beil im zitierten Weihnachtsbrief 1921 an Prof. Amann zu sprechen.⁸¹ Mit der lebhaften Behandlung der Kirchengeschichte durch Prof. Domenici sei er „alles in allem ganz zufrieden“, trotz der Gefahr, „der jede packende Behandlung der Geschichte ausgesetzt ist: seine Darstellung bekommt eine bedenkliche subjekt. Färbung. Die arianischen Bischöfe bekommen Kosenamen wie: *furfanti, birbaccioni, mascalzoni, malandrini* usw. An Eusebius v. Caes. will kaum ein guter Zug mehr bleiben. Die Fundamentaltheologie erfährt durch P. v. Laak zweifellos eine gründliche Behandlung. Vielfach finde ich sie allerdings zu apriorisch“.⁸² Weit weniger günstig beurteilt er zweieinhalb Jahre später im Zusammenhang des Falls Wittig seinen Dogmatikprofessor Huarte (zweites bis viertes Studienjahr): „Wenn sich nun unser P. Huarte an solch tiefe Geister heranmacht, so kommt es mir vor, als ob ein Elefant in einem Weinberg herumtrampelte“ (Rom, 5. April 1924).⁸³

⁷⁸ Arthur Vermeersch SJ (* 1858 Ertvelde, † 1936 Egenhoven-Löwen) lehrte 1918–1934 an der Gregoriana; siehe Verena Walz, Artikel Vermeersch, in: LThK 10, ³2001, Sp. 695. Bernhard Häring CSsR (* 1912 Böttingen/Württemberg, † 1998 Gars/Inn) „hat eine biblisch orientierte, personale Moral-Theologie begründet und die weitere Entwicklung dieser Disziplin maßgeblich beeinflusst“, siehe Josef Römelt, Artikel Häring, in: LThK 11, ³2001, Sp. 123.

⁷⁹ Gemeint ist wohl P. Heinrich Schaaf: „Heute hat er mit seinem Seminar für Erkenntnistheorie begonnen. Auf diese Weise bekomme ich wider Erwarten rasch Gelegenheit, mich mit der Kritik d.r.V. vertraut zu machen“ (Rom, 28. November 1920); vgl. Anm. 58.

⁸⁰ AmL, 5. Der spätere Kurienkardinal Augustin Bea SJ (* 1881 Riedböhringen, † 1968 Rom) lehrte 1924 biblische Einleitung und AT-Exegese am Bibelinstitut und an der Gregoriana; siehe Heinz-Albert Raem, Artikel Bea, in: LThK 2, ³1994, Sp. 105f.

⁸¹ Siehe Anm 78.

⁸² Die Kosenamen bedeuten: „Furfanti“ – Spitzbuben; „Birbaccioni“ – Herumtreiber; „Mascalzoni“ – Schurken; „Malandrini“ – Straßenräuber. Offenkundig begann die Vorlesung im November mit Kaiser Konstantin und dem Konzil von Nizäa 325 n. Ch.

⁸³ Gabriele Huarte SJ (1870–1940).

Am Neujahrstag 1924 beginnt Alfons Beil den zweiten Band seines Tagebuchs mit einer sehr persönlich gehaltenen Betrachtung im Blick auf die nun vor ihm liegenden Weihen: *„Mein von jeher kritischer Geist hat so vieles eingebrochen, hat teilweise ein Trümmerfeld geschaffen. Doch eines hat mich nie verlassen, das Bewußtsein, zu Hohem berufen zu sein [...] Vor allem die letzten Monate aber habe ich auch positiv aufgebaut. Es sind mir Einsichten aufgegangen, Einsichten aber in eben jenes Höchste, dem von jeher mein Streben galt. So habe ich auch wieder den Weg zu Gott gefunden. Wo aber sollte ich diesem Hochziele besser dienen können als im Priestertum! Darum in Gottes Namen! Deus, in adiutorium meum intende!“* (Rom, 1. Januar 1924).⁸⁴

Im Eintrag *„Am Silvesterabend 1924“* wird er dann auf ein Jahr zurückblicken müssen, das *„mein inhaltsschwerstes in jeder Beziehung“* wurde. *„Es hat mir unsägliches Leid gebracht“*, schreibt er im Blick auf den Tod seines Bruders Julius. *„Durch das viele Kreuz“* sei er aber auch Gott wieder näher gekommen. Die *„Primizstimmung“* nach dem *„Eintritt ins Priestertum“* ist jetzt zwar *„zum großen Teil verflogen, im tiefsten Grunde der Seele ist doch etwas geblieben; ich glaube, es ist wenigstens ein Teil des Neugeweihten. Durch all den Verdruss der letzten Wochen hat es sich immer wieder durchgerungen“*.

Auf das Ersuchen von Vize-Rektor Michael Hofmann um die Dimisorien (Brief vom 17. Februar 1924) erteilt Erzbischof Karl Fritz für Alfons Beil die Erlaubnis, *„ut ad ordinem Subdiaconatus, Diaconatus et Presbyteratus in servitium Archidioecesis meae percipiendos admittatur“* (22. Februar 1924). In einer Urkunde unter demselben Datum wird Alfons Beil mit dem Tischtitel die Berechtigung verliehen, *„daß er, falls ihm andere Mittel zum standesgemäßen Lebensunterhalt nicht zu Gebote stehen, von uns und unseren Nachfolgern bei einem des Klerus würdigen Wandel die Mittel zur standesgemäßen Sustentation aus der allgemeinen Kirchenkasse der Erzdiözese Freiburg beanspruchen kann“*.⁸⁵

Die Weiheexerzitien *„sind für meine Seele eine wahre Labsal [...] Ich empfinde ein immer heißeres Verlangen, Menschenseelen ein Führer zu werden“* (Rom, 13. Mai 1924). Die Subdiakonatsweihe empfängt er am 18. Mai 1924 (Tagebucheintrag: *„Jetzt ist's geschehen! Der erste große Schritt ist getan! Ich fühle mich in der Tat glücklich und zufrieden wie*

⁸⁴ Das Zitat stammt aus Ps 70, 1 und bildet die Eröffnung des Stundengebets.

⁸⁵ Siehe Personalia; vgl. Anm. 3, Unterstreichung im Text.

schon lange, lange nicht mehr. Daran ist die herzliche Teilnahme meiner Mitbrüder nicht zum wenigsten schuld“). Einen Tag nach der Diakonatsweihe am 14. Juni 1924 notiert er: „Was ich vor 4 Wochen geschrieben, gilt heute noch in viel höherem Grade [...] Heute habe ich in Al Gesù schon das erste Mal Diakon gespielt [...] Aus dem Stundengebet schöpfe ich viel Trost und Erquickung. Ich hätte nie geglaubt, dass es mir so viel Freude machen werde. Darum noch einmal: Te Deum laudamus!“⁸⁶ „Einer alten Sitte gemäß“ besucht Alfons Beil den Benediktinerkonvent in Subiaco.⁸⁷ Zwar sind Gesang und Vortrag der dortigen Mönche „bei weitem nicht so vollendet wie in Beuron“, dennoch „hat sich dieser Ausflug zum schönsten gestaltet, den ich hier je gemacht habe“ (San Pastore, 5. September 1924).

Für „große Unruhe“ sorgen während der letzten Exerzitien in San Pastore Druckfehler sowohl auf Primizandenken wie Anzeigenkarten, die Alfons Beil in Beuron hatte fertigen lassen. „Nach schwerem und langem Kopfzerbrechen habe ich einen Ausweg gefunden, beide unschädlich zu machen. Den Strichpunkt in der unteren Schriftstelle auf den Bildchen verwandle ich durch Abschaben des Punktes in einen Beistrich; das ‚Fol.‘ statt ‚Tol.‘ auf den Karten änderte ich nur in den Fällen, wo es die Person des Empfängers verlangte“ (San Pastore, 14. Oktober 1924). Zwei Tage später entdeckt er „noch einen weiteren Schönheitsfehler“, der seiner bibeltheologischen Sorgfalt und sprachlichen Feinfühligkeit aufstößt: „In der unteren Schriftstelle müsste statt des Dass-Satzes die Nennform mit ‚zu‘ stehen. Ausserdem bezieht sich das $\pi\rho\delta\varsigma\ \tau\omicron\nu\theta\epsilon\acute{o}\nu$ wohl eher auf $\pi\rho\sigma\epsilon\upsilon\chi\alpha\acute{\iota}\varsigma$, müsste also mit ‚zu Gott‘ wiedergegeben werden [...] Dazu noch die holperige Satzstellung!“ In der Bücherei kann er sich durch einen Blick in „den Allioli“ davon überzeugen, dass „der Verlag auf eigene Faust“ seine Vorlage abgeändert hatte (San Pastore, 16. Oktober 1924).⁸⁸

⁸⁶ Das Zitat ist der Beginn des legendarisch Ambrosius und Augustinus zugeschriebenen „Ambrosianischen Lobgesangs“, siehe Albert Gerhards/Friedrich Lurz, Artikel *Te Deum*, in: LThK 9, ³2000, Sp. 1306ff.

⁸⁷ „Es war die jedes Jahr fällige Wallfahrt der Diakone“, siehe Gröber, Q 8, S. 365.

⁸⁸ Bei der Schriftstelle handelt es sich um ein Zitat aus Röm 15, 30: „Παρακαλῶ δὲ ὑμᾶς [...] συναγωνίσασθαί μοι ἐν ταῖς προσευχαῖς ὑπὲρ ἐμοῦ πρὸς τὸν θεόν“. Die knappen Angaben des Tagebuchs lassen keine Rückschlüsse darauf zu, ob in der „Einheitsübersetzung“ die Monita Alfons Beils behoben sind: „Ich bitte euch [...] Steht mir bei, und betet für mich zu Gott.“ Franz Joseph v. Allioli (* 1793 Sulzbach/Oberpfalz, † 1873 Augsburg) übersetzte die Bibel aus der Vulgata unter Berücksichtigung des hebräischen und griechischen Textes, siehe Paul-Gerhard Müller, Artikel *Allioli*, in: LThK 1, ³1993, Sp. 412.

„Am 28. Oktober 1924 empfang ich durch den Kardinal-Vikar, das heißt den Vertreter des Papstes als Bischof von Rom, die Priesterweihe.“⁸⁹ In einer nicht weiter bestimmbaren handschriftlichen Notiz in der Personalakte (11. Juli 1925) wird die Johannes-Berchmanns-Kirche des Germanikums als Ort der Weihe genannt. Am gleichen Tag denkt Alfons Beil zunächst an den „*Jubel im Vaterhaus*“ und einen Brief seiner Schwester Luise: „*Das ganze Dorf freut sich mit.*“ Die Beglückwünschung durch die Vorgesetzten und die herzliche Freude der hiesigen Mitbrüder sei „*teilweise geradezu rührend*“ gewesen. „*Ich habe mich hier seit Jahren nicht mehr so heimisch gefühlt wie heute*“ (Rom, 28. Oktober 1924).

Nach dem Empfang der Neupriester beim Hl. Vater (Rom, 31. Oktober 1924) und einer Messe in S. Paolo fuori le mura („*Über dem Grab des Völkerapostels als Priester stehen zu dürfen, welch erhabener Gedanke!*“, Rom, an Allerheiligen 1924) beginnt im November „*das neue Schuljahr und damit der graue Alltag mit seinen Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten. So schlimm wie die letzten Jahre scheint es indes heuer in dieser Beziehung nicht zu werden, obwohl neben der Sakramentenlehre u. a. auch die Pentateuchfrage zur Behandlung kommt*“, schreibt er an Prof. Amann (Rom, 16. November 1924). „*In äußerst gereizte Stimmung, die sich wie immer im Schimpfen Luft macht*“, gerät er bei der Eröffnung des Heiligen Jahres in St. Peter am 24. Dezember 1924. Alfons Beil hatte „*mit einigen anderen Roten keine Eintrittskarte und musste darum nach 2-stündigem Warten auf dem Petersplatz wieder heimkehren, ohne etwas von der Feier gesehen zu haben*“. In etwa entschädigt ihn nachmittags der Besuch der „*Sancta Sanctorum*“ im Lateran. „*Das Salvatorbild wurde für das ganze Heilige Jahr enthüllt, und bei diesem Anlass war die Kapelle selbst eine Viertelstunde offen*“ (Rom, Am Heiligen Abend 1924).

Die Reaktion auf die öffentliche theologische Disputation, in der er sich am 12. Januar 1925 als Defendent zu verteidigen hatte, fällt zurückhaltend aus: „*Vormittags ging es sehr gut, nachmittags weniger [...]. Es ist sicherlich ganz gut, zu meinem eigenen Bestreben, dass ich etwas enttäuscht bin; ein glänzender Erfolg hätte mich vollends ganz hochmütig gemacht.*“ Er versteht das Abschneiden auch als eine Konsequenz seiner

⁸⁹ AmL, VI. Basilio Kardinal Pompilj (* 1858 Spoleto, † 1931) war seit 1913 Generalvikar von Rom, siehe www.catholic-hierarchy.org (eingesehen am 28.11.2012).

eigenständigen Gestaltung des Studiengangs: „*Ich habe erkannt, hoffentlich nicht ohne Nutzen, dass ich die letzten Jahre die Schulung des Denkens überhaupt, vor allem die Disputation mehr als billig in den Hintergrund geschoben habe. Die mir zur Vorbereitung auf das Doktorat noch verbleibenden 5 Monate muss ich suchen, das Versäumte nach Möglichkeit nachzuholen*“ (Rom, 14. Januar 1925).⁹⁰

Dass ihm dies nicht leicht fällt, geht aus Einträgen der nächsten Monate hervor: „*Die letzten Wochen habe ich mir recht gemütlich gestaltet. Ich habe wieder einmal zu den Dichtern gegriffen. Zum ersten Mal habe ich Federer und Dörfler kennengelernt. Doch am meisten hat es mir augenblicklich Wittigs Lebens Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo angetan*“ (Rom, 6. März 1925).⁹¹ Am 1. April 1925 vermeldet er den letzten Schultag. „*Welche eine Erleichterung! Wenn ich auf den Ertrag der Stunden zurückblicke, die ich an der Gregoriana abgesehen, erfüllt mich Wehmut. Sie waren sicher zur Hälfte vergeudet. Doch wozu klagen! τὰ μὲν ὀλίω ἐλλανθανόμενος τοῖς δὲ ἔμπροσθεν ἐλεκτεινόμενος das sei die Losung!*“⁹²

Es klingt bereits eine gewisse Abschiedsstimmung mit, wenn er „*die mir noch bleibenden 3½ Monate römischen Aufenthalts*“ ins Auge fasst: „*Neben dem Examensstudium lässt sich noch manches andere unter Dach bringen.*“ Dazu zählen dann geschichtliche Studien (Reformati-
onszeitalter), „*von neuem*“ F. W. Foersters „*Christus und das menschliche Leben*“⁹³ und Platons Phaidon (Rom, 1. März 1925). Unter der Perspektive des näher rückenden Examens erkennt Alfons Beil solche Studien auch als „*Müssiggang*“: „*Ja, ich habe viel gebummelt. Darum jetzt*

⁹⁰ Wie bereits bei der philosophischen Promotion vermerkt, lassen sich auch bei der theologischen weder aus dem Tagebuch noch aus dem „*Libellus inscriptionis*“ Stoffgebiete oder Prüfungsverfahren erkennen. Im Vergleich dazu füllen bei Conrad Gröber die Doktoratsthesen „*ein ganzes Heft und bilden einen Gesamtaufriß der wissenschaftlichen Theologie*“ (Q 8, 384). Er hatte „*eine Klausurarbeit über eine schwierige These aus der Lehre vom Primat*“ zu verfassen. „*Sie wurde erst beim Eintritt in die strenge Klausur in meiner Anwesenheit ausgelost*“ (Q 8, S. 386).

⁹¹ Zum Schweizer Erzähler und Priester Heinrich Federer (1866–1928) siehe L. Glanz, Artikel Federer, in: LThK 4, ²1960, 49. In der dritten Auflage des LThK ist Federer nicht mehr berücksichtigt. Zum Schriftsteller und Priester Peter Dörfler (* 1878 Untergermaringen b. Kaufbeuren, † 1955 München) siehe Hans Pörnbacher, Artikel Dörfler, in: LThK 3, ³1995, Sp. 344 f. Zu Wittig siehe Anm. 72.

⁹² Das Zitat ist Phil 3, 13 entnommen („*Ich vergesse, was hinter mir liegt, und strecke mich nach dem aus, was vor mir ist*“).

⁹³ Das Buch erschien 1922 in München in der ersten Auflage. Zu Foerster siehe Anm. 34.

*frisch ans Werk, an die pflichtmäßige Arbeit! Veni, Sancte Spiritus!*⁹⁴ Der Himmelfahrtstag 1925 (21. Mai) wird zu einem für Alfons Beil in mehrfacher Hinsicht bedeutenden Ereignis am Ende seiner Romzeit: „*Ich habe mich kaum je so katholisch und mit solcher Freude katholisch gefühlt wie heute.*“ Anlass ist die Heiligsprechung von Petrus Canisius.⁹⁵ Der „*will mir bis jetzt allerdings nicht recht nahe gehen; seine eigentümliche Geisteshaltung wird mir ja wohl nie ganz zusagen können. Aber die Feier als solche!*“ Zu ihr versammelte sich „*eine schöne Anzahl berühmter Jesuiten in unserem Haus, darunter auch Lippert und Muckermann.*“⁹⁶ *Bedauerlicherweise werden wir sie kaum sprechen hören*“ (Rom, 21. Mai 1925). Umso erfreuter berichtet er tags darauf von einem anderen prominenten Besucher: „*Heute abend weilte Marx unter uns.*“ In den Tagen zuvor hatte Alfons Beil die Gelegenheit versäumt, den „*Altreichskanzler und einstigen leider erfolglosen Reichspräsidentenschaftsbewerber*“ zu sehen.

Der Zentrumsvorsitzende Wilhelm Marx⁹⁷ unterlag im zweiten Wahlgang der Reichspräsidentenwahl am 26. April 1925 als Kandidat eines „*Volksblocks*“ aus Zentrum, SPD und DDP Paul von Hindenburg, für den auch die katholische bayerische Volkspartei (BVP) eine Wahlempfehlung abgab.⁹⁸ Alfons Beil hatte mit besorgtem Interesse die Ent-

⁹⁴ Die Gebetsbitte „Komm, Heiliger Geist“, die in mehreren liturgischen Kontexten verwendet wird, ist die erste Zeile einer Stephan Langton zugeschriebenen Pfingstsequenz, siehe Stefan K. Langenbahn, Artikel *Veni, Sancte Spiritus*, in: LThK 10, 32001, Sp. 592f.

⁹⁵ Petrus Canisius (* 1521 Nimwegen, † 1597 Freiburg i. Ü.) war der erste niederländische Jesuit und gilt als der nach Bonifatius „Zweite Apostel Deutschlands“. Er wurde an diesem Tag auch zum Kirchenlehrer erhoben, siehe Engelbert Maximilian Buxbaum, Artikel *Canisius*, in: LThK 2, 31994, Sp. 923f.

⁹⁶ Peter Lippert (* 1879 Altenricht b. Amberg, † 1936 Locarno) war als Mitarbeiter der „*Stimmen der Zeit*“ bekannt geworden, siehe Julius Oswald, Artikel *Lippert*, in: LThK 6, 31997, Sp. 949. Friedrich Muckermann (* 1883 Bückeberg, † 1946 Montreux) machte sich als Publizist einen Namen, er war von 1925 an Herausgeber der katholischen Literaturzeitschrift „*Gral*“, siehe Carel Ter Haar, Artikel *Muckermann*, in: LThK 7, 31998, Sp. 514.

⁹⁷ Wilhelm Marx (* 1863 Köln, † 1946 Bonn) war Vorsitzender der Reichstagsfraktion des Zentrums (1921–1923) und der Partei selbst (1922–1928) sowie Reichskanzler von vier Kabinetten, siehe Rudolf Morsey, Artikel *Marx, Wilhelm*, in: LThK 6, 31997, Sp. 1452f.

⁹⁸ Die in Kauf genommene Spaltung des politischen Katholizismus durch die BVP zu diesem für die Weimarer Republik entscheidenden Zeitpunkt war eine Absage „*an den vermeintlichen Linksdrall des Zentrums*“ unter dem Einfluss der SPD. Für entscheidender hält der Hindenburg-Biograf Wolfram Pyta jedoch die Verneigung vor dem Hindenburg-Mythos, „*der gerade unter der bayerischen Landbevölkerung nichts von seinem Zauber eingebüßt hatte und die BVP davon abhielt, sich [...] in die Wahlenthaltung zu flüchten*“. Siehe Wolfram Pyta, *Hindenburg. Herrschaft zwischen Hohenzollern und Hitler*. München 2007, S. 473f.

wicklung nach dem offenen ersten Wahlgang am 29. März verfolgt. Mit der jetzigen Nominierung Hindenburgs, erklärt er bündig, „*hat die Rechte, um ihren Sieg zu erzwingen, zu einem verzweifelten Mittel gegriffen*“ unter schließlich ausschlaggebender Mithilfe der Bayerischen Volkspartei. „*Seit der Ruhrbesetzung ist mir kein polit. Ereignis so nahe gegangen*“ (Rom, Ostern 1925). Am Dienstag nach dem zweiten Wahlgang ist er entsetzt: „*O weh! Haben wir Deutsche denn den Verstand verloren?*“ (Rom, 28. April 1925).⁹⁹

Als politischer Zeitzeuge überliefert nun Alfons Beil am 22. Mai 1925, wie bei der „*Versammlung der Marianisch [sic] Männerkongregation in unserem Hofe*“¹⁰⁰ die Anwesenheit von Wilhelm Marx „*unter uns unbeschreibliche Freude wachgerufen*“ habe: „*Ich weiss nicht, was ich an ihm mehr bewundern soll, die große Bescheidenheit im Auftreten oder die tiefe Aufrichtigkeit seiner Glaubensüberzeugung [...] So ging es wohl den meisten der Anwesenden. Wir mussten voll Wehmut an die Wahl denken.*“¹⁰¹ Brisant wird das Ereignis aber durch die gleichzeitige Anwesenheit von Kardinal Faulhaber, der mit Marx zusammen ins Germanikum gekommen war. Alfons Beil bringt ihn indirekt mit dem Verhalten der BVP in Verbindung, indem er demonstrativ ein eingeklammertes Ausrufezeichen hinter seinen Namen setzt und berichtet, der Kardinal müsse „*den Zwiespalt der Stimmung herausgeföhlt haben; er brach nach seiner Rede vor der Marx' sofort auf, angeblich um noch rechtzeitig den Zug zu erreichen!*“¹⁰²

Im letzten Eintrag in Rom, in aller Eile („*Noch 4 Stunden, und ich verlasse die hl. Stadt*“), muss Alfons Beil „*aufrichtig bekennen: es waren Jahre des Segens. Mögen sie nun auch fruchtbringen*“ (Rom, 21. Juli 1925).

⁹⁹ Im Tagebuch findet sich kein Hinweis darauf, ob Alfons Beil als im Ausland lebender Deutscher wahlberechtigt war.

¹⁰⁰ Seit 1968 trägt die „MC“ die Bezeichnung „Gemeinschaft Christlichen Lebens“ (GCL), siehe Wille Lambert, Artikel Marianische Kongregation, in: LThK 6, 61997, Sp. 1359f.

¹⁰¹ Wolfram Pyta charakterisiert Wilhelm Marx als einen „*redliche[n] und pflichtbewusste[n] Mann ohne persönliche Ausstrahlung*“, siehe Anm. 98; nach Rudolf Morsey verkörperte er „*als Vermittler der ‚Politik der Mitte‘ den Typus des aus chr. Verantwortung handelnden Staatmanns*“, siehe Anm. 97.

¹⁰² Bei seiner Kritik an bayerischer Politik, politischem Personal und kirchlichen Verhältnissen wird Alfons Beil später immer wieder auch das Verhalten der BVP bei der Reichspräsidentenwahl 1925 ins Feld führen.

5. Vikar in Mosbach (1925–1932)

Die Primiz in Gutenstein am 26. Juli 1925 war für Alfons Beil ein Fest, „*wie es deine Strassen seit Menschengedenken nicht gesehen haben. Habe Dank [mein liebes Gutenstein], innigen Dank! Ich habe es ja wahrhaftig nicht verdient. Allein es war von dir gut, recht gut gemeint*“ (Mosbach, 19. August 1925).

„*Nach Vollendung seiner Studien im Juli 1925 in die Heimat zurückgekehrt, ist er seit 17. August 1925 Vikar in Mosbach*“, beschließt Alfons Beil seinen Mosbacher Lebenslauf.¹⁰³ Die Mosbacher Zeit gehört „*zu meiner schönsten*“, blickt er in seinen „*Lebenserfahrungen*“ zurück, „*zumal auch bei dem guten Verhältnis zwischen Pfarrer und mir*“.¹⁰⁴ In seinem ersten Tagebucheintrag in Mosbach erwartet er, es werde mit dem Prinzipal „*voraussichtlich nicht übel gehen*“, aber er müsse sich „*in seine Eigenart allerdings noch mehr einfühlen*“ (Mosbach, 19. August 1925). Im Jahresbericht 1926 von Dekan Gruber als „*still, bescheiden, sachlich*“ eingeschätzt¹⁰⁵, hat er in der starken Persönlichkeit und dem so ganz anderen Naturell seines Prinzipals wohl einen Bezugspunkt gefunden, mit dem er sich auf seinem eigenen und eigenständigen Weg auseinandersetzen konnte.¹⁰⁶

Eine anschauliche Illustration seiner beklagten „*Schwerfälligkeit*“ (Mosbach, 19. August 1925) und Unsicherheit im öffentlichen Auftreten

¹⁰³ Siehe Personalia. Für die Tagebuchnotiz, er sei „*ursprünglich für Weinheim bestimmt*“ gewesen (Mosbach, 19. August 1925), findet sich in den Personalia kein Beleg.

¹⁰⁴ AmL, 51; 7.

¹⁰⁵ „*Jahresbericht für 1926 über die Dienstführung*“, siehe Personalia. Dekan Johann Gruber (* 1873 Leipferdingen) war seit 1909 Pfarrer in Sulzbach.

¹⁰⁶ Franz Roser (* 1882 Pforzheim, † 1945 Mosbach) war von 1912 an 33 Jahre lang Stadtpfarrer in Mosbach. Georg-Norbert Müller (Dem Erbauer der Mosbacher St. Cäcilienkirche, dem Meister der außerordentlichen Seelsorge, Geistlichen Rat Franz Moser auf der Spur, in: Herbert Dewald [Hg.], S. Cäcilia in Mosbach 1935–1985. Kirchliches Leben in Vergangenheit und Gegenwart. Mosbach 1986, S. 103–111) charakterisiert unter Hinweis auf Zeitzeugen Roser als leutseligen und weltgewandten Pfarrer „*zum Anfassen*“, als mitreißenden Prediger und routinierten Politiker. Er war „*der führende Kopf im Odenwälder Zentrum*“, siehe auch Hermann Ginter, FDA 70 (1950), S. 251f. Für Alfons Beils politische Orientierung wichtig wird Rosers Freundschaft mit Joseph Wirth. Er lernt den Zentrumsolitiker im Mosbacher Pfarrhaus kennen und außerordentlich schätzen (Mosbach, 19. April 1927): „*Ich kann mir nicht denken, dass ich einer Partei die Stimme gebe, in der für einen Wirth kein Platz ist*“ (Mosbach, 2. März 1928). Joseph Wirth (* 1879 Freiburg, † 1956 ebd.) war als Reichstagsabgeordneter (1920–1933) und Reichskanzler (1921/1922) ein entschiedener Verfechter der Weimarer Demokratie, siehe Ulrike Hörster-Philipp, Artikel Wirth, in: LThK 10, ³2001, Sp. 1234.

(Mosbach, Am Fest des hl. Franz v. Ass. 1925; i. e. 4. Oktober) bietet die undiplomatisch-ehrliche Rezension einer Theateraufführung der Jungfrauenkongregation im Dezember 1925. Sie erschien, anders als erwartet, unter dem Kürzel „*Dr. B.*“. Der Stadtpfarrer hatte ihn vor der zweiten Aufführung um eine wohlwollende Besprechung gebeten. Der Vikar jedoch, „*von der über vierstündigen Darbietung nichts weniger als befriedigt*“, gab der Aufforderung „*nach in einer Weise, dass die Wahrheit wohl kaum noch mit einem blauen Auge davon kam*“. Danach traut er sich nicht mehr, „*bei hellem Tag den Fuss über die Schwelle zu setzen. Erst nach Einbruch der Dunkelheit habe ich mich wieder ausser Haus gewagt*“ (Mosbach, 11. Dezember 1925, Unterstreichung im Text). Einen „*höchst peinlichen Wortwechsel mit dem H. Chef*“ am anderen Morgen beendet das Telegramm mit der Nachricht vom Tod seines Vaters in Gutenstein (Mosbach, 16. Dezember 1925). Im „*Fall Wittig*“, der die Einträge des Jahres 1926 überschattet und Alfons Beil zu einer Korrespondenz mit dem „*lieben Freund*“ in Breslau veranlasst, findet er bei Franz Roser kein Verständnis für seine sicher nicht offen geäußerte Sympathie. Im Gegenteil: „*Heute nachmittag hat mir ein Wort meines H. Chef tief in die Seele geschnitten. Das Gespräch kam auf die Frage: kirchliche und unkirchliche Wissenschaft usw. Und da sagte er: ‚Der andere (Wittig!) hat sich immer noch nicht unterworfen.‘ Ich kann mir nichts Furchtbareres denken, als dass jemand, vorgeblich aus Gewissenhaftigkeit, seinem Wahrheitssinn Gewalt antun soll. Domine, usque quo?*“¹⁰⁷

Trotz dieser gravierenden Differenz funktioniert die Verständigung aber grundsätzlich, wie die Notiz vom 16. Februar 1925 belegt. Die eben beendete Lektüre von „*Stephana Schwerdtner*“ sei „*beinahe ein Ereignis in meinem Leben*“ gewesen. Offensichtlich hatte ihn der Stadtpfarrer angeregt und in seiner Begeisterung für die „*Schöpfungen der Linzer Dichterin*“¹⁰⁸ ins Vertrauen gezogen: „*Mein Chef ist Feuer und Flamme für sie. Sie erklärt ihm in einem Schreiben – ich bin vollkommen eingeweicht –, noch niemand habe so tief in die Seele ihrer Dichtung hineingeschaut wie er*“ (Mosbach, 16. Februar [St. Juliana] 1926).

¹⁰⁷ Das Zitat ist Ps 6, 3 entnommen.

¹⁰⁸ Es handelt sich um die Schriftstellerin Erica von Handel-Mazzetti (* 1871 Wien, † 1955 Linz), die mit ihren Romanen über die konfessionellen Auseinandersetzungen der frühen Neuzeit im katholischen Literaturstreit vor dem Ersten Weltkrieg eine bedeutende Rolle spielte, siehe Bernhard Doppler, Artikel Handel-Mazzetti, in: LThK 4, ³1995, Sp. 1174f.

Der Vikar wird „dem Stadtpfarrer eine sehr große Stütze“. ¹⁰⁹ Wie sehr Franz Roser ihn schätzt, zeigt sein Engagement im nächsten Jahr bei der drohenden Versetzung Alfons Beils. „Der Chef“ war von der Priesterweihe in St. Peter mit den Worten zurückgekehrt: „*Sie waren die längste Zeit hier. Man will ich [sic] als Repetitor entweder nach St. Peter oder nach Frbg. Das ist für mich ein entsetzlicher Gedanke. Schon lange wusste ich, dass dort die Engstirnigkeit den Ton angibt. Aber der Bericht meines Chefs – er selbst denkt ja nicht viel anders als die dort – macht mir das Blut in den Adern erstarren. Diese hochmütige Beschränktheit, wie man z. B. über Guardini und den Kreis der RMV aburteilt! Herr, erlöse mich von dem Übel! Mir graut vor einem Verhängnis, dem man mich entgegentreibt*“ (Mosbach, 21. März 1927). ¹¹⁰ „Die ständigen Versuche, mich für die [vom] Ordinariat beabsichtigte Versetzung als Präfekt ans Frbgr. Knabenseminar warm zu machen [...] ich will mit dem selbstsatten von sich eingenommenen Prälaten Weber nichts zu tun haben“ (Gutenstein, 23. August 1927) ¹¹¹ verdichten sich zur Versetzungsanweisung, deretwegen Alfons Beil seinen Sommerurlaub abbrechen muss (Mosbach, 23. Oktober 1927): „*Unter Enthebung von Ihrer Stelle als Vikar in Mosbach ernennen wir Euer Hochwürden mit Wirkung vom 15. Sept. lf Js zum Präfekt am Erzb. Gymnasial Konvikt Freiburg*“, steht im Briefentwurf für ein Schreiben des Ordinariats vom 16. August 1927. ¹¹²

An dem ganz entschiedenen und erfolgreichen Einspruch von Stadtpfarrer Roser gegen diesen Bescheid kann es nicht gelegen haben, dass

¹⁰⁹ „Jahresbericht für 1931 über die Dienstführung“, siehe Personalia.

¹¹⁰ Romano Guardini (* 1885 Verona, † 1968 München) war zu diesem Zeitpunkt Professor für Religionsphilosophie und christliche Weltanschauung in Berlin. Alfons Beil bezieht die RMV seit April 1926 (Mosbach, 15. Juni 1926). Er schätzt die Zeitung, weil sie ihm weithin spürbar und sichtbar mache, „daß Katholizität nicht das Anti ist, das Gegenreformation und Kulturkampf aus ihr gemacht hatten, sondern allumfassende Weite besagt“ (AmL, 9). Zur RMV siehe auch Anm. 42.

¹¹¹ Gemeint ist hier möglicherweise der u. a. für die Priesterausbildung zuständige Domkapitular Dr. Simon Weber (* 1866 Bohlingen, † 1929 Freiburg).

¹¹² Das Datum ist mit Bleistift abgeändert in 26., die Paraphe unter dem Entwurf ist „W.“. Der Mitteilung an Dr. Beil folgt in roten eckigen Klammern eine sehr detailgenaue Dienstanweisung, die auch Fragen von Wohnung, Verpflegung und Wäschebenutzung regelt. Die folgenden Absätze betreffen die Benachrichtigung des Stadtpfarramts Mosbach, die Anweisung an den Oberstiftungsrat in Karlsruhe zur Änderung der Gehaltszahlung, die Information des Rektorats des Konvikts, die Neubesetzung der Vikarsstelle in Mosbach. Es folgt eine Aktennotiz, dass das Rektorat des Konvikts die Ernennung Dr. Beils wünscht. Neben dem Text auf der ersten Seite findet sich der Hinweis „Zurückgenommen“. Siehe Personalia, Nr. 9948.

Alfons Beil über die „*nicht ganz rühmliche Rolle*“ seines Chefs in dieser ganzen Angelegenheit „*tagelang schwer verärgert war*“ (Mosbach, 23. Oktober 1927). Denn in seinem vierseitigen Brief an das Erzbischöfliche Ordinariat vom 1. September 1927 zieht der Prinzipal alle Register seiner Argumentationskunst.¹¹³ Er beginnt mit der Berufung auf die Autorität von Dr. med. Meckel und verweist auf die derzeitigen Kuren des Vikars, auf die sich sein Haushalt eingestellt habe. „*Die Waldnatur in allernächster Nähe des Pfarrhauses (3 Minuten)*“ ermögliche erholsame Spaziergänge. Die „*Nervosität des Herrn Dr. Beil*“ ertrage momentan keine Umstellung, allein der Gedanke daran, „*dass man ihn vor seiner gesundheitlichen Festigung zu gelehrten Diensten – er bleibe lieber in der Pastoration – verwenden wolle*“, störe schon seine Gesundheit.¹¹⁴ Mit dem Hinweis, der Vikar sei aber „*trotz seines Zustandes seelsorgerlich leistungsfähig wie die Besten seiner Vorgänger*“, kommt der erfahrene Prinzipal geschickt möglichen Einwänden entgegen. Ein wichtiges Argument gegen einen erneuten Personalwechsel sei die Gewährleistung eines kontinuierlichen Religionsunterrichts. Er selbst habe sich bereits gegenüber Gymnasialdirektor Stein zu rechtfertigen gehabt, der „*in der kurzen Zeit seiner Anwesenheit schon sieben Vikare beim Kultusministerium*“ anmelden musste.¹¹⁵ Neben den weiter ins Feld geführten Gefahren „*für die Seelenleitung im Bussgerichte*“ und eines „*Raubbau[s] an der Gesundheit des Pfarrers*“ fällt der Hinweis auf Mosbach „*als ein Städtchen mit vielen Beamten*“ auf. „*Sie haben es alle sehr angenehm empfunden, dass ein so hochgebildeter Geistlicher führend unter ihnen wirkt.*“¹¹⁶

Alfons Beils theologische Qualitäten hat auch Dekan Gruber in seinen „*Jahresbericht[en] über die Dienstführung*“ registriert. In die Ru-

¹¹³ Siehe ebd.

¹¹⁴ In seinem Tagebuch vermerkt Alfons Beil leicht süffisant, seine Angabe, die Freiburger „*Luft*“ sage ihm nicht zu, habe neben den Ausläufern des Föhn noch einen anderen, für ihn freilich entscheidenden Sinn gehabt (Mosbach, 23. Oktober 1927).

¹¹⁵ Rosers detaillierte Auflistung der 31 Religionsstunden in fünf Schularten zeigt im Vergleich mit den entsprechenden Angaben Alfons Beils (Mosbach, 12. September 1925, bei denen zusätzlich auch die „*Idiotenanstalt*“ aufgeführt ist), dass Stadtpfarrer und Vikar sich zu dieser Zeit die Deputate hälftig teilen.

¹¹⁶ Für einen im Tagebuch erwähnten weiteren Versetzungsversuch, nun als Repetitor ans Theologische Konvikt, lassen sich in den „*Personalia*“ keine Belege finden: „*Ich habe aus ‚sachlichen‘ und ‚gefühlsmässigen‘ Gründen abgelehnt, dafür aber in Frbg, nämlich bei Sr Exzellenz, anscheinend verschnupft*“ (Mosbach, Pfingstmontag 1929).

brik „*Etwaige außerordentliche Begabung*“ trägt er ein: „*dieser Doktor der Theologie und Philosophie mit seinem staunenswerten Wissen sollte mit der Zeit auf anderem Gebiete Verwendung finden*“ (1926); „*volksnah und trotzdem ausgesprochene Gelehrtennatur*“ (1932). 1929 macht er indes auch seiner Verärgerung Luft: „*grosser Gelehrter in Theologie. Zeigt dabei grosse Vorliebe für die praktische Seelsorge. Doch verüble ich es ihm, dass er nicht, bei seinen grossen Kenntnissen, jene Posten annimmt, für die die Hohe Krchenbehörde [sic] ihn bestimmt*“. ¹¹⁷ Im Absatz „*Dessen Wirken betreffend*“ unterfüttert Dekan Gruber 1931 die Feststellung Stadtpfarrer Rosers im Brief vom September 1927: „*sachlich und vertrauenerweckend. Ist der Beichtvater von 2/3 Mosbacher. Geniesst besonders auch das Vertrauen der Akademiker als Seelenführer*“.

Als negative Abgrenzung von seinen Vorstellungen erlebt Alfons Beil das „*Trienalexamen*“. Nachdem er einen in Tauberbischofsheim angesetzten Termin versäumt hatte, „*wohin Mosbach eingeteilt ist, wollen Sie zu demselben in Heidelberg erscheinen. Danach wird die Kura verlängert werden*“, teilt ihm das Ordinariat mit. ¹¹⁸ „*Was mich so masslos ärgerte, war die ganze Art und Weise, wie man die Ablegung dieser Prüfung bei uns betonte, überhaupt dieses selbsatte Gebahren (sic) gewisser Halbgötter. Mein Herz war tagelang eine Mördergrube, nach überaus glücklich bestandener Prüfung eigentlich erst recht. Meine in ziemlicher Übereilung gefassten Pläne habe ich allerdings wieder aufgegeben*“ (Mosbach, 24. Oktober 1926). Am fünften Todestag seines Vaters macht er sich Gedanken über seinen weiteren Weg: „*Mein Mosbacher Dienst geht nun schon ins 6. Jahr. Was mag man in Freiburg vorhaben? – Ich wäre zufrieden und froh, wenn ich die letzte Pfarrei hätte. Aber der Pfarrkonkurs in Freiburg will mir einfach nicht in den Kopf!*“ (Mosbach, 12. Dezember 1930). In dieselbe Richtung geht der Gedanke, „*in eine andere Diözese überzugehen. Vielleicht können mir meine Beziehungen zu den verschiedenen Zeitschriften, vor allem ‚Der Seelsorger‘ und ‚Bibel und Liturgie‘ auch in dieser Beziehung noch zustatten kommen. Ich bin ja mit dem letzten Seelsorgsposten zufrieden*“ (Mosbach, 2. März 1932). Zu einer grundsätzlichen Standortbeschreibung in der gegenwärtigen

¹¹⁷ Der Seitenhieb dürfte sich auf die wiederholt genannten Versetzungsversuche insgesamt beziehen.

¹¹⁸ Siehe Personalialien Beil.

kirchenpolitischen Situation führen Alfons Beil „*ein Erlass unseres Erzbischofs gegen das neue Volk*“ und eine Bemerkung P. Hammenstedes „*kürzlich im Privatgespräch mir gegenüber*“.¹¹⁹ „*Haben unsere politischen Bischöfe, Prälaten und Pfarrer den Karren einmal gründlich genug verfahren und sich durch eine offenkundige religio depopulata ad absurdum geführt, dann bin ich, wenn mich Gott dazu rufen sollte, gerne bereit Neuaufbauarbeit zu leisten. Unterdessen werde ich es mir angelegen sein lassen, die neuen Menschen, die von der derzeitigen Hierarchie abgestossen werden, so gut es geht, bei der Stange zu halten. Gott, steh' mir bei!*“ (Mosbach, 21. Juni 1929).¹²⁰ Aus einer anderen Perspektive skizziert Alfons Beil anlässlich der Lateranverträge¹²¹ seine Vorstellung einer auf Christus ausgerichteten Kirche: „*Möge der Allgütige es gnädig fügen, dass die Freiheit des Oberhauptes der Kirche von den weltlichen Gewalten eine wahre und keine scheinbare [werde] und dass die Befreiung des äusseren Verbundes der Kirche aus staatl. Fesseln der glückverheissende Beginn der noch wichtigeren Befreiung der Seelen vom Geiste der Welt werde, auf dass so fürderhin herrsche Xs als wirklicher König*“ (Mosbach, 14. Februar 1929).

¹¹⁹ „Das neue Volk“ wurde seit 1919 vom Publizisten Vitus Heller (* 1882 Tauberrettersheim, † 1956 Würzburg) herausgegeben als Organ der antikapitalistisch und pazifistisch orientierten „Christlich-Sozialen Volksgemeinschaft“. Sie hieß von 1926 an „Christlich-Soziale Reichspartei“ (CSRP). Spitzenkandidat bei der Reichstagswahl 1928 war der Jugendführer Nikolaus Ehlen (* 1886 Graach/Mosel, † 1965 Velbert), siehe Karl-Heinz Nienhaus, Artikel Ehlen, in: LThK 3, ³1995, Sp. 504f). Vom Episkopat abgelehnt wurde die partielle Zusammenarbeit der Partei mit der KPD. „*Wo sind denn die Bischöfe, die wieder einmal als wirkliche Geistesmänner mit einem großen Gedanken hervortreten?*“, habe Hammenstede gesagt. Alfons Beil ergänzt: „*Ich möchte mit Pieper sagen: Unsere Bischöfe sind statt Lebensführer nur Geschäftsführer!*“ P. Albert Hammenstede OSB (* 1875, † 1956) war 1915–1938 Prior in Maria Laach, wo ihn Alfons Beil bei mehreren Aufenthalten als Exerzitenmeister kennen und schätzen lernt (s. u.); siehe auch Marcel Albert, Die Benediktinerabtei Maria Laach unter dem Nationalsozialismus. Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, B 95. Paderborn 2004.

¹²⁰ Der Begriff „*Religio depopulata*“ erscheint bereits im Tagebucheintrag vom 30. August 1926 im Zusammenhang des „Falles Wittig“: „*Was mir die Erholung hier beträchtlich erschwert, ist die in die Augen fallende Religio depopulata in der Wortes ureigenster Bedeutung. Es kommt davon! Wie bedauerlich, wenn sogar bessere Katholiken dem Pfarrer sein Gehalt nachrechnen!*“ Auf den Begriff gestoßen sein dürfte er bei dem mit Wittig befreundeten Soziologen Eugen Rosenstock-Huussy (* 1888 Berlin, † 1973 Norwich/Vermont, USA): Religio depopulata. Zu Joseph Wittigs Ächtung. Berlin 1926. Unter Pseudonym publizierte Rosenstock-Huussy auch in „Hochland“.

¹²¹ In den Lateranverträgen wurde am 11. Februar 1929 zwischen dem Heiligen Stuhl und Italien die Gründung des Vatikanstaates vereinbart, siehe Hartmut Benz, Artikel Lateranverträge, in: LThK 6, ³1997, Sp. 672f.

Im geistlich-theologischen Bereich findet Alfons Beil hilfreiche Orientierung in Exerzitien. In Neresheim erhält er bei Abt Bernhard Durst¹²² wichtige Anstöße zum Verständnis des Protestantismus und zu einem Opferbegriff, der „*wahrhaft liturgisches Denken und Empfinden*“ fördert (Neresheim, 14. Juli 1927). In Maria Laach, „*Am Ziele langjähriger Sehnsucht*“ (Maria Laach, 11. Juni 1929), notiert er ins Tagebuch: „*P. Prior hat vorhin durch eine verblüffende Offenherzigkeit im Kampf gegen Verkrampfung mein volles Vertrauen gewonnen*“ (Maria Laach, 11. Juni abends). Die bleibende Bedeutung von Maria Laach für Alfons Beil illustriert eine familiäre Episode. Auf dem Weg zur Professfeier seiner Schwester Luise in Münster macht er zusammen mit seiner Mutter einen dreitägigen Abstecher in die Eifel: „*Welch ein Erlebnis wieder, auch für die Mutter! Sie benutzt seitdem das Messbuch*“ (Mosbach, 7. September 1931). Zum Zeitpunkt des ersten Besuchs ist er sich über den „*Ewigkeitswert*“ der liturgischen Bewegung noch nicht sicher: „*Ich habe manche Beruhigung, aber auch manche neue Unruhe bekommen*“ (Maria Laach, 14. Juni 1929). Die Impulse aus der monastischen Welt aber sind empfangen und werden bald vor Ort in der Pfarrgemeinde konkretisiert. „*Wir haben jetzt neben gelegentlicher deutscher Chormesse täglich Missa recitata. Ich freue mich, dass ‚Ipse‘ so leicht darauf eingegangen ist*“ (Mosbach, 7. September 1931). Nach einem Vortrag von Domkapitular Jauch¹²³ „*könnte man glauben, auch in Freiburg würde es allmählich dämmern*“ (Mosbach, 2. März 1932). In Mosbach jedenfalls sei statt der üblichen Singmesse „*auch an den gewöhnlichen Tagen eine wenn auch einfache Chormesse*“ üblich geworden.

Der erwähnte Vortrag hatte ein unerfreuliches Nachspiel. Alfons Beil hatte über Jauchs Äußerungen eine „*vertrauliche Mitteilung*“ an P. Parsch geschickt, die der prompt in „*Bibel und Liturgie*“ publizierte.¹²⁴ „*Schrecklich, aber wahr! Wie ich aus dieser peinlichen Lage wieder herauskomme, ist mir noch ganz unklar. Veni, Sancte Spiritus!*“ (Mosbach, Pfingsten 1932). Der Pfingstsonntag 1932 war am 15. Mai. Befürchtete

¹²² Abt Bernhard Durst OSB (* 1882 Mergentheim, † 1966 Neresheim) war seit 1921 Abt der 1920 wiedererrichteten Abtei Neresheim.

¹²³ Dr. Bernhard Jauch (* 1880 Salem-Weildorf, † 1945 Freiburg) wurde 1936 als Domkapitular in die Kirchenleitung gewählt.

¹²⁴ Pius Parsch CanA (* 1884 Neustift/Olmütz, † 1954 Klosterneuburg) war Exponent der liturgischen Bewegung und gab seit 1926 die Zeitschrift „*Bibel und Liturgie*“ heraus, an der Alfons Beil von 1931 an regelmäßig mitarbeitete.

„Weiterungen“ bleiben jedoch aus, in Freiburg sei man „z. Zt. wohl ganz damit beschäftigt, sich auf den neuen Erzbischof einzustellen, wahrscheinlich auch umzustellen“ (Mosbach, 1. Juni 1932).¹²⁵

Das Interesse für Liturgie spiegelt sich im Tagebucheintrag vom 12. Juli 1929 wider: „Heute grosser Tag! Besuch von Hans Herkommer und Willy Oeser; waren das Anregungen!“ Die Begegnung diente wohl den Planungen für den Kirchenneubau „St. Cäcilia auf dem Berge“, die Herkommer erbaute und deren Portalwand Willy Oeser gestaltete.¹²⁶ Der viel beachtete Kirchenbau wurde nach Alfons Beils Vikarszeit errichtet und 1935 eingeweiht. Nicht zufällig sind im Tagebuch bald darauf zwei Veröffentlichungen in der RMV vermeldet, zu denen diese Begegnung angeregt haben dürfte, „nämlich: Neue Kirchenbaukunst. Ein Meister und sein Werk im geistigen Ringen von heute“ (1930/33) und „Die ‚spanische Wand‘“ (1930/38) (Meßkirch, 29. August 1930).

Mit seinen Angehörigen hält Alfons Beil in diesen Jahren engen Kontakt. Regelmäßig weilt er während des Sommerurlaubs in Gutenstein, auch um „etwas eingehender als sonst Heimatkunde zu betreiben. Es kommen mir bisweilen Offenbarungen, und ich schäme mich, das alles erst jetzt zu erfahren“ (Gutenstein, 30. August 1927).¹²⁷ Nicht ganz reinen Gewissens gibt er seiner Abenteuerlust nach und erprobt ein modernes Beförderungsmittel: „Ich wollte von Stuttgart nach Freiburg fliegen. Das betr. Flugzeug war aber schon besetzt; den Spass jedoch wollte ich mir nicht entgehen lassen. So fuhr ich in der Luft von Stuttgart nach Villingen – trotz schlechtem Wetter [...] Teure Späße! Ich habe doch arg unsozial gehandelt“ (Gutenstein, 23. August 1927).

Mit dem wiedergefundenen Freund Paul Pfister kann er sich über den „Fall Wittig“ austauschen. „Der gestrige Besuch bei Pfister bedeutet für

¹²⁵ Erzbischof Karl Fritz war am 7. Dezember 1931 gestorben. Sein Nachfolger Conrad Gröber wurde am 20. Juni 1932 als Erzbischof inthronisiert, nachdem ihn der Heilige Stuhl unter Umgehung des Wahlrechts des Domkapitels am 21. Mai 1932 „kurzerhand nach Freiburg transferiert hatte“, siehe Schmider, Q 8, S. 147.

¹²⁶ Hans Herkommer (* 1887 Schwäbisch Gmünd, † 1956 Stuttgart) zählt zu den prominentesten katholischen Kirchenarchitekten zwischen den Weltkriegen. Eine Begegnung mit dem in Heidelberg lebenden Schriftsteller und Künstler Willy Oeser (* 1897 Mannheim, † 1966 Heidelberg) beschreibt Alfons Beil auch in den „Aggiornamenti“.

¹²⁷ Als Reisehandbücher dienen ihm der „Führer durch das obere Donauthal von Donaueschingen bis Sigmaringen nebst Seitenthälern. Würzburg und Wien 1888“ seines Gutensteiner Landsmanns Joseph Stöckle (* 1844 Gutenstein, † 1893 Schwetzingen) und Jakob Barth, Vor dreihundert Jahren. Ernste und heitere Erzählungen aus der Schwäbischen Geschichte. Geisingen 1888.

mich ein wichtiges Erlebnis. Es ist doch einzig anregend, sich mit solchen Menschen auszusprechen“ (Gutenstein, 30. August 1926).¹²⁸ Im Sommer 1930 ist er *„Sechs Tage mit Clemens zusammen. Bodensee, Donautal!“* (Meßkirch, 29. August 1930).¹²⁹

Die Nachricht vom Verkauf des Elternhauses (*„Ich habe noch nie so gespürt, was es um die Heimat ist, wie in den letzten Wochen. Ich habe um sie geweint!“*) treibt ihn nach Gutenstein, um das Haus *„nochmals für einen Tag mit Mutter und Geschwister zusammen zu bewohnen, das Heimatdorf mit den Gräbern meines lieben Vaters und seiner Eltern, meines teuren Bruders [...] und mit dem Kirchlein meiner Jugendfreude“* (Mosbach, Pfingstmontag 1929). Den Umzug nach Meßkirch hält er für einen *„dummen Streich“* der Mutter und der Geschwister (Mosbach, 17. Oktober 1929). Er steht allem Anschein nach im Zusammenhang mit der Heirat seines Bruders Johann¹³⁰ und zog einen anhand des Tagebuchs nicht näher zu bestimmenden Rechtsstreit der Jungvermählten nach sich.¹³¹ Beim Amtsgericht Meßkirch bekommt Johann *„Recht, kam ihr dann jedoch entgegen. Nun scheinen sie beide glücklich, und Mutter und wir andern erst recht“*, hält er erleichtert fest (Mosbach, 12. Dezember 1930).

„Vorgestern habe ich wiederum, und vielleicht ein noch etwas teureres Stück Heimat verloren“ (Mosbach, 17. Oktober 1929). Seine Schwester Luise, die ihn schon 1923 zu ihrem Berufswunsch, Missionarin zu werden, um Rat gefragt hatte (San Pastore, 30. August 1923), tritt in Münster in die Kongregation der *„Missionsschwestern von der Unbefleckten Empfängnis“* (SMIC) bei und erhält den Namen Schwester

¹²⁸ Michael Raske hat die denkwürdige Verflechtung im Lebensweg der beiden Priester aufgespürt. Paul Pfister (* 1897 Wertheim, † 1982 Fulda) war zum Zeitpunkt des Tagebucheintrags Kuratpfarrer in einem Kindererholungsheim in Heuberg bei Stetten am kalten Markt. Als er nach einem Jahr als Pfarrverweser in Tiefenbach bei Bruchsal 1934 zur alt-katholischen Kirche übertritt, heiratet und als Pfarrer nach Blumberg geht, wird Alfons Beil sein Nachfolger in Tiefenbach; siehe Raske, *„Wittig ist ein Prophet“*, Q 4.

¹²⁹ Nach einer Vermutung von Michael Raske handelt es sich bei diesem Freund um Clemens Tetzlaff, der 1921–1928 ebenfalls am Germanikum studierte. Alfons Beil erwähnt in seinen *„Lebenserfahrungen“*, dass er *„durch einen Freund, einen ehemaligen Breslauer Schüler Wittigs“* mit Wittig bekannt geworden sei. (AmL, 7); siehe Raske, *„Wittig ist ein Prophet“*, Q 4.

¹³⁰ Im Taufbuch ist neben dem Eintrag von Johannes Beil (* 25. Oktober 1903) seine kirchliche Heirat mit Gertrud Boll aus Kreenheinstetten am 20. August 1929 in Beuron notiert, siehe Q 1.1.

¹³¹ *„Über unserm Leben hier schwebt das unheimliche Gespenst des Ehezwistes“* (Meßkirch, 29. August 1930).

Henriette.¹³² Zur Profess in Münster kommt neben der Mutter und Johann auch der Bruder Hermann.¹³³ *„Es war eine schöne Feier, wenn ich sie mir auch noch etwas stilvoller denken könnte. Luise-Henriette war überaus munter, für mich fast affektiert freudig. Hoffentlich hält ihre Gesundheit stand“* (Mosbach, 7. September 1931). Bezeichnend ist der Ort des endgültigen Abschieds vor der Überfahrt nach Brasilien. *„Am letzten Freitag waren wir in Beuron noch 5 Stunden zusammen. Sie gehören zu den schönsten meines Lebens“* (Mosbach, Pfingsten 1932).

Die Mosbacher Vikarsjahre können als Prozess der Klärung und Reifung verstanden werden. Es liegt nahe, die Probleme, die Alfons Beil hier zu bewältigen hatte, zu seinen körperlichen Beschwerden in Beziehung zu setzen. Aus den Jahresberichten des Dekans geht hervor, dass die gesundheitliche Disposition Alfons Beils im Votum Stadtpfarrer Rosers vom September 1927 keineswegs ungebührlich in den Vordergrund geschoben wurde. Dekan Johann Gruber vermerkt zur Gesundheit: *„magenleidend“* (1925), *„lässt zu wünschen“* (1929) und *„neuerdings Nierensteine und constitutionelle Veranlagung dazu“* (1930).

Die Tagebuchnotizen veranschaulichen diese Beobachtungen. Im November 1925 klagt Alfons Beil über fehlende geistige Frische und hofft, *„durch entschiedene Rückkehr zu Pflanzenkost und durch Genuss von Schrotbrot einen Wandel zu schaffen“* (Mosbach, 23. November 1925) und *„Bruder ‚Esel‘ wieder fügsamer zu machen“* (Mosbach, 19. Januar 1926). Er sucht die Augendiagnostikerin und Homöopathin Schwester Maria Obist in Lichtenthal auf, die ein Leber-, Herz- und Nervenleiden diagnostiziert (Mosbach, 3. März 1926). Bei einem erneuten Besuch auf dem Weg in den Sommerurlaub 1926 hat Schwester Maria *„noch keine*

¹³² Hans Jürgen Gerlach ist eine umfangreiche Materialsammlung im Besitz des Vf. über Luise Beil (* 30. November 1903, Gutenstein, † 10. Mai 1996 Ceará/Brasilien) zu verdanken (siehe Q 7). In ihr finden sich u. a. eine detaillierte Biografie mit einem handschriftlichen Lebenslauf, ihr anschaulicher Bericht von der dreiwöchigen Überfahrt nach Brasilien für die „Allgemeine Deutsche Tertiarenzeitung“ der Franziskaner sowie der Nachruf einer Mitschwester. Ein brasilianischer Zeitungsartikel („Correio do Ceará“, 5. Mai 1973) schildert *„Irmã Iriette Bail“* als recht unkonventionelle Ordensfrau. *„Irmã do Moto“* habe mit den rasanten Fahrten auf ihrer „Lambreta“ auch ein beeindruckendes Zeichen gegen männliche Vorurteile gesetzt. Die Sammlung von Pfarrer Alwin Schneider, Iffezheim, enthält Fotos von späteren Besuchen Schwester Henriette Beils bei ihrem Bruder in Heidelberg. Zur Kongregation der SMIC siehe Karl Suso Frank, Artikel Unbefleckte Empfängnis, V. Religiöse Gemeinschaften: 2. c), 3), Weibliche Missionarinnen der UE, in: LThK 10, ³2001, Sp. 382.

¹³³ Hermann Beil (* 1900 Gutenstein, † 1980 Mettmann) heiratete am 14. Mai 1929 in Mettmann Anna Büsgens, siehe Vermerk im Taufbuch, Q 1.1.

Besserung der Leber festgestellt. Prof. K pferle in Freiburg dagegen hat gar nichts gefunden. Auf die Schwester halte ich mehr“ (Gutenstein, 30. August 1926).¹³⁴ Von Gutenstein aus verschafft er sich in Tübingen *„Heilerde und Joghurtabletten, meine neueste, vielleicht letzte Hoffnung vorerst*“ (Mosbach, 6. September 1926). Zwei Wochen später verspricht er sich eine Hilfe, *„indem ich mir die K rperert chtigung wieder mehr angedeihen lasse*“ (Mosbach, 27. September 1926).¹³⁵ Nach einer 10-tägigen Trink- und Badekur in Bad Mergentheim ohne durchschlagenden Erfolg hält er resigniert fest: *„Ich werde mich eben damit abfinden müssen, dass mein Leiden der Fluch, oder sagen wir lieber das Kreuz der ‚Differenziertheit‘ ist. So werde ich wohl zeitlebens daran schaffen müssen. In Gottes Namen!*“ (Bad Mergentheim, 26. August 1928).“

6. Spiritual in Freiburg (1932–1934)

*„Im Dezember 1932 übernahm ich den Dienst eines Spirituals bei den Barmherzigen Schwestern zu Freiburg, zugleich mit der Heilssorge in dem Krankenhaus St. Josef der Ordensgemeinschaft.“*¹³⁶ Bei den *„Wei en Schwestern*“ vom hl. Vinzenz von Paul trifft Alfons Beil auf eine *„für den geistlichen Aufbruch, der in der Kirche seit Jahren im Gang war“*, weit mehr als erwartet empfängliche Ordensjugend. Sie werde jedoch im vorherrschenden Fr mmigkeitsideal einer entarteten *„devotio moderna“* auch *„für damalige Verhältnisse unglaublich eng und streng erzogen“*. Gewissensfreiheit sei unbekannt gewesen, stattdessen herrschten blinder Gehorsam und ein Verständnis von Nächstenliebe *„als Mittel zum Zweck der Erlangung von Verdiensten für den Himmel“*. Doch

¹³⁴ Beide Personen konnten noch nicht näher bestimmt werden.

¹³⁵ *„Auf meinem Tisch liegen“*: Jens P. Müller, Die täglichen 5 Minuten. Gymnastische Übungen zur Erziehung und Erhaltung körperlicher Leistungsfähigkeit. Leipzig 1925 und die Broschüre der beiden Jesuiten William Joseph Lockington und Philipp K ble, Durch Körperbildung zur Geisteskraft, Innsbruck 1924.

¹³⁶ AmL, 12. Der Durchschlag der von Generalvikar R sch unterzeichneten Versetzungsanweisung trägt das Datum vom 14. November 1932. Sie teilt Alfons Beil mit, dass er sein Amt unter Leitung von Superior Geistl. Rat Schlatterer zu versehen habe und von ihm über seine Dienstobliegenheiten in Kenntnis gesetzt werde. Vom Mutterhaus erhalte er freie Wohnung, Verpflegung und die Hälfte des Bargehalts eines Pfarrers der untersten Dienststufe. Ein maschinenschriftlicher Zusatz vermerkt als Punkt II. die Benachrichtigung des alten Arbeitgebers, des Katholischen Oberstiftungsrats: Alfons Beil habe *„vom 13. Dezember ab keinen Anspruch mehr auf Bezüge aus der allgemeinen Kirchensteuerkasse“*, siehe Personalia.

nicht nur die unmittelbare Ordensleitung, „für die längst fällige Erneuerung verschlossen“, erschwert Alfons Beil seine neue Aufgabe.¹³⁷ Das Weihnachtsfest wird ihm zur Qual: „Zelebrieren, am laufenden Band“, schreibt er ins Tagebuch (Freiburg, Weihnachten 1932). Eine „eingeübte, zum Teil sehr erregte Aussprache“ mit Superior Schlatterer am 2. Weihnachtstag dreht sich um die mit dem Rituale „ohne weiteres“ vereinbare Möglichkeit, „auch in der 7-Uhr-Messe die hl. Kommunion auszuteilen“. Der Superior hüllt sich in Schweigen, „es soll wohl beim Alten bleiben. Wie lange ich das wohl aushalte? – Gott, stehe mir bei!“ (Freiburg, Pauli Bekehrung 1933, i. e. 25. Januar).

Vergeblich schaut sich Alfons Beil nach Abhilfe um. „Inzwischen habe ich Exzellenz ‚Anregungen und Wünsche‘ betr. Liturgie in der Form eines Gutachtens übergeben. Ich habe wahrlich nicht hinter dem Berg gehalten. Was er wohl dazu sagen mag?“ (Frbg, 1. Fastensonntag 1933). Der private Charakter des Tagebuchs lässt vermuten, dass Alfons Beil mit einer ironischen Titulierung ein autoritäres Gehabe des Superiors treffen wollte.¹³⁸ In seinen „Lebenserfahrungen“ erinnert er sich später, diese Sorgen mit zwei Personen besprochen zu haben. „Als ich mein Anliegen dem dafür zuständigen Herrn der Kirchenleitung vortrug, schüttelte er sich vor Lachen, unternahm aber nichts.“ Die geschilderten Umstände lassen eher an eine Person aus dem Erzbischöflichen Ordinariat denken als an den Superior. „Ein anderer Vertreter der Kirchenleitung, Prälat Reinhard, erwies sich als überraschend aufgeschlossen.“ Alfons Beil hatte seinen einstigen Konviktsdirektor von einem Besuch in Rom in guter Erinnerung (San Pastore, 6. September 1923). Nun tröstet ihn der mit der biologischen Lösung, „daß gewisse Dinge in der Kirche dadurch überwunden werden, daß die Leute, die sie vertreten, eben auch einmal sterben. Er selbst hielt sich übrigens bis in sein hohes Alter geistig überaus lebendig“.¹³⁹

Mit dem Wechsel in das neue Amt ist persönlich Erfreuliches verbunden. „Seit Neujahr habe ich Mutter und Helene bei mir. Ist das ein schönes Zusammenleben in Nazareth! [...] Mit Helene habe ich es offenbar vortrefflich getroffen. Sie wird eine tüchtige Hausfrau“ (Freiburg, Epiphanie 1933, i. e. 6. Januar).¹⁴⁰ „Schon meine ersten Wochen in Freiburg

¹³⁷ AmL, 12.

¹³⁸ Vgl. das „Ipse“ für Stadtpfarrer Roser (Mosbach, 7. September 1931), S. 327 des vorliegenden Beitrags.

¹³⁹ AmL, 12.

waren stark umdüstert durch die Entwicklung, die die politischen Verhältnisse genommen hatten.“ Beim ersten Aufzug der Nationalsozialisten durch die Stadt sei „ein bekannter katholischer Priester Freiburgs (Heinrich Mohr)“ mitmarschiert.¹⁴¹ Am Tag der Reichstagswahl vom 5. März 1933 erregt ihn am tiefsten das Verbot der RMV.¹⁴² Das stachelt ihn an, die befürchtete Postzensur mit sarkastisch-grimmigem Galgenhumor zu unterlaufen: „Ich habe H. Scharp ein Telegramm des Inhalts: ‚Herzlichen Glückwunsch und Ausdruck tieferinnerer Verbundenheit‘ und eine offene Karte geschickt, auf der zu lesen: ‚Im Namen hiesiger Freunde erlaube ich mir.‘ Ich lege sie hier bei. Das hat mich beruhigt. Aber vielleicht komme ich jetzt auf die schwarze Liste!“¹⁴³ Die Befürchtung mit der „schwarzen Liste“ ist angesichts der erstaunlich unverhüllten Kritik an Hitlers Sprachgebrauch nur zu verständlich.

¹⁴⁰ Helene Längle (* 19. Juli 1902 Ringgenbach, † 8. März 1993 Heidelberg) war eine Cousine mütterlicherseits. Nach dem Tod seiner Mutter (9. April 1942, Heidelberg) beantragt er die Genehmigung für sie als Haushälterin, die das Erzbischöfliche Ordinariat am 22. Dezember 1942 erteilt, siehe Personalia. Auf der im Besitz des Vf. befindlichen Kopie der Todesanzeige ist Alfons Beil bei den Angehörigen an dritter Stelle hinter „Ludwig Längle, Bruder, Hippertsweiler und Theresia Knapp geb. Schlegel, Edingen“ vermerkt und seine Heidelberger Anschrift „Rohrbacher Straße 194“ als Traueradresse angegeben.

¹⁴¹ AmL, 13. Heinrich Mohr (* 1874 Lauda, † 1951 Freiburg) war Geistlicher und Volkschriftsteller.

¹⁴² Die Regierung Hitler erreichte eine knappe Bestätigung, das Zentrum behauptete sich mit geringen Verlusten; siehe Heinz Hürten, Artikel Nationalsozialismus, II. Nationalsozialistische Diktatur 1933–1945, in: LThK 7, 31998, Sp. 654ff. Es handelte sich um ein zeitweises Verbot wohl auf der Grundlage der „Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat“ (Reichstagsbrandverordnung vom 28. Februar 1933): „Am 28. Februar 1935 erschien die letzte Nummer der Rhein-Mainischen Volkszeitung“, siehe Bruno Lowitsch, Der Frankfurter Katholizismus in der Weimarer Republik und die „Rhein-Mainische Volkszeitung“, in: Heiner Ludwig/Wolfgang Schroeder (Hg.), Sozial- und Linkskatholizismus. Erinnerung – Orientierung – Befreiung. Frankfurt a.M. 1990, S. 46.

¹⁴³ Heinrich Scharp (* 1899 Höchst am Main, † 1977?) war Stadtsekretär des Frankfurter Zentrums und seit 1923 Chefredakteur der RMV. In den „Lebenserfahrungen“ berichtet Alfons Beil von einer engen Verbindung zu ihm und zu Walter Dirks; vgl. Anm. 110. Eine Kopie der maschinenbeschriebenen Postkarte befindet sich im Besitz des Vf. Die Anrede „*Sehr geehrte Herren*“ ist durch handschriftliche Korrektur in die direkte Anrede verbessert und um „und ihre Mitarbeiter“ ergänzt. Entsprechend ist auch die Adressierung geändert, statt „An die Schriftleitung der R.M.V.“ geht die Karte an „Herrn Dr. Heinrich Scharp, Hauptschriftleitung der R.M.V.“ an den Liebfrauenberg in Frankfurt a.M.: „Freiburg i. B., 5. März 1933. *Sehr geehrter, lieber Herr Doktor! Im Namen hiesiger Freunde erlaube ich mir, Sie und ihre Mitarbeiter zu der Ihnen zuteil gewordenen Ehre aus ganzer Seele zu beglückwünschen. Möge der Allmächtige, dessen Name in der letzten Zeit durch Mißbrauch so himmelschreiend gelästert worden ist, Ihnen ebenso sachlichen wie tapferen Kampf gegen Frevelmut und Lüge segnen! Aus der Verbundenheit gleichen Denkens und Willens grüßt Sie Ihr Alfons Beil, Spiritual.*“ Die Absenderangabe verrät, dass Alfons Beil zu dieser Zeit in der „Zähringerstraße 10“ wohnte.

Am 17. August 1933 erbittet Alfons Beil die Zulassung zum Pfarrkonkurs für 1933¹⁴⁴ und besteht ihn im September mit der Gesamtnote „*Sehr gt – gt (1,4)*“. Als Alfons Beil bereits versetzt ist, fordert Generalvikar Rösch bei Stadtdekan Brettle ein Dienstzeugnis an (29. Januar 1934) und wird mit einer kurzen Antwort beschieden: „*Es ist mir unmöglich, ein Dienstzeugnis für Herrn Spiritual D Beil auszustellen, da ich keine Gelegenheit hatte das Wirken dieses Herrn zu beobachten.*“¹⁴⁵

Mit der Notiz vom 1. Fastensonntag 1933 beendet Alfons Beil seine Tagebucheintragungen und lässt etwa die zweite Hälfte des am 1. Januar 1924 in Rom begonnenen Heftes leer. Es erscheint nicht plausibel, dass er die nahezu dreißig Jahre lang, rechnet man das Kriegstagebuch dazu, sorgfältig gepflegte Gewohnheit ohne gewichtige Gründe schlagartig eingestellt hat. Ob sie mit der neuen dienstlichen Stellung und der Gründung eines eigenen Haushalts zusammenhängen oder im politischen Umfeld der sich nun etablierenden Diktatur zu suchen sind, muss offenbleiben. Erst vom Frühjahr 1990 an wird er mit den „*Aggiornamenti*“ wieder eine Form der persönlichen Aufzeichnung finden, die mit Einträgen unter einem genauen Datum zunehmend tagebuchartigen Charakter gewinnt.

7. Pfarrverweser in Tiefenbach/Dekanat Bruchsal (1934–1936)

„*Im Februar 1934 fand meine Wirksamkeit in Freiburg ein jähes Ende. Der Pfarrer einer nordbadischen Dorfgemeinde war zur Altkatholischen Kirche übergetreten. Da hatte ich die Verwaltung der Pfarrei zu übernehmen.*“¹⁴⁶ Die näheren Umstände dieses Wechsels, der sicher nicht gegen seinen Willen zustande kam, lassen sich nicht erhellen. Dass Alfons Beil nicht einmal den Namen Paul Pfisters erwähnt, mit dem ihn doch einst eine enge Freundschaft verband¹⁴⁷, ist neben der Entfremdung durch

¹⁴⁴ Siehe Personalia. Der in den Akten auf den Antrag folgende „*Auszug aus der Concurs-Noten-Tabelle*“ enthält zehn Einzelnoten schriftlicher wie mündlicher Prüfungen. Es fällt auf, dass Alfons Beil beim Prüfungsgegenstand „*Predigt*“, der nicht zu seinen Stärken zählte, im Schriftlichen eine Zwei und im Mündlichen eine Eins erhielt.

¹⁴⁵ Siehe Personalia. Dr. Adolf Rösch (* 1869 Veringenstadt, † 1962 Freiburg) war seit 1932 Generalvikar. Dr. Constantin Brettle (* 1859 Büchig, † 1937 Freiburg) war von 1906 bis zu seinem Tode Dompfarrer und Stadtdekan in Freiburg.

¹⁴⁶ AmL, 14.

¹⁴⁷ Siehe Anm. 128.

Übertritt und Heirat wohl besonders der Brisanz der folgenden Mitteilung im ursprünglichen Zusammenhang einer Rundfunksendung geschuldet, zumal Paul Pfister da noch lebte: „*Leider aber hatte er offen für den Nationalsozialismus geworben!*“¹⁴⁸ Dieser Makel überdeckt Pfisters einjähriges Wirken, an das Alfons Beil bei seiner Arbeit in der „*rein katholischen Landgemeinde mit ihrem starren volkskirchlichen Gefüge*“ ansonsten anknüpfen konnte: „*Zustatten kam mir dabei freilich, daß der Vorgänger gerade auch in liturgischer Hinsicht gute Vorarbeit geleistet hatte.*“ Von mehr als nur lokaler kirchengeschichtlicher Bedeutung ist das Urteil über das katholische Milieu in dieser Frühphase des Dritten Reiches. Der Ungeist fand „*in Landgemeinden überhaupt einen günstigen Boden. Tatsächlich hatte sich der Großteil der Pfarrei, die Filiale noch mehr als die Muttergemeinde, dem Nationalsozialismus in blinder Gläubigkeit mehr oder weniger verschrieben*“.¹⁴⁹ Umso erstaunlicher ist die imponierende Haltung des Bürgermeisters, als der Pfarrverweser ihm zur Klärung eines offenkundigen Missverständnisses die direkte Gegenüberstellung mit der Gestapo anbietet: „*Er schrieb mir auf amtlichem Briefbogen: ‚Ich verstehe nicht, dass Sie sich mit solchen Leuten abgeben wollen. Doch wenn Sie meinen.‘ Schade, dass ich den Brief mit Rücksicht auf den Verfasser vernichten mußte. Nach einer Wahl scheute er sich nicht zu erzählen, wie bei der Sichtung der Stimmzettel betrogen worden war.*“¹⁵⁰ Doch steht zu vermuten, dass Dekan Wetterers Bemerkung im Jahresbericht für 1935 von einem eben erfolgten Amtswechsel im Rathaus sich auf diesen freimütigen Mann bezieht.¹⁵¹

Die beiden Jahresberichte enthalten neben eher allgemein gehaltenen Bewertungen („*vorbildlich in allen Stücken*“ 1935; „*die Seelsorge nimmt ihn ganz in Anspruch*“ 1934) auch einzelne interessante Details. Alfons Beil sei 1933 und 1935 zu Exerzitien in Maria Laach gewesen, komme zum „*Dies*“ und helfe mit bei Konferenzen. Er sei trotz „*zarter*“ (1935)

¹⁴⁸ Alfons Beils Formulierungen dürften ausschließen, dass er Pfisters Vorgänger Joseph Albert Bächle, der 1926–1933 Pfarrer in Tiefenbach war, gemeint haben könnte.

¹⁴⁹ Im „*Jahresbericht für 1934*“ schreibt Dekan Wetterer: „*Filial [sic] Eichelberg erhöht die Arbeit.*“ Dekan Dr. Anton Wetterer war seit 1907 Pfarrer an St. Liebfrauen in Bruchsal. Er fertigte für 1934 und 1935 die Jahresberichte über die Dienstführung Alfons Beils an, siehe Personalien.

¹⁵⁰ AmL, 15.

¹⁵¹ Sie lautet: „*neulich hat sie auch einen neuen Bürgermeister erhalten, dessen Verhalten abzuwarten ist.*“ Dass in dieser zunächst für die Beziehung zur Pfarrgemeinde vorgesehenen Rubrik ausschließlich das politische Umfeld angesprochen wird, bezeugt die Wahrnehmung eines besonderen Verhältnisses von Pfarrverweser und Bürgermeister.

beziehungsweise „*nicht robuster*“ (1934) Gesundheit leistungsfähig. Im Übrigen halte er Residenz und besuche kein Wirtshaus.

Der Abschied „*von der Landgemeinde, die ich immer mehr liebge-
wonnen hatte*“¹⁵², erfolgt relativ rasch. In einem maschinenschriftlichen Aktenvermerk¹⁵³ ist unter der Paraphe „W“ ein Gespräch vom 11. Juli 1936 festgehalten, in dem „*der Unterzeichnete*“ dem Erzbischof gegenüber Bedenken gegen die Besetzung der Pfarrverweserstelle von Mannheim-Waldhof mit Dr. Beil aus Tiefenbach äußert. Es schließt sich ein Briefentwurf an Alfons Beil an (ausgefertigt am 14. Juli 1936, Paraphe „W“): „*Se. Excellenz der Herr Erzbischof beabsichtigt, Sie in Bälde in einen größeren Wirkungskreis zu versetzen. Wir veranlassen Sie anmit, sich, wenn möglich am nächsten Freitag 17. l. Ms. [Mittwoch den 15.‘ ist überschrieben] vorm. 11 Uhr auf dem Büro Sr. Excellenz in unserem Dienstgebäude Herrenstraße 35 zu einer Aussprache einzufinden. Im Verhinderungsfalle wollen Sie Tag und Stunde Ihres Eintreffens uns anzeigen.*“ Darunter befindet sich die handschriftliche, mit der Paraphe Erzbischof Gröbers abgezeichnete Notiz (24.?) 29. September 1936, Unterstreichung im Text: „*Die Aussprache fand statt. Beil möchte noch ein Jahr in Tiefenbach bleiben. Durch die Versetzung nach Heidelberg ist die Sache erledigt.*“

8. Heidelberg (1936–1997)

8.1 Kurat an St. Albert

Am 15. Oktober kommt Alfons Beil nach Heidelberg, „*um die Verwaltung der neuerrichteten Kuratie St. Albert*“ zu übernehmen.¹⁵⁴ Sie war eine Tochtergemeinde von St. Bonifatius im Stadtteil Bergheim. Dieser war erst um die Jahrhundertwende erschlossen worden und beherbergte vornehmlich Arbeiter und Angestellte.¹⁵⁵ Zur Kuratie gehörte der Stadtteil westlich der Römerstraße zusammen mit der Siedlung Och-

¹⁵² AmL, 17.

¹⁵³ Siehe Personalia.

¹⁵⁴ AmL, 17. Das exakte Datum findet sich im „*Jahresbericht für 1936*“ von Dekan Franz Xaver Raab, siehe Personalia. Franz Xaver Raab (* 1867 Ettlingen, † 1943 Heidelberg) war seit 1919 Pfarrer der Heidelberger Heilig-Geist-Gemeinde (Jesuitenkirche) und von 1929 bis 1941 Dekan. Er erstellte die Jahresberichte über Alfons Beil für 1936–1940.

¹⁵⁵ Nach: Beate Weber, Grußwort der Oberbürgermeisterin, in: Scholz, Q 5.

senkopf. 1933/1934 wurde auf dem ehemaligen Messplatzgelände an der Mittermaierstraße die Kirche St. Albert errichtet. Bis zum Dienstantritt Alfons Beils wurde die neue Gemeinde noch von St. Bonifatius aus seelsorgerlich betreut.¹⁵⁶

„Wie erwartet, wurde es eine schwierige, jahrelang recht kummervolle Aufgabe. In den hiesigen Gemeinden wurde in jener Zeit allenthalben eine vom innerkirchlichen Aufbruch kaum berührte volkkirchliche Frömmigkeit und betont sogenannte Seelsorge gepflegt.“ Alfons Beil konkretisiert die Schwierigkeiten in drei Punkten. Der Chorraum der eben errichteten Kirche habe erst 1960 so gestaltet werden können, dass er „einer sinnvollen Eucharistiefeyer einigermaßen dienlich war“. Alfons Beil denkt an die Zelebration „*versus populum*“. Eine Gruppe von Akademikern mit geistigen und geistlichen Verbindungen zum Rothenfelder Kreis, nach Beuron und Maria Laach habe nur geringen Einfluss auf das Leben der Pfarrgemeinde gehabt, „teilweise auch deshalb, weil man sich allzu akademisch exklusiv, ja auch geradezu feinschmeckerisch gab“. Und schließlich nennt er als besondere Belastung, „dass man von oben nicht nur keine Unterstützung fand, vielmehr unablässig Schwierigkeiten bekam. Unser damaliger Bischof verfasste ein Gutachten, in dem er siebzehnmals begann: ‚Mich beunruhigt.‘“¹⁵⁷

Der Erzbischof seinerseits erhält schon bald nach Alfons Beils Dienstbeginn an St. Albert Gelegenheit, sich dort einen Eindruck von dem zu verschaffen, was er in seinem Memorandum später als „Überbetonung des Liturgischen“ (Punkt 15), ja als „wildes Reformieren“ von „Extremliturgiker[n]“ (Punkt 16) anprangern wird.¹⁵⁸ Nach kaum einem halben

¹⁵⁶ Ebd., 5 – Am 14. Februar 1948 wird die Kuratie zur Pfarrei St. Albert erhoben.

¹⁵⁷ AmL, 17. Erzbischof Dr. Conrad Gröber hatte in einem aufsehenerregenden Memorandum „An den Hochwürdigsten großdeutschen Episkopat“ (18. Januar 1943) die liturgische Bewegung scharf attackiert. In den ihn beunruhigenden Beobachtungen zu Glaubenslehre und Liturgie spiegeln sich alle Fragen und Probleme, die mit der Umsetzung und Weiterführung der liturgischen Erneuerung zu diesem Zeitpunkt verbunden waren und zu denen der Freiburger Erzbischof keinerlei Zugang fand. Siehe Theodor Maas-Ewerd, Die Krise der liturgischen Bewegung in Deutschland und Österreich. Zu den Auseinandersetzungen um die „Liturgische Frage“ in den Jahren 1939 bis 1944. Regensburg 1981, S. 274.

¹⁵⁸ In seinem Memorandum knüpft sich Erzbischof Gröber von seinen Diözesanpriestern nur Eugen Walter (* 1906, † 1999) explizit vor und unterstellt ihm (zu Unrecht) eine „Überbetonung des allgemeinen Priestertums auf Kosten des sakralen“ (Punkt 13). Es ist ihm aber nicht entgangen, dass Alfons Beil über Heidelberg hinaus als Verfechter liturgischer Anliegen weiter hervorgetreten war. Zu Eugen Walter siehe Michael Quisinski, Q 8. Zwischen Alfons Beil und Eugen Walter lassen sich keine direkten Beziehungen nachweisen, vermutlich auch wegen dessen anderer politischer Ausrichtung. Herbert Vorgrimler, Theologie ist Biographie. Erinnerun-

Jahr lässt Dekan Raab im „*Jahresbericht für 1936*“ das Potenzial des heaufziehenden Konflikts erkennen: Den Kuraten kennzeichne ein „*starker Eigenwille*“. Er sei bescheiden, finde aber „*sehr schwer Kontakt mit seiner Gemeinde; ist in der liturgischen Bewegung zu ungestüm*“. ¹⁵⁹

8.2 Ein Sturm der Empörung – Der Kampf um liturgische Erneuerung (1937)

Der erstaunlich umfangreiche Niederschlag einer Beschwerdeflut gegen Alfons Beil im Frühsommer 1937 in der Personalakte ist ein herausragendes kirchengeschichtliches Zeugnis für einen hart und erbittert geführten Kampf um die Erneuerung von Liturgie und Kirchenverständnis in einer Pfarrgemeinde. Das eindrucksvolle Fallbeispiel bedarf einer eigenen Aufarbeitung und kann hier nur in einigen Umrissen skizziert werden.

Auf der Ebene der Gläubigen entzündet sich massiver Widerstand an einer Fülle anschaulich benannter Neuerungen, die durchweg Ärgernis erregen, u. a. die Abschaffung der „stillen“ Messe, das Stehen von Stafelgebet bis Wandlung, die Verlängerung der Messe durch tägliche Ansprachen (selbst in der Seelenmesse), die Dauer des Sonntagsgottesdienstes (eineinviertel Stunden), die besondere Anmeldung zum Kommunionempfang vor der Messe (10 Minuten vorher), das Hinein- und Hinaustragen des Kelches durch Mesner oder Ministranten, dazu „*ohne Handschuhe*“. Die Beschwerden wirkten sich, wird geklagt, bald in einem Rückgang des Gottesdienstbesuchs aus. „*Die Frauen sind in Konflikten weil ihre Männer sagen: Zu dem geh ich nicht mehr – bleib du auch weg. – Die Heidelberg [sic] han[deln], machen nicht lang Verbesserungsversuche – sie pfeiffen auf das Theater das täglich aufgeführt wird [sic].*“ In ganz Heidelberg gebe es keine derartigen Veränderungen. Die alte Anhänglichkeit an den „väterlichen“ Pfarrer Dietrich ermöglicht ein Ausweichen nach St. Bonifatius oder St. Anna. ¹⁶⁰ Nachdem man den

gen und Notizen. Münster 2006, erwähnt Walters Eintreten für eine atomare Bewaffnung der Bundeswehr und seine Freundschaft mit „*dem CDU-Mann Albert Lehr*“, S. 182, 188. Angelegt zu „In Christo Jesu“ wurde Alfons Beil durch Ludwig A. Wintersig (* 1900 Linn b. Uerdingen, † 1942 Freiburg), mit dem er seit seiner Freiburger Tätigkeit 1932 befreundet war. Zu Wintersig siehe Birgit Jeggle-Merz, Artikel Wintersig, in: LThK 10, ³2001, Sp. 1229.

¹⁵⁹ Siehe Personalia.

¹⁶⁰ August Ludwig Dietrich (* 1877 Oos, † 1950 Heidelberg), war seit 1909 Pfarrer in St. Bonifatius und seit 1942 Dekan.

Kuraten unlängst mit großem Vertrauen empfangen habe, seien die Leute „*unsicher geworden und wissen nicht mehr, wo er hin will*“. Es wird befürchtet, „*wenn es so weitergeht, dann wird der Zeitpunkt kommen – und der ist nicht mehr fern – daß die Kuratie vernichtet ist*“.

Die Reaktion der Heidelberger Mitbrüder Alfons Beils lässt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Dr. Richard Lossen macht mit einem direkt an den Erzbischof gerichteten Schreiben die Vorgänge als Erster aktenkundig.¹⁶¹ Auf drei eng beschriebenen Seiten listet er eine stattliche Reihe ins Einzelne gehender Beschwerden auf. Alfons Beils Wortgebrauch etwa, durchgehend von „*Opfermahl*“ statt von „*Messe*“ zu sprechen, wirke „*wie Ueberspanntheit auf den nüchternen Sinn der Pfälzer*“. Alte Adventslieder würden als „*abgesungen*“ zurückgedrängt und durch überfordernde neue hastig ersetzt. Der geänderte Beginn des Hauptgottesdienstes an Pfingsten sei unzureichend bekannt gemacht, der Taufstein durch einen unwürdigen Zementklotz ersetzt worden. Seine Gravamina kulminieren, auch wenn Verständnis für manche Neuerung anklingt, im Vorwurf der Unkollegialität, sichtbar in fehlender Zusammenarbeit und einer lieblosen Kritik an den bisherigen Seelsorgern, besonders Herrn Stadtpfarrer Dietrich, und lässt nur die Schlussfolgerung zu, „*ob nicht für Herrn Beil sich eine fast ganz katholische Pfarrei fände, wo er für seine Arbeit mehr Verständnis finden könnte. So manches Gutes, das er gesät, würde sicher erhalten bleiben*“.

Dieselben Konsequenzen fordern, aber erheblich verschärft, auch Stadtpfarrer Dietrich und Dekan Raab. Es sei abzusehen, dass „*er bei seiner Eigenart auch nicht den richtigen Boden in Zukunft finden wird [...] Wird die Behörde nicht einen ehrenvollen Weg finden, um ihm, ohne daß sein Ansehen leidet, einen anderen, besser geeigneten Posten in absehbarer Zeit zuzuweisen? Wir halten es für notwendig*“ (Stadtpfarrer Dietrich, 19. Juni 1937). „*Gegenwärtig, wo man von allen Seiten die Leute von der Kirche loszureißen sucht, ist es ein wahres Verbrechen, wenn der Geistliche selber durch seinen Starrsinn die Gemeinde noch abstößt. Wenn die Kuratie, welche in diesen ¾ Jahren so sehr Schaden gelitten hat, nicht ganz zu Grunde gehen soll, dann ist ein Wechsel in der Besetzung nicht mehr zu vermeiden*“, fasst Dekan Raab seine Sicht der Lage in St. Albert zusammen (2. Juli 1937).

¹⁶¹ Dr. Richard Lossen (* 1875 Heidelberg, † 1951 Heidelberg) wirkte als pensionierter Gymnasialprofessor aushilfsweise in St. Albert. Sein Schreiben trägt das Datum „*Ende Mai 1937*“ und ist am 1. Juni 1937 im Erzbischöflichen Ordinariat eingegangen.

Die beiden Zitate finden sich im Bericht Dekan Raabs, zu dem ihn das Erzbischöfliche Ordinariat am 12. Juni 1937 aufgefordert hatte, als dort nach Prof. Lossens Brief noch zwei weitere (anonyme) Schreiben eingegangen waren. Am 2. Juli 1937 schickt der Dekan, zusammen mit seinem zitierten abschließenden Urteil, neun ausführliche Stellungnahmen nach Freiburg.¹⁶² Sie stammen von Stadtpfarrer Dietrich (St. Bonifatius), Oberrechnungsrat a.D. Gustav Schneider (Mitglied des Stiftungsrates der Jesuitenkirche und des Gesamtstiftungsrates), sämtlichen Mitgliedern des Stiftungsrates der Kuratie (Zimmermeister Amor Schork, Werkmeister August Kolmer, Fondsrechner Joseph Schneider), Mesner und Buchbindermeister Alois Gräf, Organist Emil Knaebel (Gymnasialer Musiklehrer), Emilie Klotz (Vorsteherin des Müttervereins) und Germana Götz (Vertreterin der entlegenen Siedlung Ochsenkopf). Die gleichzeitige Unterschrift sowohl von Dekan Raab wie der aussagenden Person auf einigen Dokumenten weisen darauf hin, dass der Dekan teilweise ein persönliches Gespräch protokolliert hat. Dass er in seinem Schreiben die Stellungnahmen sicherheitshalber vorsortiert (*„wichtig zur Beurteilung der Sachlage und durchaus ernst zu nehmen sind die Angaben von“*; *„[...] ist gehemmt“* etc.), geht vor allem zu Lasten der Stellungnahme von Organist Knaebel: Er mache *„den Eindruck von Wankelmütigkeit. Er steht auch in diesem Rufe“*. Wohl nicht von ungefähr findet sich gerade in seinem vierseitigen handschriftlichen Schreiben die einzige Beurteilung, die über rubrizistische Detailspekte weit hinausgeht und Respekt für Alfons Beil und den von ihm vertretenen liturgischen Neuanfang bekundet: *„Mit Hochw. Herrn Kuraten Dr. Beil nahm die Besucherzahl zunächst wieder zu, viele kamen aus anderen Pfarreien. Von letzteren sind viele Stammgäste geworden. Die eigene Gemeinde stagnierte aber noch einige Zeit, zumal eine geradezu beschämende Hetze gegen den Herrn Kuraten einsetzte. Nur so viel: Dr. Beil ist unschuldig hieran. Und es soll mir eine besondere Freude sein, einem unschuldig verfolgten Priester beizustehen [...] Viele Leute verehren Herrn Dr. Beil, andere lehnen ihn ab. Bei den Ablehnenden fehlt es nicht am guten Willen, meist aber am Verständnis für die Feinheit unseres Gottesdienstes. Viele sind geradezu begeistert, besonders gebildete Kreise. Denn das steht fest: Dr. Beil ist ein Meister in liturgischen Fragen! Eine Taufe in St. Albertus ist ein heiliges Erlebnis [...] So ist die Handhabung einer*

¹⁶² Das Schreiben enthält 12 Anlagen, siehe Personalia.

Pfarrgemeinde eine ‚Stilfrage‘ geworden. Hie alter, hie neuer Stil! Wie weit taktisch richtig gehandelt worden ist, möge eine andere Frage sein. Sicher ist eines: hätten die Angehörigen von St. Albertus nicht die Möglichkeit, nach einer anderen Pfarrei zu entweichen, so hätten sie sich an das Neue bereits gewöhnt, und Dr. Beil wäre der Sieger!“

Die Diözesanleitung sieht sich mit dem binnenkirchlichen Problem zu einem denkbar ungünstigen Zeitpunkt konfrontiert. Im Kampf gegen den nationalsozialistischen Zugriff auf alle Lebensbereiche stehen instrumentalisierte Sitten- und Devisenprozesse (1935–1937) und das Ringen um die Schule im Vordergrund. Am 14. März 1937 wurde die deutsche Enzyklika *„Mit brennender Sorge“* in allen Kirchen verlesen.¹⁶³ Das Erzbischöfliche Ordinariat bemüht sich sichtlich, den Fall im behördlichen Routinegang rasch zu entschärfen, ohne das letzte Mittel der disziplinarischen Versetzung auszureizen. Keine Woche nach Eingang des Untersuchungsberichts von Dekan Raab (2. Juli 1937) erhält Alfons Beil eine *„Vorladung in persönlicher Angelegenheit“* (9. Juli 1937) und beantwortet sie am 11. Juli 1937: *„Ich werde mich am nächsten Dienstag, dem 13. ds Mts, um 5 Uhr nachmittags dort einfinden.“* Auf dem Blatt dieser Nachricht hält Generalvikar Rösch (Paraphe „R“) mit dem Datum vom 14. Juli 1937 drei handschriftliche Aktennotizen fest:¹⁶⁴

In einer längeren Aussprache „zuerst bei dem Unterzeichneten, Dann beim Herrn Erzbischof“, werden zunächst Alfons Beils Erklärungen zu den einzelnen Beschwerdepunkten „bei den Akten am Rand notiert“. Dr. Beil „will in liturgischen Dingen beigegeben (Les.?)“ (I). Danach wird es grundsätzlich: „Sie sind in Ihren an sich lobenswerten Bemühungen um eine glaubenstiefe Gestaltung des Gottesdienstes in manchen Punkten zu weit gegangen und haben dadurch nicht wenige Pfarrkinder, besonders aus der Männerwelt, nicht erbaut, sondern abgestoßen. Das gilt insbesondere von der zu wenig mit der bisherigen sicher berechtigten Gewohnheit zu beten, zu knien und zu stehen beim Gottesdienste“ und der

¹⁶³ Siehe Heinz Hürten, Artikel *„Mit brennender Sorge“*, in: LThK 7, ³1998, Sp. 329. Dieser Kontext wird auf der behördlichen Ebene nur bei Dekan Raab greifbar (s.o.). Auf der Ebene der Kirchenvolkes zeigt er sich in einer vereinzelt üblen Diffamierung Alfons Beils: *„Die Leute sagen, er ist ein Deutschkatholik, ein Nazi, er soll dorthin gehen, je schneller desto besser. Vielleicht könnte er ja die so verschrienen barmherzigen Brüder und Franziskanerengensenschaft reformieren.“* Dieser Anwurf ist deshalb hochbedeutsam, weil später auch Erzbischof Gröber die liturgische Bewegung in das Umfeld nationalsozialistischen Gedankenguts zu rücken sucht, siehe auch Anm. 173.

¹⁶⁴ Siehe Personalialia.

„Rücksicht auf die Pflege der Privatandacht beim Gottesdienst“ nicht vereinbaren Gestaltung aller Messen zu „liturgischen Messen“. „Sie haben dem Herrn Erzbischof versprochen, in dieser Hinsicht den berechtigten Wünschen der Gläubigen künftighin Rechnung tragen zu wollen.“ Erwartet wird eine loyale Aussprache mit Dekan Raab und den betroffenen Geistlichen „über die künftige Neugestaltung des Gottesdienstes“ (II). Es folgt ein abschließender Vermerk über die Benachrichtigung von Dekan Raab (III).

Zum Widerstand gegen Alfons Beils liturgische Reformen tritt oben drein eine Personalie, bei der sich verletztes „treukatholisches“ Ehrgefühl, ungreifbare Gerüchte mit hitzigen Verdächtigungen und böartige Unterstellungen zu einer explosiven Melange zusammenbrauen. Der verstrickte Zusammenhang kann an dieser Stelle nur in Grundzügen dargestellt werden.

Ausgangspunkt ist die zunächst einvernehmliche Ablösung des Fondsrechners Joseph Schneider. Schneiders Gattin Carola, so stellt Alfons Beil es dar, habe ihm dann unterstellt, den Amtswechsel im Stiftungsrat unter Berufung auf umlaufende Gerüchte hin betrieben zu haben, Joseph Schneider sei wegen Unterschlagung bei der katholischen „Volkshilfe Heidelberg“ entlassen worden.¹⁶⁵ Im Januar 1938 wendet sich Carola Schneider „aus der Not einer Frauen- u. Mutterseele“ an den Generalvikar.¹⁶⁶ Ohne auf die Vorwürfe gegen ihren Mann direkt einzugehen, greift sie den Kuraten vehement an. Sie wisse von ihrem Mann, dass er auf dem Ordinariat einbestellt war und gerügt wurde. Deshalb könne sie es einfach nicht fassen, „daß ein kath. Priester seiner Behörde, seinen Vorgesetzten nicht folgen kann, denn seit dem Besuch von Dr. Beil in Freiburg hat sich in St. Albert [...] nichts geändert“. Als „gesegnete Mutter“ habe es sie besonders geschmerzt, dass „bei uns der ‚Engel des Herrn‘ ständig anderst [sic] gebetet wird als sonst weit und breit“. Nach einem Hinweis auf Cordula Wöhler¹⁶⁷ kommt sie zur Sache: „Herr Dr. Beil ist kein richtiger Seelsorger für die heutige Zeit u. wird auch nie

¹⁶⁵ Den Dankesbrief des Pfarrkuraten (17. September 1937) schickt Joseph Schneider zurück (19. September 1937). Organist Knaebel bestätigt diese Version: „Im Falle Jos. Schneider konnte Herr Dr. Beil nicht mehr anders handeln. Ein Zusammenarbeiten war unmöglich geworden, und wir alle haben das Verhalten des Herrn Kuraten gebilligt.“

¹⁶⁶ Das vier handschriftliche Seiten umfassende Schreiben trägt keinen Eingangsvermerk, siehe Personalia.

¹⁶⁷ Die Schriftstellerin Cordula Wöhler (* 1845 Malchin; † 1916 Schwaz/Tirol) war konvertiert und verfasste das bekannte Marienlied „Segne du Maria“.

wegen seiner Unwahrhaftig- und Unaufrichtigkeit eine Seelsorgerstelle ausfüllen können.“

Diese Querelen um Alfons Beils Rolle beim Rücktritt des Fondsrechners erhalten eine zusätzliche Dynamik durch die Interventionen des Freiburger Schwagers von Carola Schneider, Lorenz Keller. Der Verwaltungssekretär nutzt seinen offensichtlich guten Ruf in Freiburger Kirchenkreisen, um sich beim Generalvikar für den bislang unbescholtenen Verwandten ins Zeug zu legen. Massiv beschuldigt er Alfons Beil gleich der dreifachen Lüge.¹⁶⁸ Als der Generalvikar beim Vorwurf der Diskreditierung der beruflichen Ehre durch Kurat Dr. Beil genauer nachhakt¹⁶⁹ und Keller später mit der Gegendarstellung von Alfons Beil konfrontiert¹⁷⁰, lenkt der zwar ein und sagt zu, von Beils gutem Willen nach Heidelberg berichten zu wollen. Gleichzeitig aber fügt er seinem Schreiben vom 11. April 1938 an den Generalvikar die zweiseitige maschinenschriftliche Abschrift eines eben erhaltenen Briefes seiner Schwägerin vom 10. April 1938 (Palmsonntag, erg.) bei, in dem sie äußerst erregt von einer dramatischen Zuspitzung berichtet. Während eines Besuchs bei ihrem inzwischen erkrankten Gatten habe Alfons Beil mit der Frage, „ob er wohl schon verkalkt und deshalb eine Ader [im Kopf] geplatzt sei“, den Kranken sehr aufgebracht. Ein Besuch, den sie auf Empfehlung von Stadtpfarrer Dietrich bei Alfons Beil gemacht habe, war für Carola Schneider „das Furchtbarste und Widerlichste meines Lebens“.¹⁷¹

¹⁶⁸ Sein Brief vom „Januar 1938“ trägt den Eingangsstempel „25. Januar 1938“, siehe Personalialia.

¹⁶⁹ Schreiben vom 25. Januar 1938, siehe Personalialia.

¹⁷⁰ Am 1. März 1938 fordert Generalvikar Rösch von Alfons Beil eine Stellungnahme an: „Ob die Umstände, die zu der Entlassung Schneiders als Kirchenrechner führten, solchen Gerüchten Nahrung gegeben haben, vermögen wir nicht zu beurteilen, die von Ihnen angeblich gebrauchte Redensart ‚Ich will Sie schonen‘ kann zu solchen Vermutungen immerhin Anlass gegeben haben. Wir halten es für erforderlich, daß Sie Herrn Schneider gegenüber eine Erklärung geben, daß Sie keinen Grund gehabt hätten, Ungünstiges über seine frühere amtliche Tätigkeit auszusagen, und daß, wenn solche Gerüchte entstanden sind, die Urheberschaft in keiner Weise auf Sie zurückgehe“, siehe Personalialia. Im Briefentwurf an „Hochwohlgeb. Herrn Verwaltungsinspektor Keller in Freiburg, Silberbachstraße 7“ vom 7. März 1938, ist für die Weiterleitung in Beils Stellungnahme der Hinweis, beim Ehepaar Schneider handle es sich um leicht erregbare, „ausgeprägt pathologische Persönlichkeiten“, eingeklammert und damit gestrichen, siehe Personalialia.

¹⁷¹ Alfons Beil sei aufgesprungen, „schrie und tobte wie einer, der einen Tobsuchtsanfall hat; als ich ihm sagte, ich würde mir das verbitten, als Frau, stand auf und wollte fort, hielt er die Türe zu und schrie: Sie haben mich mal Lügner gebeissen und wenn ich an den unverschämten Brief Ihres Schwagers aus Freib. denke“. Erst nach der Drohung mit einer Anzeige habe Alfons Beil auf die dritte Aufforderung hin die Türe freigegeben. „Lieber Lorenz, du kannst Dir

Lorenz Keller kann schließlich von Heidelberg aus auf einer stilvollen Briefkarte unter dem Datum „Ostern 1938“ dem Generalvikar erleichtert den guten Ausgang einer klärenden Aussprache mit Alfons Beil vermelden.¹⁷² In seinen „Lebenserfahrungen“ stellt Alfons Beil diese unerfreuliche und belastende Erfahrung in einen größeren Zusammenhang.¹⁷³

Die nächsten Jahresberichte Dekan Raabs zeigen, dass er, nachdem sein Lösungsvorschlag einer Versetzung in Freiburg kein Gehör fand, sich allmählich mit Alfons Beil und dessen pastoralem Verständnis arrangieren konnte. Er gestalte den Gottesdienst „würdig“ und „gesangssicher“, sei aber „bei der hl. Messe sehr nervös“. Der Dekan findet den Kuraten weiterhin „für die Gelehrtenlaufbahn“ besser geeignet, kann aber trotz der Turbulenzen insgesamt konstatieren, „in der Gemeinde scheint es ruhiger geworden zu sein“ (1937). Seine Predigt sei „doktrinär und trocken“, er erscheine „selbstbewusst, eigenwillig und sehr erregbar“, in seinen äußeren Formen „stößt er manchmal ab“. Im Verhältnis zur Gemeinde scheint er „allmählich Fühlung zu bekommen“ (1938). Nach wie vor registriert der Dekan „überbetont liturgische Gestaltung“, aber „die Gemeinde hat sich etwas beruhigt“ (1939). In seinem letzten Bericht kennzeichnet er Alfons Beil so: „ernst, Aszet, kann leidenschaftlich aufbrausen“ und „dürfte im allg. mehr Wert auf sein Äußeres geben“ (1940).

denken, ich bin heimgeschwankt, in mir ist alles tot und leer, kann ich noch in solch [eine] Kirche gehen, wo solch ein Priester, der wie ein Teufel war, den Heiland vertritt. Und ich muss schweigen, kann und darf Josef nichts davon sagen [...] Ich kann mir dies doch aber auf keinen Fall gefallen lassen, denn der erzält's (sic) weiter, ich hätte mich so benommen, dass er mich hätte rauschmeissen müssen, dabei hat er die Türe zugehalten. Ich weiß mir keinen Rat als den Dich zu bitten, am Donnerstag zu uns zu fahren“, siehe Personalia.

¹⁷² „In der Angelegenheit hatte ich nach vorheriger Rücksprache mit meinem Schwager und meiner Schwägerin um eine Aussprache mit Herrn Dr. Beil nachgesucht. Dabei wurden am Karsamstag die bestehenden Missverständnisse so weit wie möglich aufgeklärt und die Reibungspunkte im Geiste dieser Tage behandelt und nach bestem Willen bereinigt. So ist denn doch noch ein Auferstehen auch hier gefolgt, das, so hoffe ich, keine weitere Karwoche mehr bringen möge. Für Ihre gütigen Bemühungen in dieser Sache dankt mit meinen Angehörigen und wünscht ein gnadenreiches Osterfest Ew. Hochw. ergebenster Lorenz Keller.“ Die Karte ist am 19. April 1938 eingegangen, siehe Personalia.

¹⁷³ „Da war ein Ehepaar, stark geprägt von der überkommenen katholischen Volksfrömmigkeit, päpstlicher, wie man sagt, als der Papst. Meine Bestrebungen im Sinn der Erneuerung, die das Zweite Vatikanische Konzil später weitgehend verwirklicht hat, waren ihnen naturgemäß ein Dorn im Auge, und sie schrieben an die Kirchenbehörde, um meine Versetzung zu erreichen. Als diese nicht erfolgte, schrieb mir der Mann einen groben Brief, der mit dem ‚Deutschen Gruß ‚Heil Hitler!‘ schloß. Dieser Gruß entsprach wohl nicht der Gewohnheit der Betroffenen; aber er war ihm ein Mittel, mir eins zu versetzen“, Aml, 21.

Von besonderer Aussagekraft sind die drei nun folgenden Jahresberichte von Dekan Dietrich, der von St. Bonifatius aus die Entwicklung „seiner“ Kuratie wohlinformiert und aufmerksam beobachtet haben dürfte. Alfons Beil besuche regelmäßig den „Dies“, er selbst „stehe mit ihm in gutem Verhältnis“ (1941). Doch „hat sich im ganzen Fragekomplex gegenüber den Vorjahren nicht viel geändert, [er] ist im allgemeinen milder geworden“ (1942). Der letzte Jahresbericht in der Personalakte, jetzt über den Stadtpfarrer, beschreibt Alfons Beil als „zielbewusst und unbeugsam, sehr fähig, doch dabei bescheiden“. Er „stellt nicht sehr viel vor“ in seinem äußeren Erscheinungsbild (1947).

8.3 Im Zweiten Weltkrieg

8.3.1 Die Freundschaft mit Max Josef Metzger

„Zwei Menschen, Priester aus meiner näheren Bekanntschaft und Freundschaft, gerieten ähnlich wie Alfred Delp, Helmuth von Moltke und andere in die zermalmenden Räder der Maschine. Der eine war Max Josef Metzger von der ‚Christkönigsgesellschaft‘. Er hatte kurz vor seiner Verhaftung in unserer Heidelberger Gemeinde eine Erneuerungswoche gehalten. Nach seiner Verhaftung verbrachte ich einige Tage in seiner Wohnung zu Berlin-Wedding. Da erfuhr ich von der über alles mutigen Oberin seiner Schwesterngemeinschaft, daß es auf Leben und Tod ging.“¹⁷⁴ Die knappe Darstellung lässt nicht erkennen, welch vertrautes Verhältnis zwischen den beiden Freiburger Diözesanpriestern bestand, die sich der kirchlichen Erneuerung verschrieben hatten. Es wird hier nur in Grundrissen skizziert. Ihre privaten Einschätzungen der kirchenpolitischen Situation besonders in Freiburg und ihre Kooperation, zu der sie sich von ihren unterschiedlichen Tätigkeitsbereichen her zusammenfanden, belegt höchst anschaulich eine 32 Briefe umfas-

¹⁷⁴ AmL, 22. Zu Max Josef Metzger (* 1887 Schopfheim, † 1944 Brandenburg, enthauptet) siehe Gerhard Voss, Artikel Metzger, Max Josef, in: LThK 7, ³1988, Sp. 211; Hugo Ott, Badische Biographien NF 4, S. 206–210. Als der andere Priester wird an dieser Stelle Alfons Wachsmann genannt. Dr. Alfons Wachsmann (* 1896 Berlin, † 1944 Brandenburg-Görden) war Studentenseelsorger und Pfarrer in Greifswald. Er wurde vom „Volksgerichtshof“ verurteilt und enthauptet, siehe Ekkart Sauser, Alfons Maria Wachsmann, in BBLK 13, 1998, Sp. 125f. Alfons Beil hatte ihn „durch einen Freund aus den gemeinsamen römischen Jahren kennengelernt und auch einmal persönlich getroffen“. Heidel-Peters zufolge hielt er 1941 vor dem Bonifatiuswerk in Heidelberg einen Vortrag, siehe Q 4, 322. Dem „um die religiöse Erneuerung in Deutschland sehr verdiente[n] Priester“ und Märtyrer widmet Alfons Beil mit der Publikation seiner Briefe aus dem Zuchthaus in seiner Broschüre „Umkehr“ ein eindrucksvolles Gedenken, siehe Q 3.1.

sende Korrespondenz 1939/1940.¹⁷⁵ *„Unsere nähere Bekanntschaft und Freundschaft dürfte um das Jahr 1930 begonnen haben [...] Er besuchte mich von Zeit zu Zeit in Heidelberg. Wir begegneten uns als Förderer der Erneuerungsbewegung, die in Kirche und Welt nach dem Ersten Weltkrieg begonnen hatte.“*¹⁷⁶

Am 2. November 1942 stiftet Metzger, aus der Reichsschrifttumskammer *„hinausgeworfen“*, Alfons Beil zu einer besonderen *„Mithilfe“* an. Er möge unter seinem Namen den übersandten Artikel *„Missionen – Kirchliche Gemeindeerneuerung“* für ihn publizieren: *„Nachstehende Ausführungen stammen aus der Feder eines bekannten Ordensmannes, der aber aus besonderen Gründen nicht wünscht, dass sein Name veröffentlicht wird.“* Alfons Beil leitet das Manuskript wie gewünscht *„an Karl Färber – Frbg, den zweiten Leiter des OPB [i.e. Oberrheinisches Pastoralblatt]“* weiter – obwohl *„Archieps, der schon längst nur noch sich selbst hört [...] neulich gegen ein Heft mit einem Beitrag von mir bös gewettert“* hat (Heidelberg, 20. Dezember 1942).¹⁷⁷ Das Verhältnis der Freunde ist belastbar genug, dass Metzger im nächsten Brief (Berlin, 22. Dezember 1942) Alfons Beil augenzwinkernd zur Sorgfalt mahnen (*„Du hast hoffentlich das richtige weitergesandt; professoralen Menschen gegenüber muß man in solchen Dingen Argwohn hegen“*) und ausgiebig über die leider nur geringe Reichweite des *„OPB“* räsionieren kann.

Ausführlich berichtet Alfons Beil dann vom *„großen Anklang“*, den die Veröffentlichung des Artikels unter seinem Namen in Freiburg auslöste. Just zu dieser Zeit sickert durch, dass Erzbischof Gröber ein Memorandum an alle großdeutschen Bischöfe geschickt hat.¹⁷⁸ Schöllig hat ihm zugetragen: *„Vorgestern fand nämlich das Scherbengericht statt. Ich kam namentlich zur Sprache. Es soll scheußlich hergegangen sein. ER habe eine Denkschrift an alle Bischöfe gesandt und werde, wenn ich recht unterrichtet bin, so ziemlich alles verbieten, was IHM nicht paßt*

¹⁷⁵ Siehe Q 2.

¹⁷⁶ Siehe Feneberg, Q 3.2, 20.

¹⁷⁷ Mit *„In Christo Jesu“* hatte Alfons Beil zudem erst kürzlich eine größere volksliturgische Publikation vorgelegt, siehe Q 3.1. Metzger geht begeistert auf sie ein: *„Es ist der kürzeste Abriß der Liturgik und einer aus dem sakralen [sic] erwachsenden Caritaslehre, den wir haben [...] Ich habe unsere Gemeinschaften auf dieses unentbehrliche Schatzkästlein liturgischer Gemeinschaft aufmerksam gemacht“* (Meitingen, 18. Juni 1940).

¹⁷⁸ Am 18. Januar 1943 hatte Erzbischof Gröber sein Memorandum dem großdeutschen Episkopat zugehen lassen, siehe Anm. 158.

[...] *Kann ich je nachdem in der Diözese überhaupt noch existieren? [...] Sch. bemerkt weiter, Pr. Jauch und Eckert haben sich über den Artikel sehr erfreut geäußert, und letzterer möchte gern den Namen des Verfassers wissen [...] Sch. hat mir für Dich 18 RM überweisen lassen. Auf welches Konto willst Du es haben?*“ (Heidelberg, 11. Januar 1943).¹⁷⁹ Zwei Tage später antwortet Metzger erstaunlich unbekümmert (Berlin, 13. Februar 1943): *„Ich habe nichts dagegen, wenn meine Verfasserschaft intra ecclesiam genannt wird. Den Zorn des Allgewaltigen fürchte ich keineswegs. Ich würde auch, wenn ich für die Sache davon etwas erwarten würde, der Katze die Schelle anhängen und E. einmal sagen, was man landauf landab zu hören bekommt [...] Ich werde gelegentlich Jauch und Eckert gegenüber mich bekennen [...] Das Geld magst Du überweisen auf mein pers. Konto 216931 Berlin.“* Am 5. März klingt Alfons Beil zuversichtlicher: *„Es sind Anzeichen dafür vorhanden, daß es wieder einmal nur ein Sturm im Wasserglas war. ER hat ja wohl auch hinreichend deutlich zu spüren bekommen, wie allein er steht. Auch Leute wie Krebs und Bilz sollen ihn der Häresie zeihen! Onkel Konstantin laufe mit wackelndem Kopf herum und schaue noch finsterer drein als üblich.“*¹⁸⁰

In dieser Korrespondenz werden sodann die Hintergründe von zwei öffentlichen Auftritten Max Josef Metzgers in Heidelberg greifbar. Am 3. Oktober 1942 spricht er von *„einer allfälligen Predigt bzw. Vortrag[s]“* in einer Heidelberger Kirche über *„Warum noch Glaubensspaltung?“*. Am 20. Dezember informiert ihn Alfons Beil über die Details der Veranstaltung: *„Hauser hat mit seinen Verhandlungen bis vorhin gebraucht. Also Du bist für den 10. Januar eingeladen. Predigt in der Jesui-*

¹⁷⁹ Ausdrücklich vermerkt Alfons Beil: *„Zur Klarstellung: ich weiß nicht, ob ER? den Artikel erwähnt hat. Gelungen, wenn er ihn noch nicht gelesen hatte!“*

¹⁸⁰ Der Dogmatikprofessor Engelbert Krebs (* 1881 Freiburg, † 1950 ebd.) war 1938 zwangsweise in den Ruhestand versetzt worden, siehe Albert Junghanns, *Der Freiburger Dogmatiker Engelbert Krebs (1881–1950). Ein Beitrag zur Theologiegeschichte.* Freiburg 1979; Peter Walter, *Artikel Krebs, Engelbert*, in: LThK 7, ³1997, Sp. 434f. Jakob Bilz (* 1872 Unterliederbach/b. Höchst a. M., † 1951 Freiburg) hatte 1919–1937 den Lehrstuhl für Dogmatik und Theologische Propädeutik inne, siehe Friedrich Stegmüller, *Dr. Bilz, Jakob* in: FDA 77 (1957), S. 177–181. Bei *„Onkel Konstantin“* dürfte es sich um Pater Constantin Noppel SJ (Beil: *„Ein Scherz der Eltern bei der Namensgebung!“*) handeln. Den *„Lebenserfahrungen“* zufolge war er mit Erzbischof Gröber eng befreundet und *„sagte ihm oft die ungeschminkte Wahrheit“*, AmL, 77; siehe Hans-Josef Wollasch, *„Soziale Gerechtigkeit und christliche Caritas“*, Leitfiguren und Wegmarkierungen aus 100 Jahren Caritas-Geschichte, Freiburg 1996.

tenkirche. Dekan Dietrich will sich dafür einsetzen. Zeit etwa 17 Uhr.“¹⁸¹

Im selben Brief schlägt er Metzger vor, „die kommende Passionswoche als solche Erneuerungswoche bei mir auszugestalten“.¹⁸² Metzger erbittet konkrete Anhaltspunkte, „damit ich sie bei der Vorbereitung mitbedenken kann. Also 1) alle Mißstände oder Unzulänglichkeiten in Deiner Pfarrei, die überwunden werden sollen, 2) alle positiven Aufgaben, die in Angriff genommen werden sollen [...] Sodann könntest Du auch aufschreiben, was Du eingeübt haben möchtest“ (12. März 1943).¹⁸³ Der kurze Stichwortkatalog Alfons Beils geht auf diese Vorgaben ein und benennt u. a. ein wenig entwickeltes Bewusstsein von Gemeinde, Taufe und allgemeinem Priestertum (Heidelberg, 15. März 1943). Am 6. April 1943 kündigt Metzger sein Eintreffen in Heidelberg an: „Ich komme am Freitag Abend um ½ 8 Uhr, um am Samstag noch mit Dir alles besprechen zu können und noch stille Arbeitszeit zu haben. Ich helfe Dir dann auch noch in conf [i. e. Beichthören]. Am Sonntag will ich mich noch besonders einzufühlen suchen, um das rechte Wort zu finden.“ Das hektografierte Mitteilungsblatt „Heidelberg, Passion-Ostern 1943“ in den periodisch erscheinenden Pfarrbriefen geht nur allgemein auf das nicht alltägliche Ereignis ein: „In der nunmehr ablaufenden ersten Woche der heiligen Passion sollte unsere Gemeinde jenes Heil diesmal auf ganz besondere

¹⁸¹ Richard Hauser (* 1903 Karlsruhe, † 1980 Sasbach) war seit 1929 Studentenpfarrer und Religionslehrer in Heidelberg. 1943 wurde er zunächst Verweser, 1946 Pfarrer der Heidelberger Gemeinde Heilig Geist (Jesuitenkirche). Von 1969 bis 1976 war Hauser Dekan des Heidelberger Kapitels als Nachfolger von Alfons Beil, siehe Gunnar Anger, in: BBLK (vorerst nur im Internet, eingesehen am 11. Dezember 2012). Den Nachruf auf Richard Hauser im „Necrologium Friburgense“ in FDA 102 (1982), S. 229f, verfasste Alfons Beil. Zu Hauser siehe auch Anm. 198. Eine kritische Zusammenfassung des Vortrags in acht Punkten findet sich in der Korrespondenz. Sie stammt von Alfons Beil, siehe Metzger (28. Januar 1943): „Für Deine Bemerkungen zu meinem Vortrag bin ich auch dankbar. Werde sie zu verwenden suchen.“

¹⁸² Offenbar ging der Begriff auf Metzger zurück: „Die Bezeichnung war neu, für ihn aber bezeichnend. Sonst sprach man von Eucharistischen Wochen“, Schopfheim, Q 3.2, S. 53.

¹⁸³ Die Schlusspassagen dieses Briefes verdienen besondere Aufmerksamkeit. Zunächst erwähnt Metzger die Situation in Berlin: „Hoffentlich kommt nichts in den Weg. Wir erwarten täglich einen zweiten Großangriff in B.“ und geht dann auf die „bösen Dinge an der Münchener Uni“ ein, wo „2 Studenten & eine Studentin hingerichtet wurden. Die Studentin soll den Kopf so hoch getragen haben, daß sie dem Gerichtshof sagte: heute sitzt Ihr oben, wir unten, morgen wird es umgekehrt sein.“ Fast wie eine Vorahnung seines bevorstehenden Schicksals lassen sich die beiden Schlusssätze lesen: „Gott schütze uns in diesen Zeiten! Man muß sich bereithalten [für] alles.“ Hans und Sophie Scholl wurden beim Verteilen von Flugblättern am 18. Februar 1943 in der Münchner Universität von der Gestapo verhaftet und noch am Tag ihrer Verurteilung durch den „Volksgerichtshof“ in München am 22. Februar 1943 enthauptet.

Weise erfahren. Viele von uns sind der Einladung gefolgt und schauen auf reiche Tage zurück.“ Im Gottesdienstplan für die Karwoche ist am Palmsonntag um 19.30 Uhr der „*Schluss der Erneuerungswoche*“ angegeben.¹⁸⁴

Mit dem Plan des Ferienbesuchs bei Metzger endet die Korrespondenz: „*Beim Nachdenken darüber, wie ich die Ferien nützlich verbringen könnte, kommt mir eben der Gedanke, ob ich nicht ein paar Tage bei Dir verleben könnte. Man sollte ja auch einmal in Bln gewesen sein! [...] Auf der Rückfahrt würde ich einen Abstecher über Leipzig machen, wohin mich Gunkel schon lange eingeladen hat*“ (16. Juni 1943).¹⁸⁵ Von den dramatischen Umständen des dann erfolgten Besuchs nach der Verhaftung von Max Josef Metzger berichtete Alfons Beil ausführlich bei Tagungen über Metzger im Dezember 1985 in Weingarten und in Metzgers Geburtsort Schopfheim anlässlich einer Ausstellung zum hundertsten Geburtstag 1987.¹⁸⁶

Es ist ein denkwürdiges Zeichen der innigen Verbundenheit beider Männer, dass Max Josef Metzger am 1. Adventssonntag 1943 aus der Todeszelle in Brandenburg in seinem letzten Willen an Alfons Beil als seinen Nachfolger in der Christkönigsgesellschaft denkt: „*Ich schätze Beil hoch als einen ganz aus dem Heiligen Geist lebenden Menschen, so universal und so wesentlich eingestellt wie ich selbst, vielleicht weniger organisatorisch erfahren wie ich, dafür aber wieder mehr überlegen in der Kraft der geistigen Konzeption [...] Ich habe die Möglichkeit mir so gedacht, daß Beil vom Erzbischof für mich zum Ersatz erbeten werden könnte, und zwar als ‚Superior‘ der Schwestern. (Er hat dafür auch schon etwas Erfahrung, da er eine Zeitlang Spiritual bei Schwestern in Freiburg war.) [...] Vielleicht würde der Erzbischof, dem er ja etwas unbequem ist als Volksliturgiker, ihn leicht ziehen lassen; vielleicht würde er mir diesen ‚letzten Wunsch‘ erfüllen.*“¹⁸⁷

¹⁸⁴ Siehe Pfarrbriefe, Q 1.3.

¹⁸⁵ Theo Gunkel, Or (* 1898 Berlin, † 1972 Leipzig), gründete zusammen mit Heinrich Kahlefeld und Ernst Musial 1930 das Oratorium vom hl. Philipp Neri in Leipzig und war später dort Superior.

¹⁸⁶ Siehe Feneberg, S. 20–27; Schopfheim, S. 53–55, beide unter Q 3.2.

¹⁸⁷ Siehe Kienzler, 161f. Bereits in einem Brief vom Allerseelentag 1943 an seinen engen Mitarbeiter Br. Ambrosius (= Albert Stehlin, 1900–1969) hatte er diese Nachfolge-Möglichkeit ausführlich erwogen und mitgeteilt, der Gedanke an den gemeinsamen Freund Beil sei am Christkönigsfest „*plötzlich über mich gekommen*“. Eine Kopie dieses Briefes findet sich im Nachlass Gerlach, siehe Q 7.

8.3.2 *Im Visier der Gestapo*

Während des Krieges forderte die Verfolgung der Juden wie der „nichtarischen“ Judenchristen beide große Kirchen in besonderer Weise heraus. Alfons Beil berichtet von einem mutigen Versuch vor Ort, ohne Rückendeckung durch die offiziellen Kirchen Hilfe zu leisten. 1942 kommt er im Heidelberger Marienhaus mit Prälat Hermann Maas, Frau Dr. Marie Baum, Frau Dr. Gertrud Luckner und zwei weiteren Priestern zur Beratung zusammen *„über die Möglichkeiten, den Juden zu helfen“*.¹⁸⁸ *„Ich weiß leider nicht mehr, was das Ergebnis unserer damaligen Besprechung war.“* Deutlich in Erinnerung blieb ihm die Befürchtung Gertrud Luckners angesichts des Schweigens der Kirche zur Judenverfolgung: *„Wenn es sich nach dem Zusammenbruch darum handeln wird, dem Sieger gegenüber für unser Volk Fürsprache einzulegen, wird niemand dasein, der es mit innerer Zuständigkeit wird tun können.“* *Genau so ist es gekommen.*¹⁸⁹

Pfarrer Hermann Maas war in noch stärkerem Maße unter den evangelischen Geistlichen eine Ausnahme als Alfons Beil unter den katholischen.¹⁹⁰ Alfons Beil erinnert sich in einem Vortrag am 5. Dezember 1987 im Hermann-Maas-Haus in Heidelberg-Kirchheim, dass ihre Kontakte im Marianne-Weber-Kreis begonnen hätten.¹⁹¹ Bei einer Begegnung mit Martin Buber, *„wohl 1946 [...] im Pfarrhaus meines Freundes Richard Hauser“*, habe ihm Maas mit seiner perfekten Beherrschung des

¹⁸⁸ AmL, 20. *„Wir waren unser fünf“*, berichtet er in einer anderen Version und nennt *„meinen Freund Richard Hauser“* als Teilnehmer (AmL, 150). Die Angaben bei Heidel-Peters, Q 4, 339f, unterscheiden sich in Bezug auf den Zeitpunkt und den Teilnehmerkreis von der Darstellung in den *„Lebenserfahrungen“*, obwohl sie sich auf ein Gespräch mit Alfons Beil stützen (15. Juni 1983). Nach ihnen hätte das Gespräch schon 1941 und ohne Marie Baum stattgefunden. Hermann Maas (* 1877 Gengenbach, † 1970 Heidelberg) hatte als Vikar in Lörrach 1903 den 6. Zionistischen Weltkongress in Basel miterlebt und stand seitdem als Pionier des christlich-jüdischen Dialogs in freundschaftlichem Kontakt mit Chaim Weizmann und Martin Buber. Seit 1915 war er Pfarrer an der Heiliggeistkirche in Heidelberg. Marie Baum (* 1874 Danzig, † 1964 Heidelberg) war Sozialpolitikerin und Reichstagsabgeordnete der DDP. 1933 wurde sie wegen ihrer jüdischen Großmutter als Dozentin für Wohlfahrtspflege an der Universität Heidelberg entlassen. Gertrud Luckner (* 1900 Liverpool, † 1995 Freiburg i.Br.) engagierte sich zu diesem Zeitpunkt beim Deutschen Caritasverband um Hilfe für rassistisch Verfolgte, sie kam 1943 ins KZ Ravensbrück, siehe Günter Stemberger, Artikel Luckner, Gertrud, in: LThK 6, ³1997, Sp. 108.

¹⁸⁹ AmL, 151.

¹⁹⁰ Heidel-Peters, Q 4, S. 322.

¹⁹¹ Marianne Weber führte den privaten Gesprächskreis mit Heidelberger Gelehrten weiter, den ihr Mann Max († 1920) bereits zu seinen Lebzeiten begründet hatte und an dem ihr Schwager Alfred Weber beteiligt war.

Alt- und Neuhebräischen imponiert.¹⁹² Für die nationalsozialistische Schikane, Alfons Beil „um 1939“ den Pass nicht zu verlängern, berufen sich Heidel-Peters (Q 4, 262) auf das bereits erwähnte Gespräch mit Alfons Beil vom 15. Juni 1983. Für diesen Vorfall finden sich sonst keine Anhaltspunkte.

Aus Freiburg schickt Freund Heinrich Höfler Alfons Beil Gedichte Reinhold Schneiders, darunter auch das Sonett „*Allein den Betern kann es noch gelingen*“.¹⁹³ „*Dieses Sonett wurde mir beinahe zum Verhängnis. Ich hatte es mehrfach an den Kirchentüren angeschlagen. Da erfolgte eine Anzeige bei der Gestapo.*“¹⁹⁴ In einem Interview 1995 erscheint die höchst anschaulich geschilderte Szene als bemerkenswertes Beispiel eines Sonderfalls. Denn das System war „*verruht in Potenz, aber die Menschen, die es bedienten, die blieben manchmal noch Menschen*“. Alfons Beil kommt mit einer strengen Verwarnung davon.¹⁹⁵

In seinen „Lebenserfahrungen“ kommt Alfons Beil immer wieder auf den für ihn wegweisenden Reinhold Schneider zu sprechen. Am Heidelberger Friedenskreuz 1983 erinnert er an dessen Engagement gegen den

¹⁹² AmL, 151.

¹⁹³ Heinrich Höfler (* 1897 Schwetzingen, † 1963 Bonn) war 1922–1931 Redakteur des Heidelberger Zentrumsblatts „Pfälzer Bote“, in dem Alfons Beil 1931 vier Artikel gegen den Nationalsozialismus und den Antisemitismus veröffentlicht. Als Caritasdirektor in Freiburg verfügte er während des Krieges über Kontakte zum Alsatia-Verlag in Colmar, bei dem Alfons Beil die zweite Auflage von „In Christo Jesu“ unterbringen konnte. Später war Höfler Bundestagsabgeordneter der CDU im Wahlkreis Emmendingen, siehe Hermann Kopf, in: Badische Biographien NF II, S. 136ff. In seine Broschüre „Umkehr. Zur Prüfung der Geister“, siehe Q 3.1, hat Alfons Beil den ergreifenden Brief Höflers an seine Tochter nach dem glücklichen Überstehen seiner Gestapo-Haft im April 1945 aufgenommen. Zu Reinhold Schneider (* 1903 Baden-Baden, † 1958 Freiburg i. Br.) siehe Wolfgang Frühwald, Artikel Schneider, Reinhold, in: LThK 9, ³2000, Sp. 192.

¹⁹⁴ AmL, 20. Heidel-Peters verlegen trotz Beils Hinweis „in den letzten Kriegsjahren“ (AmL, 20) den Vorfall in das Jahr 1937, siehe Q 4, 321.

¹⁹⁵ „Vor sich liegen hatte er einen Schrieb von Karlsruhe – die Heidelberger Gestapo war nur ausführendes Organ der Karlsruher – und da stand: ‚Was haben Sie sich bei dem Gedicht gedacht?‘ Ich sagte, ‚Das, was da steht! Nicht nur Täter, sondern auch Beter.‘ Dann sagte er – stellen Sie sich vor –, er sagte wörtlich: ‚Sie können sich aber wohl denken, was – wörtlich – sich die bösen Nazis darunter vorstellen.‘ ‚Ja, was denn?‘ ‚Angriff auf die Staatsgewalt.‘ Da sagte ich, ‚Ha, – wenn ich das ganz genauso gemeint hätte, dann hätte ich’s vielleicht nicht angeschlagen.‘ Da sagte er: ‚Das habe ich mir auch gedacht.‘ Da wußte ich schon, der will mir, scheint’s helfen.“ Den weiteren Fragen nach dem Verfasser des Gedichtes und wie er in dessen Besitz gelangt sei, kann Alfons Beil geschickt ausweichen, ohne Heinrich Höfler und Reinhold Schneider zu gefährden. „Soviel ich weiß“, sagte ich, ‚ein gewisser Reinhold.‘ Und der fragte nicht, wie er sonst noch heißt! War allerhand, nicht wahr? Ich hörte dann später, Reinhold Schneider war auch belangt worden, kam aber noch davon“, siehe Moraw-Ast, Q 4.

Einsatz der Atombombe (110). Zu „*einer der schwersten Anfechtungen des Glaubens*“ sei ihm das Leiden der Tiere geworden (402). Selbst von der bohrenden Gottesfrage bedrängt, denkt er an den Dichter, der „*unter der Wucht zumal von Fragen der Theodizee zusammengebrochen sei*“ (430).

8.3.3 *Der Fragebogen (1945)*

Das Sonett-Verhör dokumentiert Alfons Beil zusammen mit zwei weiteren Gestapo-Vorladungen in einem einzigartigen Aktenstück. Im berühmt gewordenen „*Personal Questionnaire*“ beantwortet er am 3. August 1945 die 131 Fragen, mit deren Hilfe die amerikanische Militärregierung in Deutschland die Entnazifizierung in ihrer Besatzungszone in die Wege leitete. Auf die Frage nach der Beschränkung der beruflichen Freiheit durch die Nationalsozialisten gibt er an: „*Vernehmung und Verwarnung durch Gestapo Heidelberg im Mai 1940 wegen Brief an die Soldaten, am 23. Mai 1942 wegen Jugendseelsorge und am 15. April 1943 wegen öffentlicher Verwendung eines Sonetts von Reinhold Schneider* [in der englischen Spalte: „*public use of poem against the NS-spirit*“]. *Zeugen: Sr. Camilla Hauser u. Fr. Helene Längle beide Hdlbg/Bergh. 108.*“¹⁹⁶ Unter „*D. Schriftwerke und Reden*“ mussten alle politisch relevanten Veröffentlichungen „*von 1923 bis zum heutigen Tage*“ aufgeführt werden. Alfons Beil nennt neben den vier genau datierten Artikeln gegen Nationalsozialismus und Antisemitismus 1931 im Pfälzer Boten zwei Publikationen in „*Der Seelsorger*“ von 1932/33. Sein Einkommen von 1933 bis 1944 gibt er in Spalte F mit jährlich ca 3800 RM, plus je 100 RM für „*Schriftwerke/Writings*“, an. Unter „*H. Auslandsreisen*“ vermerkt er gewissenhaft eine Fahrt in die Schweiz im Sommer 1933, „*one day*“ und auf eigene Kosten. Der „*Zweck der Reise*“ diente der Besichtigung der Stadt Basel.¹⁹⁷ Als Zeuge angegeben ist „*Dr. Ferdinand Lehr,*

¹⁹⁶ Siehe Personalalia. Im Fall der Jugendseelsorge „*ging's um harmlose Dinge, da hatte in der damals noch nicht ausgebauten Unterkirche von St. Albert die Jugend Ball gespielt. Christliche Jugendarbeit war streng verboten!*“, erinnert sich Alfons Beil in dem Zeitungsinterview aus Anlass des Gedenkens an den 8. Mai im Jahr 1995, siehe Moraw-Ast, Q 4.

¹⁹⁷ Die NSV-Mitgliedschaft 1934–45 Alfons Beils könnte, wie des Öfteren bezeugt, als defensive Schutzmaßnahme gegen weitergehende politische Zumutungen verstanden werden. Dies wäre am Beispiel anderer Freiburger Kleriker zu überprüfen. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Erinnerung in den „*Lebenserfahrungen*“ an ein Gespräch mit Prälat Jauch im Jahr 1939: „*Er kannte meine Einstellung und gab mir u. a. zu überlegen, daß die NSV, die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt, doch etwas ähnliches wie unsere Caritas sei. Ich erwiderte*

Prof. f. Religion, Heidelberg/Werderstr. 47“.¹⁹⁸ Für die Maßnahmen der amerikanischen Besatzungsmacht kann Alfons Beil Verständnis aufbringen, „besonders nach dem, was sie in den Konzentrationslagern vorgefunden hatte. Die Nazi-Faschisten hatten ja auch alles getan, um eine Unterscheidung zwischen ihnen und dem Volk unmöglich zu machen“. Dennoch setzt er sich für einen Zellenleiter und Volkssturm-Major, der integer geblieben war, nach einer böswilligen Denunziation ein. „Da kam ich aber nicht gut an. Der betreffende Offizier und seine Sekretärin konnten es nicht fassen, daß ein katholischer Priester sich für solch einen Menschen verwende. Schließlich bekam ich die Tür auf; der Herr wurde bald wieder frei.“¹⁹⁹

8.4 Stadtpfarrer, Dekan, Geistlicher Rat, Prälat (1948–1971)

„Im Jahr 1948 wurde ich dort Pfarrer und als solcher im Jahr 1950 zum Dekan des Kapitels Heidelberg gewählt. Als Dekan trat ich im Jahr 1969 zurück. Nach Vollendung des 75. Lebensjahrs im Jahr 1971 trat ich auch als Pfarrer in den Ruhestand.“²⁰⁰ Am 14. Februar 1948 wurde die Kuratie aus dem Gründungsstatus einer „Quasipfarrei“ zur Pfarrei St. Albert erhoben, im Mai 1948 der Kurat als Stadtpfarrer investiert.

„In Anerkennung der opferwilligen Tätigkeit in der Seelsorge, besonders der umsichtigen und zielbewussten Leitung der Pfarrkuratie und der Pfarrei St. Albert in Heidelberg, der wissenschaftlichen Weiterarbeit und praktischen Auswertung der Studien in der pastorellen Einflussnahme, sowie in Würdigung der bisher tadelfreien priesterlichen Hal-

ihm: ‚Herr Prälat, ich hoffe, bei unserer Caritas geht es wirklich um Liebe; dort aber geht es um Macht‘“ (AmL, 19).

¹⁹⁸ Dr. Ferdinand Lehr war Studienprofessor am Kurfürst-Friedrich-Gymnasium in Heidelberg und an der Pädagogischen Hochschule. Erzbischof Eugen Seiterich war mit ihm und Richard Hauser vom Studium her befreundet und nannte die beiden mit Beil zusammen „Die drei Kappadokier in Heidelberg“. „Ein Herr in Freiburg bekam das in die falsche Kehle und sprach von den drei Ephesiern! – Später trennten sich unsere Wege etwas; aber der Freundschaft tat es keinen Eintrag“ (AmL, 37). In seiner Antwort auf Hans Jörgen Gerlachs Anfrage nach Alfons Beil erinnerte sich Weihbischof Dr. Bernd Uhl an seine Vikarszeit in Heidelberg an der Jesuitenkirche 1974–1977: „Er gehörte zu den drei ‚Eisheiligen‘, wie die Heidelberger Katholiken es ausdrückten [...] Ihren Namen hatten sie von ihren grauen Haaren. Auf mich wirkte Alfons Beil auch etwas ‚eisig‘, d. h. sehr zurückhaltend und nicht unbedingt herzlich. Trotzdem habe ich ihn damals als meinen Beichtvater ausgewählt, weil er nicht mehr im aktiven Dienst stand“ (16. Juni 2009, Nachlass Gerlach Q 7). Zu Eugen Seiterich siehe Anm. 203.

¹⁹⁹ AmL, 75.

²⁰⁰ AmL, VI; siehe Personalialia.

„*tung und der kirchentreuen Gesinnung*“ wird Alfons Beil zum „*Geistlichen Rat ad honorem*“ ernannt.²⁰¹ Die Formulierung der Würdigung verrät, dass Alfons Beil mit seinem nachhaltigen Bemühen um Reform und Erneuerung auch von der Kirchenbehörde nicht länger als Außen-seiter betrachtet werden konnte. Die Auszeichnung erfolgt durch Erzbischof Wendelin Rauch, den Alfons Beil als „*in vielem ganz anderer Art, wenig sprunghaft und alles in allem grundsätzlicher, aber in vielem recht eng*“ beschreibt.²⁰²

Dagegen hat er Eugen Seiterich mit „*seinem leider nur vier Jahre dauernden Wirken als Bischof [...] in angenehmer Erinnerung*“.²⁰³ Er sei der erste Erzbischof gewesen, der sich „*im Ordinariat ohne Bischofskreuz zu bewegen*“ begann.²⁰⁴ „*Tod und Beerdigung des beliebten Bischofs*“ habe Reinhold Schneider einen Monat vor seinem eigenen Tod zu einem tief ergreifenden Nachruf in „*Winter in Wien*“ bewegt. Bezeichnend für Alfons Beils Wertschätzung ist schließlich sein Kommentar, mit dem er die Nachricht „*von den beiden Freunden*“ des Erzbischofs wiedergibt, „*wie sehr es ihn traf, als Papst Pius XII. ihm Schäufole als ‚Mitarbeiter‘ gab: aber ‚Episcopus‘ heißt ja ‚Aufseher‘!*“²⁰⁵

Umgekehrt weiß der Erzbischof sehr wohl, was er an dem Heidelberger Dekan hat. Er schickt ihn als seinen Vertreter zum Pastoral-Liturgischen Kongress im September 1956 nach Assisi. Alfons Beil erlebt einen

²⁰¹ Die Akte des Beschlusses vom 19. August 1952 umfasst die Benachrichtigung mit den Glückwünschen (I.), den Text der Urkunde (II.) und den Hinweis auf ein Inserat im Amtsblatt (III.), siehe Personalia.

²⁰² Wendelin Rauch (* 1885 Zell am Andelsbach, heute Pfullendorf, † 1954 Freiburg i. Br.) wurde am 38. Jahrestag seiner Priesterweihe 1948 als Erzbischof von Freiburg inthronisiert, siehe Schmider, Q 8, 155; siehe auch Konrad Hilpert, Artikel Rauch, Wendelin, in: LThK 8, 31999, Sp. 851. Als Beispiel für das noch ganz im 19. Jahrhundert verhaftete Denken Rauchs führt Alfons Beil die Erfahrung eines jungen Mannes aus seiner Gemeinde an, der Konviktsdirektor Rauch seine Bedenken gegen einen Kriegsdienst für Hitler vortrug und daraufhin mit dem Bescheid entlassen wurde, „*er sei der Verantwortung eines Priesters nicht gewachsen*“ (AmL, 77).

²⁰³ AmL, 78. Eugen Seiterich (* 1903 Karlsruhe, † 1958 Freiburg i. Br.) war der bei seiner Inthronisation 1954 bis dahin jüngste Freiburger Erzbischof, siehe Schmider, Q 8, S. 163; siehe auch Klaus Reinhardt, Artikel Seiterich, Eugen, in: LThK 9, 32000, Sp. 410.

²⁰⁴ Einem Kritiker habe er geantwortet: „*Der Oberbürgermeister trägt im Rathaus nicht ständig die Amtskette!*“, siehe AmL, 78.

²⁰⁵ Hermann Schäufole (* 1906 Stebbach b. Eppingen, † 1977 Langenegg/Vorarlberg) wurde 1955 zum Weihbischof von Freiburg ernannt. „*Pius XII. war sein Vorbild*“, siehe Barbara Henze, Artikel Schäufole, Hermann, in: LThK 9, 32000, Sp. 113.; siehe auch Schmider, S. 168–174. Die genannten Freunde sind wohl Richard Hauser und Ferdinand Lehr, siehe Anm. 198. Zur ersten Begegnung von Alfons Beil und Hermann Schäufole 1925 siehe Anm. 27.

„lebendigen, aufgeschlossenen, geist- und herzerfrischenden Kongreß, [...] eine wesentliche Vorbereitung dessen, was einige Jahre später Johannes XXIII. und sein Konzil verwirklichten“. In scharfem Kontrast dazu steht für ihn die abschließende Audienz bei Papst Pius XII. im Vatikan. „Peinlicher Reliquienkult“ sei der Umgang mit Tonsurkappchen gewesen, die Seminaristen ihm reichten. „Er setzte sie auf und gab sie zurück.“ Eine Attacke besonders auf Karl Rahner, der kurz vorher mit seinem „Das eine Meßopfer und die vielen Messen“ hervorgetreten war, habe „in der beklemmend schwülen Aula“ als kalte Dusche gewirkt.²⁰⁶

Kurz danach erhebt Papst Pius XII. Beil zum Geheimkämmerer „inter Suos Cubicularios“ mit dem Titel Monsignore (24. November 1956). Generalvikar Dr. Simon Hirt²⁰⁷ übersendet mit der Urkunde auch ein vierseitiges Faltblatt „Istruzioni“, auf dem in italienischer Sprache Status und Privilegien eines „Cameriere“ erläutert sind. Unterstreichungen und Anmerkungen bezeugen, dass Alfons Beil sie aufmerksam studiert hat. Von den Bestimmungen beim Tod des Papstes unter Punkt 16 ist er dann zweimal betroffen.²⁰⁸ Nach dem Tod Papst Pius' XII. teilt ihm Generalvikar p. t. Aschenbrenner mit, dass der neue Papst Johannes XXIII. dem Ersuchen des Erzbischofs „um die Wiederverleihung dieses Titels“ entsprochen hat (2. Dezember 1959). Über die Wiederverleihung durch Papst Paul VI. informiert ein Schreiben von Generalsekretär p. t. Vetter am 9. Dezember 1963.²⁰⁹ Mehrfach bezeugt ist, dass Alfons Beil auf diesen Titel wie auf seine anderen keinen großen Wert gelegt hat. Pfarrer Alwin Schneider überliefert in seinen privaten „Beil-Notizen“ (18. November 1984) eine amüsante Anekdote.²¹⁰ Michael Raske er-

²⁰⁶ AmL, 27f.

²⁰⁷ Dr. Simon Hirt (* 1890 Bohlingen, † 1958 Freiburg) war von 1946 bis 1948 und von 1952 bis 1958 Generalvikar, von April bis September 1954 zudem Kapitelsvikar und Diözesanadministrator.

²⁰⁸ „16° I Camerieri Segreti e d'Onore cessano di far parte della Corte Pontificia e perdono in conseguenza titolo, privilegi e distintivi, alla morte del Sommo Pontefice, dopo la tumulazione delle auguste spoglie.“

²⁰⁹ Alle genannten Urkunden und Schreiben sind im Besitz von Pfarrer Alwin Schneider, siehe Q 1.3. In den Personalien finden sich ein Formblatt und die Urkundenabschrift für die Ernennung 1956 sowie eine Kopie der Nachricht über die Wiederverleihung 1959, Nr. 151524.

²¹⁰ Siehe Q 4: „Wenn im Pfarrhaus Besuch war und der Besucher sprach unseren Dekan mit ‚Herr Prälat‘ an, kam sicher nach einiger Zeit diese Geschichte, halb deutsch, halb italienisch: ‚Man fischte im Tiber nach einem Mann, der ins Wasser gefallen war, zog ihn hoch und sah, dass es ein Prälat war, und ließ ihn wieder fallen mit den Worten: Abbiamo tutti, von denen haben wir schon genug.‘“ In den „Lebenserfahrungen“ zitiert Alfons Beil diese Anekdote lateinisch als frivolen Scherz aus der Vorlesung von Arthuro Vermeersch, 45.

wähnt die Rückgabe des Prälatentitels aus Protest gegen Pläne, den Limburger Bischof Kempf in seiner Amtsführung zu beschneiden.²¹¹

Von allgemein zeitgeschichtlichem Interesse ist der Bescheid des Erzbischöflichen Ordinariats vom 24. April 1962. Er bescheinigt Alfons Beil auf seinen Antrag hin, daß sein privateigener Motorroller als Dienstfahrzeug anerkannt wird. Er werde zu mehr als 75 Prozent „in Ausübung seiner beruflichen Verpflichtungen“ und ohne Fahrkostenerersatz genutzt. Zwei Jahre später wird die Bitte um Anschaffung eines Goggomobils von 250 cm³ (10. März 1964) gewährt: „Wir genehmigen hiermit, daß Ew. Hochwürden einen privateigenen PKW anschaffen und unterhalten und erkennen denselben als Dienstfahrzeug an“ (16. März 1964).²¹²

Eine ausgedehnte Korrespondenz mit dem Ordinariat findet ihren Niederschlag in der Personalakte, als Alfons Beil 1964 dienstliche Nachweise und Bescheinigungen für eine Besuchsreise in den USA benötigt. Die letzten Dokumente sind Glückwunschsreiben des Erzbischofs zu Jubiläen und Geburtstagen und einzelne Zeitungsberichte zu diesen Anlässen.

Im zweiten Band des Predigtbuches von St. Albert ist nach Vermerken zum „21. Sonntag i. J. (12. n. Pf.)“, das ist der 22. August 1971, von anderer Hand eingetragen: „Am 20. August 71 ist Dekan [sic] Dr. Alfons Beil nach 36jähriger Tätigkeit in St. Albert in den Ruhestand getreten. Das Erzb. Ordinariat hat Kaplan Albert Rapp von St. Bonifatius (Oratorium des hl. Philipp Neri) mit der Verwaltung der Pfarrei St. Albert ab 20. August 71 beauftragt. Der Dienstantritt geschah am 21. [korrigiert aus 28.] August 71. Vikar Bruno Hill ist ab 1. Sept. 71 als Vikar nach Ladenburg versetzt.“²¹³

²¹¹ Siehe Raske, Zeitgenosse, Q 4. Wilhelm Kempf (* 1906 Wiesbaden, † 1982 ebd.), seit 1949 Bischof von Limburg, „gilt als einer der profiliertesten dt. Nachkriegsbischöfe“. Seine liberale Haltung veranlasste Nuntius Bafile im September 1973, „einen Apostolischen Administrator für Limburg zu fordern. K. wurde rehabilitiert“, siehe Hermann H. Schwedt, Artikel Kempf, Wilhelm, in: LThK 5, ³2000, Sp. 1392 f.

²¹² Siehe Personalalia. Ein Goggomobil dieser Klasse durfte mit Motorradführerschein gefahren werden. Alfons Beils Zweiräder werden auch in den Jahresberichten genau registriert. Führt er zunächst ein kleineres Krafrad (1936, 1937), erwirbt er 1938 den Führerschein Klasse IV, erhält aber nicht den ab 1939 im Zeichen der Benzinknappheit benötigten „Roten Winkel“ auf dem Nummernschild (1939, 1940). In den Berichten 1941 und 1942 ist „das Krafrad außer Betrieb“, 1947 ist eine „DKW 200 z. Zt. gebrauchsunfähig“, siehe Personalalia.

²¹³ Im Lebenslauf der „Lebenserfahrungen“ ergänzt Alfons Beil: „Seitdem wohne ich in Heidelberg-Südstadt und helfe in der Pfarrei St. Michael als ‚Subsidiarius‘ mit“, AmL, VI.

8.5 Im Ruhestand

Im Kontext des biografischen Umrisses wird auf die schriftstellerische Tätigkeit Alfons Beils im engeren Sinne inhaltlich nicht eingegangen und bleibt damit auch eine genauere Bestimmung seines theologischen Profils ausgespart. Für die Zeit nach der Pensionierung stehen mit den „Lebenserfahrungen“ und den „Aggiornamenti“ umfangreiche Quellen mit persönlichen Kommentaren und aktuellen Stellungnahmen zu brisanten gesellschaftlichen und kirchlichen Entwicklungen zur Verfügung.²¹⁴ Sie lassen einen Zeitgenossen erkennen, *„der nüchtern-leidenschaftlich an Freude und Leid der Menschen teilnimmt, ein Christ und Seelsorger, der sich für die gesellschaftlich und kirchlich am Rande Stehenden einsetzt, ein Theologe, der mit geistlichem Unterscheidungsvermögen und in deutlicher Sprache Fehlentwicklungen aufzeigt, der unermüdlich für eine Erneuerung der Kirche im Geist des Evangeliums eintritt“*.²¹⁵ Der letzte Eintrag des nun 99-jährigen schließt am Donnerstag, 7. Dezember 1995, mit einem Anklang an das Tagesoratorium des ersten Adventssonntags.²¹⁶

Durch alle diese Einträge zieht sich die Grundüberzeugung Alfons Beils, dass sich aus der Treue zum Evangelium nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht zum eindeutigen politischen Engagement ergibt. Als Beispiel sei in diesem Zusammenhang auf seine Rede am Heidelberger Friedenskreuz²¹⁷ bei einer Protestkundgebung von Pax Christi gegen die Nachrüstung der NATO am 11. September 1983 hingewiesen. Hier finden sich exemplarisch im Denken Alfons Beils verwurzelte Motive, die auch in anderen Zusammenhängen erscheinen.²¹⁸

²¹⁴ Siehe Q 2.

²¹⁵ Raske, Michael, Zeitgenosse, Q 4.

²¹⁶ *„Excita: Herr, was schläfst du! Weck auf deine Macht! Weck auf unsere Herzen, daß wir deinem Eingeborenen bereiten den Weg zum Heil! – Explicit. Da meine Augen versagen, höre ich auf, meine Erinnerungen schreibend festzubalten. Ich danke allen, die sich die Mühe nahmen, mich anzuhören, und wünsche ihnen fernerhin die Offenheit des Geistes und des Herzens für die befreiende Wahrheit.“*

²¹⁷ Das „Heidelberger Friedenskreuz“ an der Speyerer Straße wurde auf Initiative von Heidelberger Katholiken an der Stelle eines zerfallenen mittelalterlichen Steinkreuzes errichtet und von Alfons Beil am 13. September 1953 geweiht.

²¹⁸ Im Blick auf den Beitrag der Amerikaner zur Befreiung Deutschlands 1945, aber auch auf *„den mutigen Schritt der amerikanischen Bischofskonferenz gegen die Aufrüstung“* warnt er vor einem *„Anti-amerikanismus-Komplex“*, hebt aber zugleich den gravierenden *„Widerspruch zur derzeitigen Regierung der Vereinigten Staaten“* hervor: *„Was ist nun die Lage? Jahr für Jahr*

Mit dieser Haltung vertritt Alfons Beil Positionen, die in der kirchlichen Erneuerungsbewegung nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehrheitsfähig waren. Bezeichnend dafür ist seine Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils. Es ist für ihn nicht nur die ersehnte Bestätigung, sondern weit mehr eine Herausforderung, die Anstöße der Kirchenversammlung in einer veränderten Welt zu einem Zeugnis ermutigender Hoffnung voranzutreiben und auszugestalten.²¹⁹

werden Abermilliarden für die Herstellung von Massenvernichtungswaffen aufgewandt, während Abermillionen Menschen hungern und verhungern. Die Vereinigten Staaten, das reichste Land der Erde, haben dank einer erbarmungslosen Herrenmoral selbst um die 30 Millionen Arme. Ist es zuviel gesagt, wenn man das himmelschreiend nennt?“ Eine Kürzung des Wehrstats sei auch im Blick auf die Verschmutzung und Zerstörung der Umwelt geboten. „Man hält uns entgegen, die nukleare Abschreckung wolle den Tod von Millionen ja gerade verhindern. Eine Abschreckung aber hat nur Sinn, wenn man bereit ist, gegebenenfalls damit Ernst zu machen. Also: man ist zu jenem himmelschreienden Verbrechen bereit.“ In diesem Zusammenhang ist es Alfons Beil wichtig, nicht über die Gewissensentscheidung Andersdenkender zu urteilen oder ihnen den guten Glauben abzusprechen. „Wir hören weiter: Es handelt sich hier um eine politische, keine religiöse Frage. Ihr wollt die Kirche wieder politisieren. Mag die Frage Krieg und Frieden einmal vor allem eine politische Frage gewesen sein – eine rein politische war sie noch nie – heute ist sie eine eminent religiöse Frage.“ Zur Begründung erfolgt ein Hinweis auf Erklärungen des Weltrats der Kirchen in Vancouver, von Kardinal König. Dorothee Sölle habe in Vancouver erklärt: „Der Militarismus ist der größte Menschheitsversuch, Gott endgültig loszuwerden, die Schöpfung ungeschehen zu machen und die Erlösung zur Fülle des Lebens zu verhindern.“ – „Ein anderer Vorwurf: ‚Was wollt ihr Dilettanten, ihr naiven Idioten in Wehrfragen gegen die Sachverständigen? Hier haben wir den Fall, daß die Experten, die Sachverständigen, vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sehen. Der Wald aber bedeutet hier die Gefahr des Holocausts der Menschheit.‘“ Den Vorwurf, sich antidemokratisch gegen das vom Volk gewählte Parlament zu stellen, das hinter dem NATO-Doppelbeschluss stehe, weist er mit dem Hinweis auf die „legale“ Machteroberung Hitlers zurück und fügt hinzu, ihm sei bewusst, dass dieser Vergleich ungeheuerlich klingen mag. Nach Erinnerungen an den Atombombenabwurf von Hiroshima und Nagasaki und den die Piloten seelsorgerlich begleitenden P. George Zabelka sowie an Reinhold Schneider bringt er seine Forderung auf den Punkt: Es müsse um eine „Vorgabe an Vertrauen“ und einen „ersten Schritt zur Abrüstung“ gehen. Hier treffen sich, bezeichnend für Alfons Beils Denken, die individuelle und die politische Dimension: „Von uns selbst fordern wir, unbeirrt durch Verhöhnung Verdächtigung und Verleumdung, gewaltfrei das uns Mögliche zu tun, um dem drohenden Unheil zu steuern. Dabei ist uns klar, daß Umdenken und Umkehr im persönlichen und familiären Bereich zu beginnen hat. Was unser Bemühen im Großen betrifft: gehen wir an gegen die weitverbreitete Resignation, die Preisgabe der Hoffnung, die letztlich Verzweiflung bedeutet, und hoffen wenn auch – ein Ausdruck des Apostels Paulus (Röm 4, 18) –, wenn auch wider alle Hoffnung, das heißt gegen alle natürliche Erwartung, vertrauen auf das Wort unseres Heilbringers: ‚Selig, die Frieden stiften!‘ (Mt 5, 9).“ Die Römerbriefstelle ist seine Lieblingsstelle, auf sie greift Alfons Beil in seinen Schrift-Zitaten am häufigsten zurück.

²¹⁹ Das wird sichtbar etwa bei der unaufgeregten Aufnahme der Liturgiereform 1963 in St. Albert, die lediglich einen vorausseilenden Gehorsam zu legitimieren scheint: „Wir wollen uns freuen, daß jetzt in der Kirche weltweit das Eingang findet, um was wir uns hier schon lange bemühen“, Auskunft von Pfarrer Schneider am 2. Oktober 2012. Michael Quisinsky erläutert

Es ist ausführlicher zu untersuchen, ob unter diesem Aspekt die außerordentlich hohe Wertschätzung Alfons Beils eingeordnet werden kann, die sich in einer erstaunlichen Fülle von Sympathiebekundungen und Ehrungen zeigte. Dann hätte er mit seiner Lebensgeschichte die Überwindung eines engen, nicht mehr plausiblen Glaubens- und Kirchenverständnisses bezeugt und damit die Glaubwürdigkeit gewonnen, eben den Zugang zur katholischen Überlieferung, den er sich erkämpft hatte und für den er immer noch streiten wollte, einer nachfolgenden Generation zu erschließen. So wäre ein alter Mann weniger seiner früheren Leistungen wegen gefeiert worden, sondern weil er als prophetische Gestalt immer noch Entscheidendes zu sagen hatte, mochte man seine Meinungen im Einzelnen teilen oder auch nicht.

Einige markante Beispiele für die erstaunliche Nachhaltigkeit dieser Reverenz seien angeführt. Die Feier des diamantenen Priesterjubiläums richtet die Gemeinde am 18. November 1984 zusammen mit dem fünfzigsten Jahrestag der Kirchweihe von St. Albert aus.²²⁰ Prof. Emil Vierneisel beschließt seine eindrucksvolle Laudatio in der „Rhein-Neckar-Zeitung“ am Vortag des Festes mit dem Hinweis auf eine Veranstaltung in der Heidelberger Stadthalle: *„In der morgigen Feierstunde wird Walter Dirks den Festvortrag halten über das Thema: ‚Wir Laien und unsere Priester.‘ Dem so unklerikalen Jubilar kann nicht sinnvoller gehuldigt werden als durch das Wort dieses wirklich mündigen Laien.“*²²¹

diesen Zusammenhang am Beispiel des zehn Jahre jüngeren Freiburger Stadtpfarrers Eugen Walter, der 1969 in die theologische Erwachsenenbildung wechselt: Es konnten *„Angehörige der von der Liturgischen Bewegung geprägten und mit ihr wachsenden Generation eine geistige Bewegung durchlaufen, die mehr oder weniger aus dem Innenraum einer wenn auch als ungenügend empfundenen, so doch gefestigten und zusammenhängenden Religionsausübung heraus in die Gesellschaft hinein erfolgte“*. Für Eugen Walter blieben jedoch *„Leitfragen und -impulse aus der Zeit der Liturgischen Bewegung eine vorrangige Referenzgröße für die weitere Rezeption des Konzils, während er andere Themen und Impulse des Konzils weniger stark in den Blick nahm“*, siehe Q 8, 202f.

²²⁰ Einem Bericht der „Rhein-Neckar-Zeitung“ zufolge nahm am Festgottesdienst *„ganz Bergheim“* teil (19. November 1984). Vier von Alfons Beils sieben ehemaligen Vikaren waren Konzelebranten, Michael Raske hielt die Predigt. Eine von Alfons Beil handschriftlich angefertigte Liste seiner Vikare befindet sich im Besitz von Pfarrer Schneider, sie ist undatiert.

²²¹ Emil Vierneisel (* 1890 Lauda, † 1973 Heidelberg) war 1953–1955 Direktor des Helmholtz-Gymnasiums in Heidelberg. Alfons Beil hat Walter Dirks (* 1901 Höchst, † 1991 Wittau) bei der RMV kennen gelernt. In den „Lebenserfahrungen“ zitiert er mehrfach *„sein weises Wort“*: *„Wir haben in einem Volk auszuhalten, das nun in einem hohem Maße verführbar ist“*, in den „Aggiornamenti“ erzählt er von einem gemeinsamen Besuch bei Willy Oeser; zu Dirks siehe Ulrich Bröckling, Artikel Dirks, Walter, in: LThK 3, ³1995, Sp. 258.

„*Der sehr forsche und modern eingestellte Theologe*“ wird zu seinem 70. Priesterjubiläum 1994 von einer Delegation aus Gutenstein mit Ortsvorsteher Kurt Unger besucht, wie die örtliche Presse in Text und Bild berichtet.²²² Zehn Jahre nach seinem Tod beschließt der Ortschaftsrat 2007, in Gutenstein eine Straße nach Alfons Beil zu benennen. Im November 2008 wird eine „*Gutensteiner Gedenktafel*“ am Grundstück des Geburtshauses Burgfeldenstraße 38 aufgestellt.²²³

In Heidelberg wird der 90. Geburtstag unter anderem in einem längeren Artikel mit Bild von Dekan Berthold Mogel gewürdigt (RNZ, 3. September 1986). Die aufschlussreiche Schlagzeile „*Fragend nach dem Geist des Evangeliums – Abhold jeglicher Intoleranz und ideologischer Einseitigkeit*“ greift Formulierungen aus Mogels Text auf, die zugleich auch das kirchliche Selbstverständnis des Verfassers bekunden, das bei diesem Ereignis der Heidelberger Öffentlichkeit präsentiert werden soll.²²⁴ Nach dem Beschluss des Heidelberger Stadtrats 2002, den „Albertusplatz“ neben der St.-Albert-Kirche in „Alfons-Beil-Platz“ umzubenennen, weist die Zeitschrift „Publik-Forum“ in Text und Bild nachdrücklich auf die bevorstehende Einweihungszeremonie hin.²²⁵

8.6 Tod und Begräbnis

„*Ich bereite mich vor auf den Umzug ins Altenzentrum Mathilde Vogt, um dort meine letzten Erdentage zu verbringen*“, beendet Alfons Beil am 16. März 1995 „Aggiornamento VII“.²²⁶ Einen eindrucksvollen Bericht vom Sterben Alfons Beils gibt Pfarrer Alwin Schneider in seiner

²²² Siehe Q 4.

²²³ Siehe Q 6. Alfons Beils Mutter hatte das Haus schon 1929(!) verkauft und war nach Meßkirch gezogen. Eine Alfons-Beil-Straße scheint es in Gutenstein bis heute nicht zu geben.

²²⁴ Siehe Q 4.

²²⁵ „*Er war von kleiner Gestalt, aber ein großer Geist in der katholischen Kirche: der Heidelberger Pfarrer und Kirchenreformer Alfons Beil. Unzählige Wortmeldungen von Beil, der über 100 Jahre alt wurde, hat Publik-Forum veröffentlicht [...] Am 16. Juni wird der Albertusplatz vor Beils Pfarrkirche Sankt Albert in Alfons-Beil-Platz umbenannt. Um zehn Uhr ist ein Festgottesdienst, anschließend Platzbenennung und Gemeindefest*“, siehe Q 5.

²²⁶ Das Heim liegt in der Schwarzwaldstraße in Heidelberg-Kirchheim. Dass Alfons Beil die mit diesem Umzug verbundene Absicht, seine Erinnerungen zu beschließen, inzwischen wieder aufgegeben hat, kommentiert er am 1. April 1995 zu Beginn von „Aggiornamento VIII“ selbstironisch: „*Wie schwer es doch sein kann, einmal aufzuhören! Ob auf mich nicht zutrifft, was von jenem Pfarrer erzählt wird: Er predigte und zwei Mitbrüder standen hinten und hörten zu. Der eine sagte zum andern: Du, der wird nicht fertig. Der andere: Fertig ist er schon lange; aber er kann nicht aufhören*“, siehe Q 2.

zweiseitigen Aufzeichnung „*In den letzten Tagen von Dekan Beil*“. Am Dienstag (25. Februar) bringt er ihm von der morgendlichen Eucharistiefeyer die letzte Kommunion. Am Samstag (1. März) eilt er auf einen besorgten Anruf der ehemaligen Pfarrsekretärin Elisabeth Kolmer ans Krankenbett: „*Er ist allein im Zimmer [...] die Hände gefaltet liegt er da und schaut mich an [...] Seine Lippen bewegen sich, er will etwas sagen [...] ich kann es leider nicht verstehen.*“ Unter anderem betet Alwin Schneider mit ihm das „*Magnifikat*“ in italienischer Sprache: „*L'anima mia magnifica il Signore.*“ – „*Ich hatte den Text zur Hand, er liebte ja das Italienische.*“ Nach der erneuten Krankensalbung ist Alfons Beil „*darüber ganz ruhig geworden [...] Plötzlich merke ich: die Lippen bewegen sich nicht mehr, die Zunge liegt still im halboffenen Mund, die Augen schauen nach oben, wie dem Osterlicht entgegen [...] Christus, das Licht!*“²²⁷

Bereits am 6. März 1972 ordnet Alfons Beil in „*Mein letzter Wunsch*“ für seine Beerdigung „*größtmögliche Schlichtheit, Vermeidung alles Formalistischen und Klischeehaften und aller Zeichen im Sinn derer, die keine Hoffnung haben (1 Thes 4, 13)*“ an. Statt schwarzer wünscht er violette Gewänder. Zugrunde gelegt werden soll das im Sinne des II. Vatikanums „*geläuterte und erneuerte Verständnis des neutestamentlichen Priestertums; darum lege man zwar eine Stola, nicht aber stelle man einen Kelch auf den Sarg, da der Kelch kein Vorrecht des Priesters ist!*“ Deshalb wäre ein Begräbnisplatz mitten „*unter den anderen Gefährten der Pilgerschaft*“ sinnvoller, „*aber da wir nun einmal ein Priestergrab haben, wünsche ich darin beigesetzt zu werden*“.²²⁸ Am Donnerstag, 6. März 1997, ist um 14 Uhr das Totenoffizium in St. Albert, danach die Beisetzung auf dem Heidelberger Bergfriedhof.²²⁹ In einem persönlichen zweiseitigen Notat „*Nach der Beerdigung von Dekan Beil*“ hält Pfarrer Alwin Schneider noch am Tag der Beisetzung höchst aufschlussreiche Details fest.²³⁰

²²⁷ Siehe Q 1.4

²²⁸ Kopie aus dem Besitz von Rita und Klemens Hofmann, siehe Q 2.

²²⁹ Siehe Todesanzeige und Anzeigenkarte Q 1.4.

²³⁰ Siehe Q 1.4. So habe sich, als Alfons Beil noch im Sterben lag, beim Bezirksdies in St. Vitus Mohr bereits mit dem Auftrag hervorgetan, für die Vorbereitungen der Beerdigung zuständig zu sein: „*Was hat plötzlich Mohr mit Beil zu tun?*“ Für das Totenbildchen wäre Alwin Schneider ein Foto des Chorwandbildes von St. Albert angemessener erschienen, er muss sich aus Zeitgründen mit einer Reproduktion aus einem Reichenauer Kodex begnügen. Am Abend vor dem Begräbnis findet in St. Albert eine Gottesdienstprobe statt. Aus seiner langjährigen

In seinem Testament vom 22. April 1993²³¹ setzt Alfons Beil „*meine Nichte Theresia Knapp geb. Schlegel und ihren Mann Werner Knapp, Edingen*“ als alleinige Erben ein. Den Nachsatz druckt Pfarrer Alwin Schneider auf dem Totenbildchen ab.²³² Am 21. Juli 1995 ergänzt Alfons Beil das Testament: „*Meine eigenen Schriften (im Regal zwischen zwei blauen Kartons) vermache ich Herrn Prof. Dr. Michael Raske, z. Zt. Frankfurt/M.*“

In seiner Predigt im Totenoffizium würdigt Michael Raske das in jeder Beziehung herausragende Leben und Werk in eindrucksvollen Worten: „*Es ist ungewöhnlich, wie der Gemeindeseelsorger Alfons Beil das Geschehen der Zeit verfolgt hat, mit weitem Horizont und wachem Geist, im nächtlichen Studium internationaler Zeitschriften. Immer wieder hat er gerungen um ein umsichtiges, klares unbestechliches Urteil. Mit Freimut, Klarheit und Entschiedenheit hat er öffentlich ausgesprochen, was zu sagen an der Zeit war. Er, der die Schrecken zweier Kriege am eigenen Leib erfahren hat, hat sich für die Versöhnung zwischen den Völkern eingesetzt, engagiert bei Pax Christi und im Bensberger Kreis. Er hat immer wieder den Ungeist des Rüstungswahns angeklagt. Er war ein ausdauernder Anwalt für das Recht der Armen, der Fremden, der Asylsuchenden, der Armen in der Dritten Welt. In seinen knappen Leserbriefen hat er die Dinge auf den Punkt gebracht. Vielen von uns war sein*

Vertrautheit mit Alfons Beil heraus sucht er bei Mohr vergeblich gegen „*Allerweltslieder*“ zu intervenieren, kann nur „*O Licht der wunderbaren Nacht*“ noch einfügen lassen. (In seiner Ansprache weist Michael Raske darauf hin, dass es wohl „*für viele von uns in besonderer Weise mit Alfons Beil verbunden ist. Lange bevor es Aufnahme im Gotteslob fand, wurde es hier in St. Albert in der Osternacht gesungen*“.) Von der Stadt sei kein Bürgermeister gekommen, obwohl man immer gewusst habe, wer Alfons ist, wenn ein Zeitzeuge gefragt war. Die Anwesenheit von nur zwei evangelischen geistlichen Pensionären erklärt er mit einer gleichzeitig stattfindenden Klausurtagung der evangelischen Pfarrer: „*Schade, daß der Mann der Ökumene so wenig Beachtung findet [...] Vom Erzb. Ordinariat ist Domkapitular Dr. Stadel da; er hätte als Heidelberger aus St. Bonifaz sowieso dasein müssen. Schade, daß keiner der Bischöfe kam, wenn der älteste, hochverdiente Priester und Dekan mit 100½ Jahren zu Grabe getragen wird.*“ Obwohl er 20 Priester namentlich aufzählt, sind seiner Ansicht nach die Pfarrer „*relativ schwach vertreten*“ gewesen („*Aus Weinheim? Aus Mannheim? Aus Neckargemünd/Waibstadt? Aus Mosbach?*“). Die „*Große Runde um die Anlage des Priestergrabes war sehr schön und würdig*“, sie sei von einer Bläsergruppe unter Manuela Weis begleitet worden. Nach der Feier habe es eine kleine Zusammenkunft bei Kaffee und Kuchen in St. Albert gegeben. Raske, Ansprache, Q 4, Unterstreichung im Text.

²³¹ Siehe Q 2.

²³² „*Jesus, der Anführer und Vollender des Glaubens (Hebr 2, 2), erleuchte, stärke und tröste mich in dieser Welt, die so sehr im argen liegt (1 Job 5, 19); er bewahre mich in der Liebe, durch die der Glaube wirksam wird (Gal 5, 6), bis, wie ich hoffe, zur seligen Vollendung.*“

*Wort ein Leuchtfeuer, Orientierungshilfe und Ermutigung – im Geist der Propheten Israels und der Christenheit. Für mich ist Alfons Beil ein prophetischer Christ unseres Jahrhunderts, der sich den existenziellen Fragen und den bedrängenden Konflikten gestellt hat. Er gehört zu den Jüngern und Jüngerinnen Jesu, die hungern und dürsten nach Gerechtigkeit und die in ihrem unermüdlichen Einsatz für Gewaltfreiheit und Versöhnung Söhne und Töchter Gottes zu nennen sind.*²³³

Stand: 11. Dezember 2012

²³³ Siehe Raske, Ansprache, Q 4.

